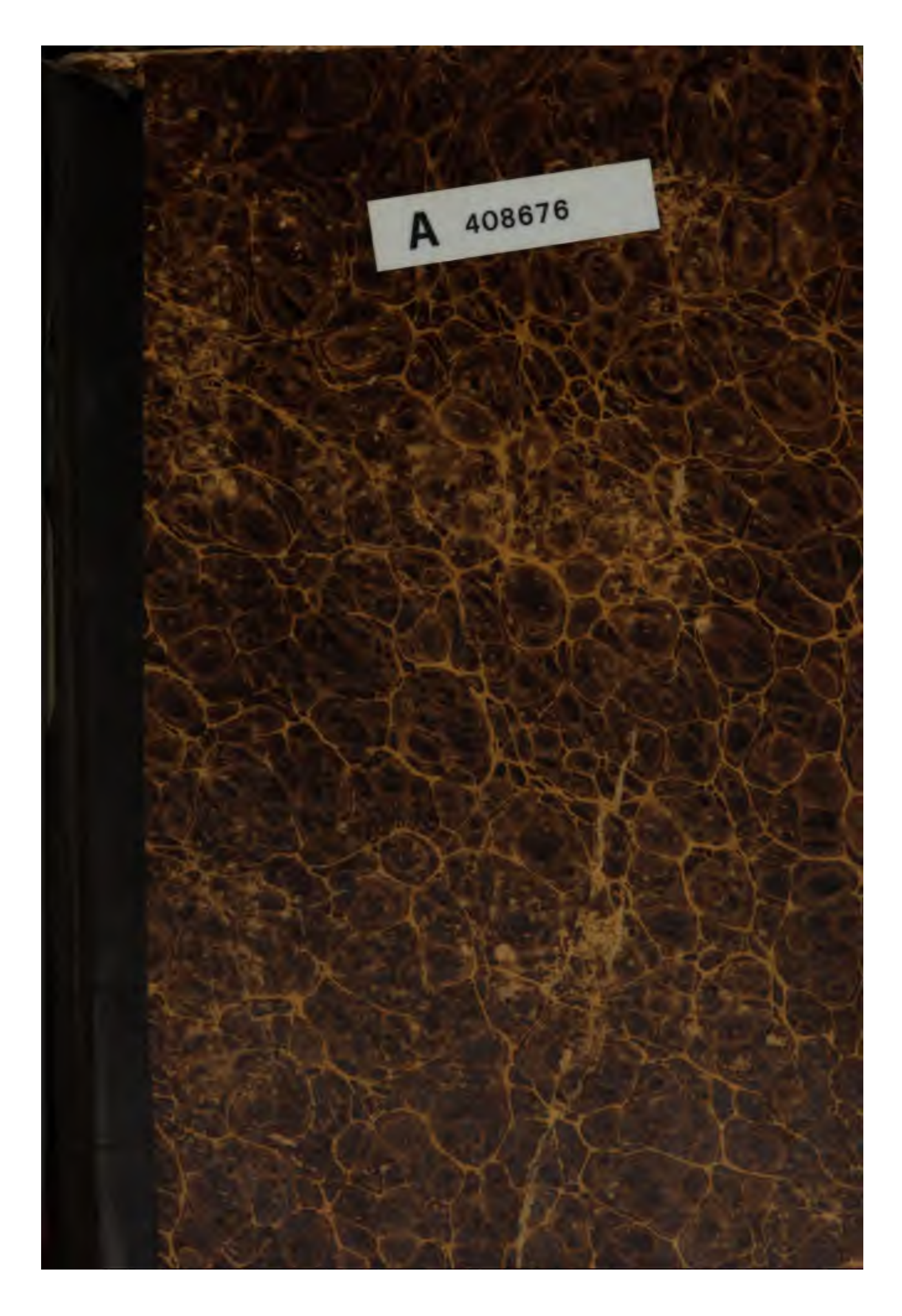
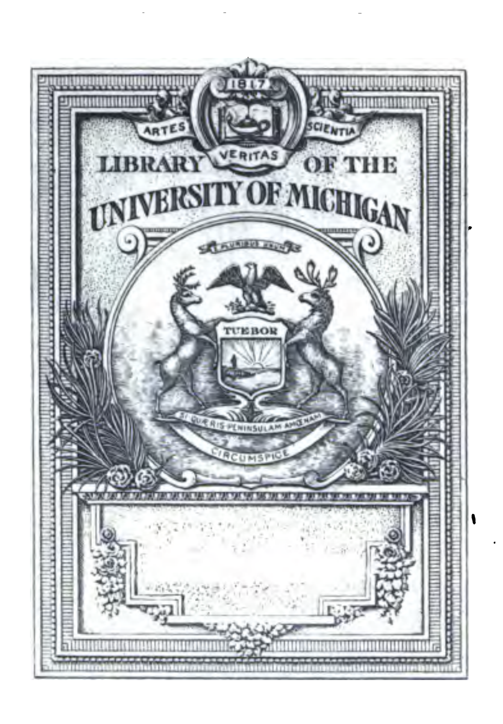
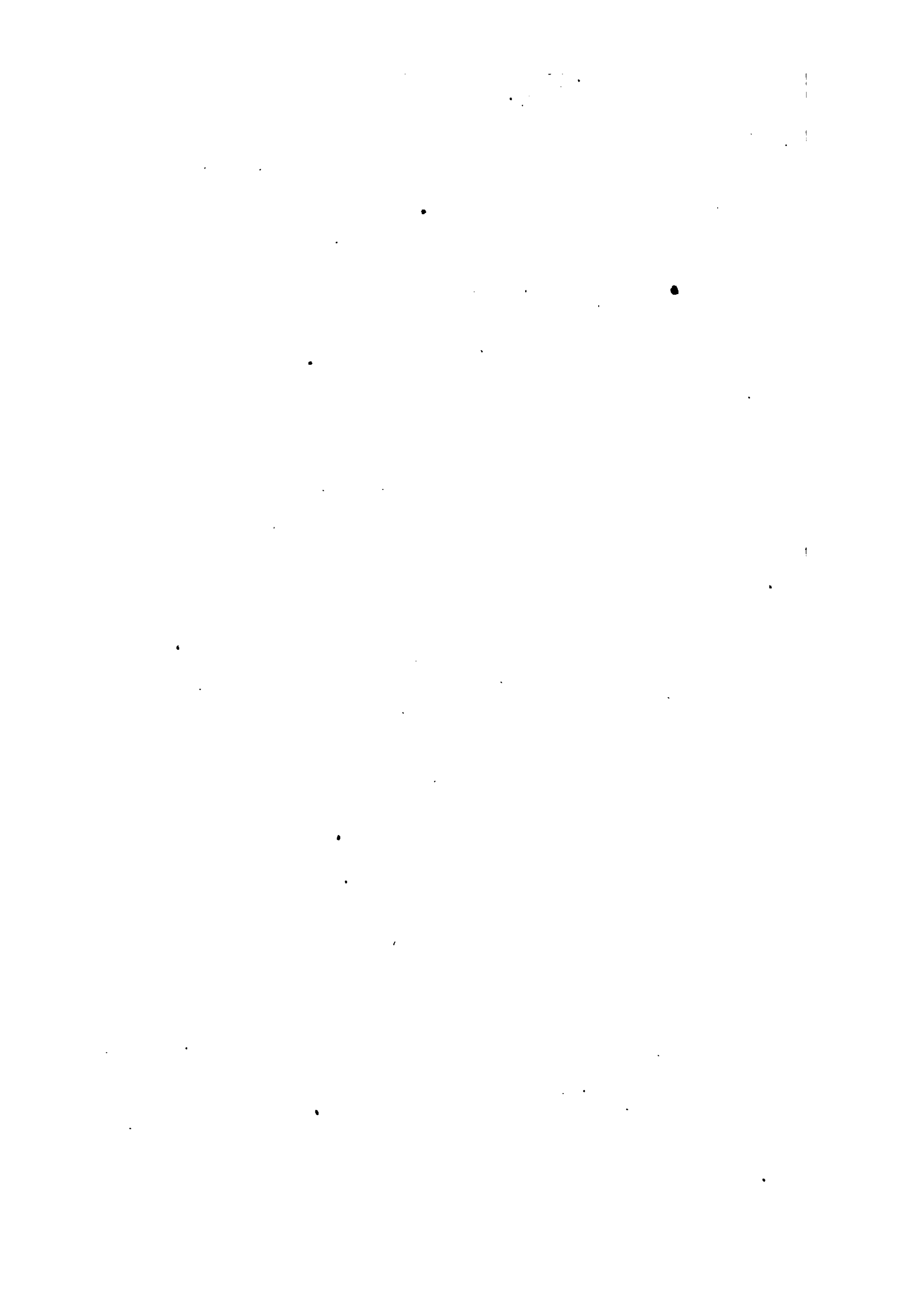



1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE

85.
I.



85.
I.

Seite 41.





Süddeutschland.

Gesammelt und herausgegeben

durch die Brüder

Ignaz und Joseph Zingerle.

Mit einer Einleitung von J. W. Wolf.

Mit einem Titelbilde.

Regensburg.
Papier, Druck und Verlag von Friedrich Pustet.
1854.

Seiner Hochwohlgeboren

dem Herrn

Ludwig Ritter von Heufler

zu Rasen und Perdonegg,

Tiroler Landmann ꝛc. ꝛc.

aus

Hochachtung

geweiht von den

Herausgebern.

Seiner Hochwohlgeboren

dem Herrn

Ludwig Ritter von Heufler

zu Rasen und Perdonegg,

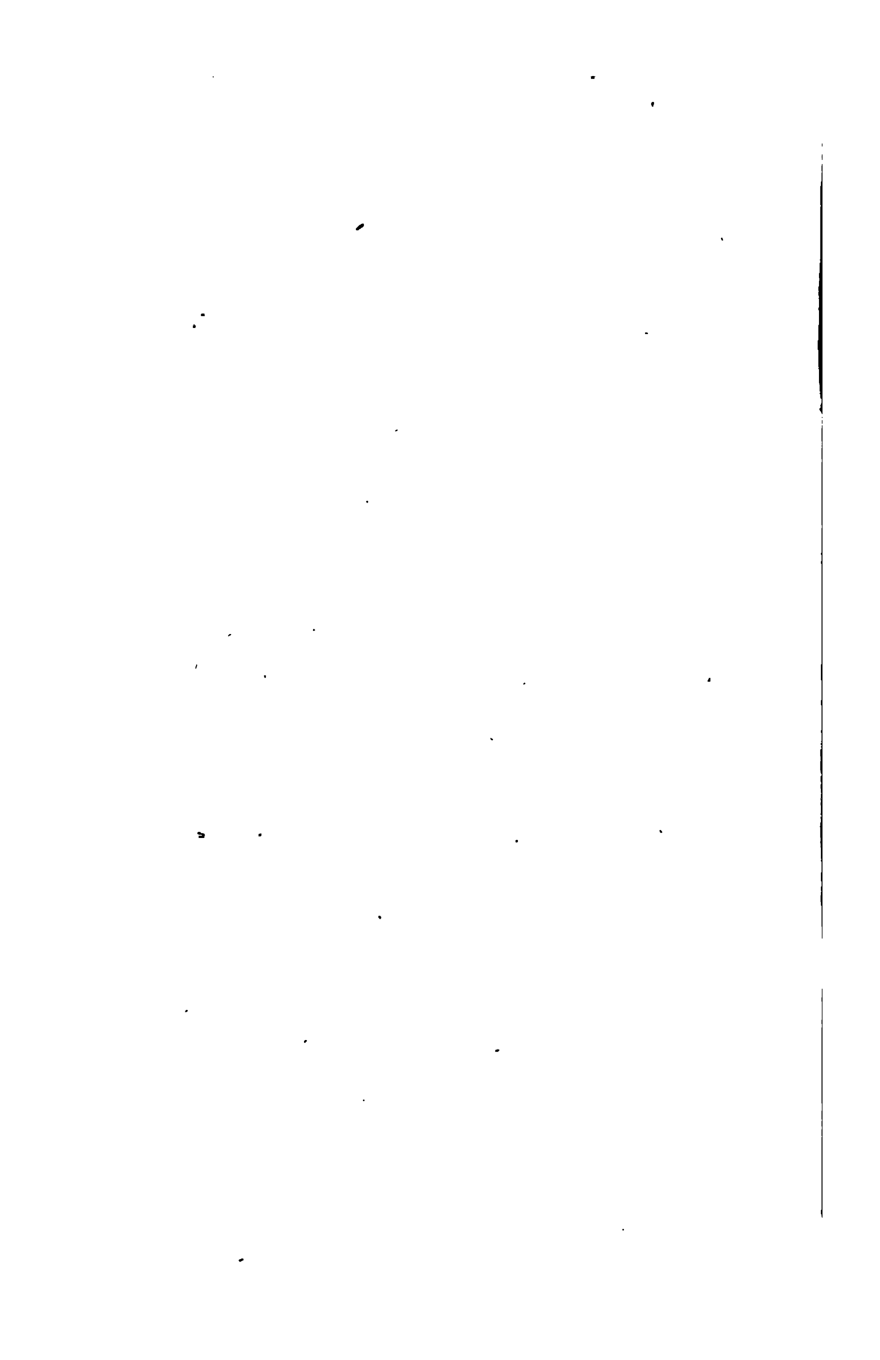
Tiroler Landmann ꝛc. ꝛc.

aus

Hochachtung

geweiht von den

Herausgebern.



Vorwort.

„Die Sage will ihr Recht. Ich schreit ihr nach.“
Fouque an Fichte.

Wir übergeben hiemit eine zweite Lese Tiroler Märchen dem Publikum. Wenn sich Jemand wundern sollte, warum wir mit der Ausgabe dieses Bändchens so lange gezögert haben, so geben wir unter anderm zu bedenken, daß der Sammler dem Jäger in manchem Stücke ähnlich ist und daß niemand einen Jäger schilt, wenn er hie und da umsonst auf die Jagd geht und eine geraume Zeit braucht, bis er eine gewisse Anzahl des eben geforderten Wildes beisammen hat. Wäre es uns nicht gerade darum zu thun gewesen, dieses Bändchen wieder mit Märchen auszufüllen, so wäre dasselbe vielleicht schon lange in den Händen der Leser, sie hätten aber dann in bunter Mischung hinnehmen müssen, was wir ihnen lieber gesondert vorlegen. Uebrigens können wir unsern Lesern die Nachricht geben, daß auch der dritte Band unsers Sammelwerkes bald ans Licht treten werde.

Wir fürchten aber, daß es noch viele in und außer unserm Vaterlande gibt, die über solche Nachrichten lächeln, und nicht begreifen, wie es einem gesunden Sinne einfallen könne, ein erstes, zweites, drittes, — ja vielleicht

noch mehrere Bändchen solchen Zeugs drucken zu lassen. Solche Verachtung dieser schlichten, immer kindlichen Kinder unseres Volkes wurzelt in allerlei Grundsätzen, Meinungen und Gewohnheiten, und es kann unsere Absicht nicht sein, die so oft geführte, aber wenig gewürdigte Vertheidigung zu übernehmen. Es haben schon Männer berühmtesten Namens von verschiedenen Standpunkten aus gesprochen, und wenn man diese überhört hat, so dürfen wir uns um so weniger schmeicheln, ein entscheidendes Wort in die Wagschale zu legen. Namentlich haben Simrock und Wolf, — beide vom christlichen Standpunkte aus, — die Vertheidigung übernommen, und sind besonders gegen diejenigen aufgetreten, welche aus religiösen Besorgnissen oder gar aus einseitiger Liebhaberei des griechisch-römischen Heidenthums uns die Erforschung unserer eigenen Vorzeit verkümmern möchten. Sie haben die erstern aufmerksam gemacht, wie ehrwürdige Reste der Uroffenbarung sich im germanischen Heidenthume vorfinden, und haben den letztern gezeigt, in wie lächerliche Widersprüche sie sich verwickeln, wenn sie alle schmutzigen Geschichten der sogenannten classischen Mythologie für so wichtig halten, daß sogar die deutsche Jugend damit angesteckt werden muß, während sie so viele tiefsittliche Momente altgermanischen Heidenthums nicht eines Blickes würdigen. Es ist hiebei gewiß nicht die Absicht dieser Vorredner echtdeutscher Wissenschaft gewesen, das Studium nicht deutscher Mythologieen zu

entwerthen, sondern sie haben nur Einseitigkeiten und Extreme verurtheilt, welche die Wissenschaft, die an ihnen längst schon vorübergegangen ist, wieder ganz und gar auf ihre Seite ziehen möchten. Nicht griechische, nicht römische, auch nicht ausschließlich deutsche, sondern die vergleichende Mythologie ist es, auf welche jetzt die führenden Geister ihre Aufmerksamkeit richten. Freilich kann diese universelle Wissenschaft ihre Aufgabe nicht erreichen, wenn die einzelnen Zweige nicht ihre Pfleger finden. Aber diese sollen dann nicht mit Verachtung ihrer Mitarbeiter an's Werk gehen, sondern beständig das große Ganze vor Augen behalten und über die Bemühung derjenigen sich freuen, welche scheinbar einem andern, aber eigentlich doch demselben großen Zwecke entgegenarbeiten. Möchte doch die Zeit, in welcher jeder Splitter der Wissenschaft sich von dem andern losriß und nur allein sich breit zu machen suchte, bald ganz und gar vorüber sein und nur im leidigen Andenken, nicht aber in eigensinniger Wirklichkeit existiren!

Würde es nun einmal gelingen, die oben genannten Gegner der Märchen- und Sagenliteratur von der Wichtigkeit deutsch-mythologischen Studiums zu überzeugen, so müßte auch ihr Eifer gegen das Zusammenlesen der zerstreuten Ueberreste unseres Heidenthums mit einem Male erkalten. Daß aber unsere Sagen, unsere Märchen, und alles, was in dieses Gebiet einschlägt, solche Ueberreste seien, darüber bedarf es wohl keines Wortes. Man

sage uns nur, auf welchem Grunde ist das alles gewach-
sen, wenn nicht auf heidnischem? Und man sage uns,
wohin hat sich das vertriebene Heidenthum geflüchtet,
wenn nicht in diese harmlosen Zufluchtsstätten? Freilich
muß man hiebei die Form genau von dem Wesen unter-
scheiden, und aus dem christlichen Gewande, womit sich
manches Märchen, manche Sage, mancher Brauch ge-
schmückt hat, nicht auf Wesen und Herkunft schließen.

Aber mit dieser Vertheidigung ihrer Herkunft könn-
ten wir die Volkskinder, deren wir hier wieder eine
Schaar vorführen, schlecht empfehlen. Unsere auf ihren
Irrfahrten hier und dort aufgegriffenen Jungen wollen
ja nicht bloß in die Stuben der Gelehrten wandern,
sondern sie suchen sich auch in andern Häusern Zutritt,
bei Bauern und Herren, und überall möchten sie gern
gelitten sein. Aber wenn sie heidnischer Herkunft sind,
wer sollte sie dann aufnehmen, wer gar an ihnen ein
Gefallen finden? Nur nicht verzagt! Diese Kleinen
haben sich ja durch so viele Jahrhunderte mit unserm
festgläubigen Volke vertragen, sind seine Freunde gewor-
den, haben ihm seinen christlichen Sinn niemals verküm-
mert, und werden wohl, wie anderswo, erst dann verab-
schiedet werden, wenn fade Aufklärerei mit jedem ehrwür-
digen Herkommen auch christlichen Sinn und christliche
Sitte aus dem Lande scheucht. Diese heidnischen Waisen
haben sich dem christlichen Wesen so gefügt und so ange-
schmiegt, daß an manchen nur das geübteste Auge und

der tiefste Scharfsinn die heidnischen Züge noch herausfinden wird. Und wie würden sie auch sonst von einem der christlichsten Völker so lange geduldet worden sein, wenn sie sich zu frei und heidnisch ungebührlich benommen hätten? Und rennt uns ein solcher Range in die Arme, der ohne alle christliche Zucht umherläuft, so können wir ihn schon auf solchen Wegen in die Quartiere der Gelehrten schicken, daß nicht zu befürchten ist, er laufe auch in andere Häuser hinein und treibe dort sein Unwesen. Aber wenn sich unsere Jungen dem sittlichen Gefühl anstößige Frechheiten nicht erlauben, so haben sie doch die Höhe moderner Civilisation noch lange nicht erstiegen. Sie erlauben sich manchmal Ungezogenheiten, die einem Salon wenig Ehre machen würden, und wobei Uebligkeiten, wenn nicht gar Ohnmachten zärterer Wesen erfolgen könnten. Es möchte ihnen in modern-zimpferlicher Gesellschaft ebenso gehen, wie es dem Bauer gegangen ist, der, auf einmal zum König erhoben, sich in die Hofsitte nicht schicken konnte. Es wird daher gescheidter sein, wenn man sie von solchen Kreisen ausschließt, und anstatt der unscheinbaren kräftigen Bauernkost, welche sie mit sich bringen, wieder die rothgeschminkten transrhenanischen Zuckeräpfelchen aufspeist. Sie würden in solcher Umgebung vielleicht auch deßwegen nicht wohl gelitten sein, weil sie keinen Frack tragen, der doch zu guter Aufnahme in höhere Kreise unentbehrlich ist. Ja einem fleißigen Beobachter wird es sogleich auf-

fallen, daß die heuer ausgesendeten in einem noch schlichtern Kleide auftreten, als ihre früher ausgeschickten Brüder. Geleckteß, glänzendes Zeug paßt nicht für dieß bäurische Völklein. Es nimmt sich immer verblüfft und tölpisch darin aus, und ist dann am feinsten und lustigsten, wenn es in seinem gewohnten Loden steckt.

Aber jetzt dürfen wir über die Achselzücker auch unserer theilnehmenden Freunde nicht vergessen, welche sich durch Wort und That unserm Unternehmen günstig erwiesen haben. Unser erstes Bändchen hat verschiedene Anzeigen, Besprechungen und Mittheilungen hervorgerufen, aus denen wir freudig ersahen, daß Männer, deren Wort in solchen Dingen gewichtig ist, unserm Unternehmen anerkennende Theilnahme zollten. Lob und Rüge von solcher Seite muß dem aufrichtig Strebsamen immer zur Ermunterung gereichen.

In unserm Vaterlande haben sich dann so manche gefunden, welche ihre Theilnahme durch die That bezeugten und eifrigst bestrebt sind, unsere Sammlungen durch Beiträge zu bereichern. Die Herren Hugo Ritter von Goldegg, Joseph Dielitz, P. Heinrich Högl, Peter Stolzissi, Anton von Kripp, nebst manchen andern, deren Bescheidenheit wir durch Nennung ihres Namens nicht zu nahe treten wollen, waren und sind für unsere Zwecke thätig. Auch das jugendlich rüstige Volk an den Gymnasien regt die Hand zum Werke, und wir sind, um anderer zu geschweigen, besonders den wackern Gymnasiasten Angerer

und Tragseil, d. Z. in Salzburg, zu innigem Danke verpflichtet. Diese Regung der jugendlichsten Kräfte muß uns besonders Trost und Aufmunterung sein, denn das freudige Handanlegen der Jünglinge ist immer ein günstiges Vorzeichen für die Zukunft gewesen.

Wir haben nun noch einen Wunsch zu erfüllen, der von mehreren Seiten laut geworden ist, und dem wir nachkommen zu müssen glauben, wenn es sich auch nur darum handelte, nicht als eigensinnig vor der Welt zu erscheinen. Man hat uns gerathen, bei den einzelnen Märchen ihren Fundort anzugeben, damit hieraus wissenschaftlich-interessante Vergleiche gezogen werden könnten. Ob hiebei, wenn man das freie, von jeder engern Heimat losgebundene Umherschweifen des Märchens recht in's Auge faßt, für die Wissenschaft etwas Ergiebiges herauskommen könne, wollen wir nicht untersuchen, sondern wollen denjenigen, welche für ihre lautgewordenen Wünsche die gehörigen Gründe haben werden, die geforderten Notizen nicht vorenthalten. Wir geben deßhalb nach jedem Märchen den Ort an, wo wir es gehört haben. Der geneigte Leser wird daraus ersehen, daß fast jede Gegend Deutschtirols im Büchlein vertreten ist. Das schöne Unterinnthal, wie das starre aber kräftige Oberland, das großartige Oetzthal, wie das weiche Zillerthal, das paradiesische Etschland, wie das unwirthliche Gebiet von Außerfern haben ihre Mannschaft zu dieser Märchenschaar gestellt.

Darin liegt zugleich die Vertheidigung gegen den Vorwurf, der uns deßwegen gemacht wurde, weil in der ersten Märchensammlung gewisse Landestheile besser vertreten waren, als andere. Die Hauptabwehr gegen diesen Vorwurf liegt aber in unserer Absicht, die angefangene Sammlung nicht mit diesem, oder dem folgenden Bändchen zu schließen, sondern eifrig fortzufahren, und mit jedem folgenden Theile die früheren zu ergänzen. Wenn uns von manchen Gegenden bisher wenig zugekommen ist, so kann die Schuld auch an etwas anderm liegen, als an unserm guten Willen.

Mit diesem Paß oder Laufzettel mag sich diese Schaar auf die Reise machen, und gute Aufnahme finden bei Gelehrten und Ungelehrten! Besonders mögen sie unsern Freunden in und außer Tirol viele Freude machen und vor allen demjenigen von unsern Landsleuten, der zuerst den heidnischen Ueberbleibseln in Tirol größere Aufmerksamkeit zugewendet hat. Sollten wir ihn einem oder dem andern erst nennen müssen, — es ist der gelehrte Germanist **Joseph Thaler**, Pfarrer in Kuens. Ihm und allen unsern Mitstrebenden unsern herzlichsten Gruß!

Ignaz und **Joseph**
Zingerle.

Einleitung.

Wenn es auch lange dauerte, bis Süddeutschland die Schätze seines Volksmundes zu sammeln begann, so haben wir dennoch damit nichts verloren, denn der schöne Eifer, welcher nun dort erwacht ist, bringt uns reichere Gaben, als wir von dort erwarteten. E. Meier in Tübingen hat den Reigen auf die anerkennenswertheste Weise eröffnet mit den drei trefflichen Sammlungen der schwäbischen Sagen, Märchen und Kinderlieder; was er für Schwaben so geworden ist, das sind die beiden Brüder Ignaz und Joseph Zingerle eben beschäftigt, für das altedle Land Tirol zu werden, die Retter seiner Traditionen.

Sie haben ihre warme Liebe für dieselben bereits auf vielfache Weise bewiesen, so durch die vielen schönen und gehaltvollen Sagen, die sie in der Zeitschrift „Phönix" und in der „Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde" mittheilten und noch mehr durch die im Jahre 1852 erschienenen Volksmährchen aus Tirol; alles schönes, reiches Erz aus ihren Bergen. Durch das vorliegende Buch wollen sie diese werthvollen Mittheilungen fortsetzen; und gleichreiche von Sagen, Kinderreimen, Volksliedern, Gebräuchen u. a. sollen bald folgen, so daß wir ihre Ernte auf diesem Gebiet eine vollauf gesegnete nennen dürfen.

Wir müssen ihnen um so dankbarer sein, da sie mit diesem Streben ganz allein unter den Ihren stehen, oder doch nur von wenigen Freunden kärglich unterstützt sind. Und nicht nur das, es fehlt dort selbst nicht an Verachtung

solcher Arbeiten, von Seite der Pedanten und Blasirten, welche einst auch über die Sammlungen der Brüder Grimm die Köpfe schüttelten und die Achseln zuckten. Das Geschlecht dieser knöchernen Seelen wird sobald nicht aussterben, aber ihre Reihen lichten sich zusehends und die der Freunde der Tradition mehren sich mit jedem Tage durch den Zutritt von reinen, naturfreudigen, frischen Gemüthern, welche noch von der Lust in sich tragen, mit der das Kind nach Blumen und Vögeln und Schmetterlingen greift und sich noch jenes lebenleuchtenden Blickes in die Schöpfung freuen, der unsern mittelalterlichen Dichtern einen so großen Reiz verleiht.

Hätten die Märchen auch keinen andern Werth, als den der bunten und reichen Gestalt, in der sie vor uns treten, wir müßten sicher auf ihre Erhaltung bedacht sein, so lang noch Pietät gegen das Vaterländische und Altüberlieferte einen Platz in unserm Herzen hätte. Aber sie sind mehr als das, sie haben einen reelleren Werth dadurch, daß sie Licht auf die älteste Geschichte unseres Volkes werfen und zwar insofern, als sie uns einestheils alte Göttermythen und Heldensagen aus dem spätern Heidenthum unseres Volkes berichten, und anderntheils den Zusammenhang unserer Stämme mit denen der Wiege der Menschheit, von der sie vor undenklicher Zeit sich trennten und auszogen zur neuen Heimath, oft mit großer Klarheit erkennen lassen.

So wohnt dem Märchen, wie überhaupt der Volksüberlieferung nicht nur ein poetischer, sondern auch ein großer historischer Werth bei und ihre Rettung und

Sammlung sollte ein jeder sich angelegen sein lassen, der für Deutschlands Urgeschichte einigen Sinn hat.

Der Mund des Volkes ist nämlich ein gar treuer Mund, wie jeder weiß, der mit seinen Spinnstuben und andern traulichen Zusammenkünften an der Linde, am Brunnen, auf der Bank vorm Hause und anderswo bekannt ist und da seinen Erzählungen horchte. Diese spinnen sich genau einmal wie das anderemal ab und der Enkel gibt sie dem Enkel mit denselben Worten, womit er sie von der greisen Großmutter empfangen hat. Irrt er, dann dauert es nicht lange und er verbessert sich; läßt er etwas aus, er wird es bald nachholen; wollte er aber gar etwas von sich hinzuthun und so von dem althergebrachten Text abweichen, dann würde man verschmähen, ihn ferner zu hören. Denn diese Märchen werden nicht etwa nur einmal erzählt; sie sind der Mai in jedem Winter, sie kehren mit dem Frost in alle Dörfer ein und lassen es warm und fröhlich werden überall, wo sie sich zeigen. Sie sind wie ein Wunschstab, der dem Geist die fernsten idealsten Fernen vorzaubert, wie die Schlüsselblume, welche dem Schäfer Berge voll Gold öffnet, ihnen wohnt eine verjüngende Kraft bei, wie dem Baume der ewigen Jugend. Dies weiß und fühlt das Volk und so läßt es sie, wie sie sind; wo Aenderungen vorkommen, da sind sie nur äußerlich, der Kern bleibt immer derselbe.

Da dies auf dem Gebiet, wo die vorliegenden Märchen gesammelt sind, noch weniger bekannt scheint, so mögen hier einige Zeugnisse folgen.

Die jüngere Edda erzählt von dem nordischen Gott

Loki, der schuld war am Tode seines Genossen Baldr, daß er sich aus Furcht vor Strafe in Fischgestalt in einem Wasserfall verborgen hatte. Da griffen die Götter zum Netz und zogen es durch den Wasserfall, aber Loki hatte sich unter einem Stein verborgen und das Netz ging das erstemal über ihn hinweg, beim zweiten Zug gerieth er zwar hinein, sprang aber auch wieder heraus, als man ihn packen wollte. Das wollte er auch beim drittenmal, aber der Donnergott Thörr faßte ihn mit kräftiger Hand und trotzdem wäre er abermals entwischt, hätte Thorr ihn nicht am Schwanz festgehalten. Daher kommt es, sagt die Edda, daß der Salm, dessen Gestalt Loki angenommen hatte, nach dem Schwanze zu so dünn ist. So der Mythos des Nordens; hören wir nun auch das niederländische und deutsche Märchen. Der heilige Petrus, der bekanntich ein Fischer war, zog eines Tages zum Fischzug aus, aber er fing nichts, bis zum letzten Zug, da war das Netz ganz voll. Er warf die Fische heraus und in den Eimer, aber den letzten konnte er nicht fassen, weil dieser immer hin und her sprang. Endlich packte ihn Petrus oben am Rückgrat mit Daumen und Zeigefinger und warf ihn zu den andern, indem er sprach: „Du bist ein Schelmfisch." Seitdem haben die Schelfische ihren Namen und das Mal oben am Rücken. Auf Helgoland erzählt man ebenso: „Der schmale, schwarze Streifen, welcher über den Rücken des Schelfisches lauft, wird von den Fischern für eine Narbe vom Griff des heil. Petrus gehalten." Hier sind also nur die Personen andere, statt des Gottes Thorr tritt St. Petrus ein, aber der Fischzug, der Fang und das Mal

auf dem Rücken sind unverändert im Volksmunde geblieben bis auf diese Stunde. Wie hier aber der St. Petrus des alten Donnergottes Stelle einnimmt, so traten viele andere Heilige an die Stelle anderer Götter, so die hh. Michael, Martinus und Georgius an die des höchsten Gottes Wuotan, der hl. Andreas an die Fro's, die heil. Muttergottes an die unsrer Göttinnen und stets erfolgt die Uebertragung mit derselben Genauigkeit. Denn als das heil. Kreuz siegreich über den Trümmern des Heidenthums leuchtete, da vergaß das Volk die alten Götter nicht so ohne weiteres; sie waren ihm seit urdenklichen Zeiten heilig und das Volk ist treu Darum versteckte es sie gleichsam unter der Hülle der Heiligen und wo dies nicht ging, schmückte es die der alten Göttlichkeit beraubten Scheitel mit dem Gold der irdischen Königskrone und behielt die alten Orte ihrer Verehrung in sicherm festen Andenken. Oft aber und zwar in den jüngern Versionen sinken die Götter und Helden tief im Rang, wie uns z. B. aus vorliegender Sammlung „die zwei Künstler" lehren: Dies Märchen ist ein Stück einer alten Heldensage und der, gleich Wielant, im Fluggewand ausziehende und die Königstöchter raubende Jüngling ist trotz aller Entstellung noch klar der alte Held. So finden wir ja den edeln Siegfried, wie er im Märchen zum Schmiedejungen heruntergekommen ist, göttliche, schöne Frauen, die nun als scheußliche Hexen umfliegen. (S. 54.)

Gegen jene Vertauschung der alten göttlichen Wesen mit den Heiligen protestirte die Kirche zwar fortwährend, sie suchte mit aller Kraft sie auszurotten, es gelang ihr

auch vielfach, doch sind dieser alten Mythen noch unzählige übrig, theils in dem Märchen und mehr noch in der Sage.

Das ist die eine Seite, von der uns das Märchen hochwichtig ist, die andere Seite führt uns noch ungleich tiefer in das Alterthum zurück. Ein Beispiel soll sie sofort klar machen. Es gibt ein schönes Märchen von einer Mutter, die ihr Kind verloren hat und an seinem kleinen Grabe bitte Thränen weint. Da erscheint ihr das Kind in seinem Todtenhemdchen, das ganz naß ist, oder mit einem überlaufenden Krüglein und sagt: „Liebe Mutter, weine nicht mehr, denn alle deine Thränen näßen mein Hemdchen“ oder „alle deine Thränen fallen in mein Krüglein, an dem ich so schwer zu tragen habe, daß ich meinen herumziehenden Gesellen nicht nachkommen kann.“ Da hörte die Mutter auf zu weinen und vergoß nicht eine Thräne mehr. Ueberall in Deutschland klingt dieses wunderbare Märchen wieder, man erzählt es sich ebenso im hohen Norden, der Engländer erfreut sich daran und noch mehr, der Türke kennt es und tief in Indien selbst weiß man die schöne Kunde. Noch eins. Ein anderes treffliches Märchen berichtet, wie der Herr Christus einst niederstieg, die Herzen der Menschen zu prüfen. Da kam er Abends spät vor einer reichen Frauen Haus und bat um Einlaß und Herberge, denn es war ein regnerisches, stürmisches Wetter. Aber die reiche Frau rief dem Herrn zu: „Geh, ich will nicht von Bettlern und Vagabunden mein Haus verunreinigt haben.“ Christus ging weiter und kam am Ende des Dorfes zu dem Hause einer armen Frau. Da klopfte er gleichfalls an und die Arme sprang

aus dem Bette, öffnete ihm die Thür und begrüßte den scheinbar müden Wanderer freundlich; sie setzte ihm ein ärmliches Nachtessen vor, ja sie gab ihm ihr eignes Bett und schlief auf der Erde. Früh am folgenden Morgen schied der Herr und segnete sie mit den Worten: „Was du heute zuerst thust, das soll den ganzen Tag dauern.“ Dann dankte er ihr und schied. Die Frau ging in die Kammer zurück und nahm neues Linnen, um es zu bügeln und siehe, die bügelte den ganzen Tag und die Leinwand nahm kein Ende, bis zum späten Abend und wurde stets feiner und feiner; ihr ganzes Haus war voll davon. Das vernahm die Reiche, lief dem Herrn nach und bat ihn um Einkehr. Er that es, sie bewirthete ihn prächtig und er sprach denselben Wunsch aus, wie bei der Armen, aber zum Unheil gerieth er ihr; denn sie wollte sich durch Wein stärken, bevor sie anfinge, etwas zu thun und drehte den Faßkrahnen; da lief der Wein den ganzen Tag, so daß er ihr ganzes Haus verdarb. Auch dies Märchen ist in Süddeutschland sehr bekannt, gleichfalls in den Niederlanden, aber auch in China lebt es in derselben Gestalt, nur vertritt Fo dort die Stelle, welche Christus bei uns einnimmt.

So wird denn das schlichte Märchen zu einer uralten Urkunde vom höchsten Werth, die Zeugniß gibt von den ältesten Zeiten, in die unser Blick ohne seine Erforschung nie dringen wird, Zeugniß von dem ursprünglichen Zusammenhang der Völker. Da lohnt es also wohl der Mühe, diese Urkunden zu sammeln und wir werden uns dadurch mehr und in höhern, edleren Fragen gefördert sehen, als die Ziegelschnüffelei und Wühlerei in römischen

Gräbern und Bädern und das Suchen nach alten Töpfen und Scherben es je vermag. Spätere Tage werden mit Recht solche müßige Spielereien belächeln, aber dankbar werden sie sein für jedes Märchen und jede Sage, jeden Gebrauch und jedes Lied, jeden Segen und jeden Aberglauben, der in unsern Tagen durch stets gesegnete Hände gesammelt und aufbewahrt wird. Die todten Ziegel und Scherben sind meistens stumm, in der Tradition aber lebt unsere herrliche, kräftige Urzeit jugendlich fort, dem an Tiefe der Ideen und edelm Aufschwung kein Volk der Erde etwas ähnliches zur Seite stellen kann; jene römischen Brocken, die sich ewig wiederholen, haben uns lange nur mit den Eroberern des Vaterlandes beschäftigt und nicht viel haben wir von ihnen gelernt, die Tradition aber spricht nur und allein vom Vaterland, sie schwellt unser Herz mit dem gerechtesten Stolz auf dasselbe und treibt uns an, seiner neuen Blüthe unser ganzes Wesen zu weihen. Sie wühlt nicht in der Scholle, sie klebt nicht an ihr, ihr Blick umfaßt nicht wenige Jahre oder Jahrhunderte, er durchfliegt Jahrtausende und die ganze Reihe der Völker, die waren und theilweise verschwanden, und freut sich der Heimat, die ihr über alles geht.

Diese neue Sammlung, die ich in den Händen aller Freunde der Tradition sehen möchte, bedarf einer weitern Empfehlung von mir nicht. Wenn auch nicht Alles neu darin ist, so hat doch das Bekanntere oft neue Züge und das Neue fällt immerhin in die Wagschale.

Jugenheim am 24. Juni 1854.

J. W. Wolf.

Löwe, Storch und Ameise.

Es war einmal eine arme, arme Witwe, die aus einem sehr vornehmen Geschlechte stammte und einen einzigen Sohn hatte. Sie wohnte mit ihm in stiller Einsamkeit in einem Walde und erzog ihn zu aller Zucht und Tugend. Der Knabe, der Johannes hieß, nahm lernbegierig die guten Lehren seiner Mutter auf und machte ihr Freude und erweckte ihr die schönsten Hoffnungen. Nur eines wollte ihr nicht gefallen, und das war seine Reiselust. Bei Tag und Nacht dachte er nur an die Schönheit und Pracht ferner Städte und Schlösser, von denen er erzählen gehört. Die kluge Mutter war mit diesem Wandertrieb desto weniger einverstanden, da sie wußte, daß ihrem Sohne doch immer das Geld zum Reisen fehlen werde. Ihr Abmahnen davon half jedoch nichts. Dem Sohne ward es im Walde immer mehr und mehr zu enge und es trieb und drängte ihn seine Sehnsucht nach der Fremde so, daß er sich eines Tages aufmachte und seiner weinenden Mutter und der Waldhütte Lebewohl sagte. Wie er so frank und frei, voll schöner Hoffnungen durch den dunkeln, dichten Wald ging, hörte er plötzlich ein fürchterliches Geheul.

Da dachte er sich: „ich muß doch sehen, was es da gibt, vielleicht kann ich helfen,“ und eilte muthig der Gegend zu, aus welcher der Lärm herkam. Als er so ein Stück gelaufen und zur Stelle gekommen war, sah er einen Löwen, einen Storch und eine Ameise, die sich um den Körper eines todten Pferdes stritten und dadurch diesen Lärm vollführten. Kaum waren sie aber des Fremden ansichtig geworden, als sie vom Streite ließen und ihn baten, er möchte ihren Rechtshandel schlichten. Da besann sich Hans nicht lange und machte den Schiedsrichter. Dem Löwen theilte er das Fleisch zu, dem langschnabeligen Storche überließ er die Gebeine zum Abnagen und der Ameise gab er den hohlen Kopf, damit sie darin nisten könne. Die Thiere waren über diese Theilung seelenvergnügt, dankten dem Jüngling auf's beste und der Löwe sprach: „Guter Freund, ich will dich belohnen und nicht ohne Dank von dir scheiden. Wenn du sagst: Hans der Löwe, so sollst du siebenmal stärker sein, als der stärkste Löwe.“ Darauf sprach der Storch: „Guter Freund, ich will dich belohnen und nicht ohne Dank von dir scheiden. Wenn du sagst: Hans der Storch, so wirst du siebenmal höher fliegen können, als meinesgleichen.“ Dann nahte die kleine Ameise und wisperte: „Guter Freund, ich will dich belohnen und nicht ohne Dank von dir scheiden. Wenn du sagst: Hans die Ameise, so wirst du siebenmal kleiner werden, als die kleinste Ameise.“ —

Hans ging nun von den Thieren weg und wanderte weiter durch den Wald. Da wurde das Gehölz endlich lichter und als er aus dem Forste hinaustrat, lag eine große, große Stadt vor ihm. Hans konnte sich nicht

satt daran schauen und wanderte schnurstracks auf sie los. Als er aber in dieselbe kam, war er durch das düstere Aussehen derselben nicht wenig überrascht. Denn alle Häuser waren mit schwarzen Decken behangen und alle Einwohner trugen sich schwarz. Da wunderte es Hans, was das zu bedeuten habe, und er fragte einen Bürger, der ihm begegnete, um die Ursache der Trauer. Darauf antwortete ihm der Mann mit trauriger Miene: „Ach weh uns! — Unsere geliebte Königstochter ist in ein fernes Schloß verwünscht worden und ihre Rettung ist beinahe unmöglich, denn ein fürchterlicher Drache mit drei Köpfen bewacht die verwünschte Jungfrau.“ Mit diesen Worten ging der Mann traurig von dannen. — Hans blieb allein stehen und hatte mit der armen Prinzeß das tiefste Mitleiden. Er wünschte sie zu erlösen, möge es kosten, was es wolle. Er erkundigte sich daher um die Lage des Schloßes und machte sich dann fröhlich auf den Weg dahin. Er mußte einige Tage wandern, bis er zum Schloßberge kam. Da bemerkte er aber zu seinem Schrecken, daß man nicht zum Schloße hinauf kommen könne, denn der Berg war steil und so glänzend und schlüpfrig, als wäre er mit Oel übergossen. Hans dachte nun nach, wie er hinauf kommen könnte, doch all sein Sinnen nnd Trachten war vergebens. Da fiel ihm plötzlich die Geschichte mit den Thieren ein und er sprach vor sich hin: „Hans der Storch.“ — Kaum hatte er es gesagt, da war er auf einmal in einen Storch verwandelt und flog auf den Berg hinauf. Er stand nun vor dem Schloße, doch die Pforte war eisenfest verschlossen und Niemand öffnete sie. Da sprach der Jüngling: „Hans die Ameise!“ und in einem Nu ward er die kleinste Ameise

und schlüpfte durch ein Astloch der Thüre in den Hofraum. Dort bekam er wieder seine vorige Gestalt, und besichtigte das große, feste Gebäude. Wie er so dastand und sann, wo etwa die Prinzeß gefangen sei, erschien ein meeraltes Männchen, das sehr klein war, aber einen ungeheuern Bart hatte. Dies fragte den Jüngling mit grunzender Stimme: „Bürschchen, was willst du hier?“

„Die verwünschte Prinzeß erlösen,“ erwiderte Hans. Darauf entgegnete der Alte: „Das wird schwer gehen, denn sie wird von einem fürchterlichen Drachen bewacht, der ihr auf dem Schooße liegt.“ —

Hans verlor durch diese Rede gar nicht den Muth und meinte, es wird schon gehen. Dann fragte er das Männchen: „Wo ist ein Schwert?“ — Das Zwerglein gab darauf den Bescheid: „Geh hinauf in die Rüstkammer und dort wirst du ein Schwert finden, das du kaum ertragen kannst. Das nimm!“

Hans stieg alsogleich in die Rüstkammer hinauf und holte das großmächtige Schwert, das er fast nicht ertragen konnte. Dann ging er auf das Zimmer zu, in dem der Drache die Jungfrau bewachte und sprach: „Hans der Löwe.“ Da wurde er siebenmal stärker, als der stärkste Löwe, trat in das Zimmer und schlug dem Drachen alle drei Köpfe mit einem Hieb herunter. — Kaum war dieses geschehen, so begann es im ganzen Schloße zu poltern und zu donnern und der Berg senkte sich mehr und mehr, bis er ganz verschwand. Dann machten sich Hans und die erlöste Königstochter auf den Weg und gingen in die Residenzstadt. Dort entstand ein unermeßlicher Jubel über die Befreiung der schönen Jungfrau und es folgte deßhalb

ein Fest auf das andere. Die Königstochter heirathete dann aus Dankbarkeit ihren Erlöser und lebte mit ihm vergnügt und glücklich bis zu ihrem seligen Ende.

(Mündlich aus Brixen.)

Das Bäuerlein.

Es war einmal ein Bäuerlein, das nichts hatte, als ein Weib und eine Kuh und sich sein Brod damit verdienen mußte, daß es das Rindvieh des ganzen Dorfes hütete. Das Bäuerlein war aber bei den übrigen Bauern nicht gut eingetragen, weil im ganzen Dorfe keine Kuh fett werden wollte, als die Kuh des Bäuerleins, und weil an jedem Abend nur seine Kuh satt und vollgestopft nach Hause kam, die übrigen aber leer und hungerig in ihre Ställe zurückkehrten.

Sie warfen die ganze Schuld auf den Hirten und forderten ihn auf zu bekennen, warum beim Heimkehren immer nur seine Kuh vollgestopft sei, die andern aber leer und hungerig? Der Hirt antwortete mit großem Ernst: „Was kann ich dafür, wenn ihr so schlechtes Vieh aufhaltet, das auf der besten Weide zu faul ist zu fressen.“ Die Bauern mußten sich mit diesem Bescheide zufrieden geben, dachten aber auf andere Mittel, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Einmal gingen sie hinaus, um selbst zu sehen, ob die Schuld an den Kühen oder am Hirten liege. Sie versteckten sich im Gebüsche und warteten, bis die Heerde heranzog. Da

sahen sie dann, wie das Bäuerlein seine Kuh immer auf den frischen Weidplatz führte, die andern Kühe aber nur dort grasen ließ, wo zuvor schon alles abgefressen war. Da entbrannten sie in großem Zorn, gingen nach Hause und weil sie dem Hirten sonst nichts nehmen konnten, beschlossen sie sein Weib abzuschlagen.

Als der Hirte abends nach Hause kam, fand er seine Alte schon todt. Er jammerte darüber, daß sich ein Stein hätte erbarmen mögen, und je länger er jammerte, desto mehr freute es die Bauern. Aber auch er dachte sich an den Bauern zu rächen und kam auf einen pfiffigen Einfall. Er nahm sein todtes Weiblein, trug es vor das Dorf auf die Straße und setzte es dort auf einen Stuhl. Dann stellte er ein Spinnrad davor und richtete alles so, daß jedermann glauben mußte, das Weiblein sei lebendig und spinne da mitten auf der Straße. Er selbst versteckte sich hinter den Stauden und wartete ab, was sich da zutragen würde. Alsbald kam ein Fuhrmann des Weges, und als er das Weiblein sah, knallte er mit der Peitsche und rief: „He da, ausgestellt!“ Das Weiblein rührte sich nicht. Der Fuhrmann schrie wieder: „Ausgestellt oder niedergefahren.“ Das Weiblein blieb fest, wie eine Mauer. Da schnellte der Fuhrmann, daß einem die Ohren gellten, und fuhr mit seinem Wagen vorwärts. Als er an das Weiblein kam, schrie er noch einmal: „Ausgestellt, du alte Hexe!“ Die Alte rührte sich nicht und der Wagen fuhr über sie hinaus. Das Bäuerlein hatte dem ganzen Spektakel zugeschaut und stürzte jetzt mit dem größten Lärm aus seinem Verstecke hervor: „Du Lumpenkerl, du Spitzbub, wer hat dich geheißen, mein Weib niederzufahren? Warte nur, dich

werde ich schon vor Gericht finden.“ So fabelte er fort, als ob es sein größter Ernst wäre. Der Fuhrmann ward auch zornig und sagte: „Mehr als zehnmal sagen kann man es nicht. Ich habe ihr schon gesagt, sie soll ausstellen. Warum ist sie nicht gegangen? — Jetzt hio.“ Das Bäuerlein ließ ihn aber nicht weiter fahren und sagte: „Du mußt mir vor Gericht. Ausgestellt hat meine Alte freilich nicht, wenn du auch geschrieen und ihr nahe gefahren bist, sie hat ja nichts gesehen und nichts gehört.“ Jetzt fürchtete sich der Fuhrmann freilich vor dem Gerichte, fing an zu bitten und sagte: „Ich will dir gern Roß und Wagen geben, wenn du mich nur bei Gericht nicht anzeigst.“ Das Bäuerlein war damit zufrieden, hieß den Fuhrmann absteigen und stieg dafür selbst auf den Wagen. Dann fuhr es in das Dorf hinein und schrie: „hi und hot und wistahe,“ und knallte mit der Peitsche, daß alles zusammenlief. Da schauten die Bauern groß drein, als sie das Bäuerlein daherfahren sahen, und fragten, woher es denn Roß und Wagen habe. Das Bäuerlein antwortete ihnen, es habe die Haut seines Weibleins verhandelt und für den Erlös Roß und Wagen gekauft. Der Handel schien den Bauern profitabel, sie traten zusammen und beschlossen insgesammt die Weiber abzuschlagen. Sie fielen also darüber her, machten ihnen den Garaus und zogen ihnen die Häute ab. Dann gingen sie mit den Häuten auf die Handelschaft und hofften bald mit Roß und Wagen heimzukehren. Aber die Häute hatten keinen guten Zug, so daß sie alle mit langer Nase heimkehren mußten. Darob wurden sie aufs neue erbittert über das Bäuerlein und beschlossen es in einen Sack zu stecken und in den See zu werfen. Richtig wurde das Bäuerlein

ergriffen, in einen finstern Sack gesteckt und zum See hinausgeführt. Am Wege stand eine Kapelle, darin eben Messe gelesen wurde. Die Bauern wollten die gute Gelegenheit nicht versäumen und gingen in die Messe. Den Sack mit dem Bäuerlein ließen sie indeß vor der Kapelle liegen, um ihn nach der Messe in den See zu werfen. Das Bäuerlein merkte seinen Vortheil und rief in einem fort aus dem Sacke: „Ich mag sie nicht, ich will sie nicht; ich mag sie nicht, ich will sie nicht." Da kam ein Wanderer des Weges, der hörte lange den sonderbaren Worten zu, trat endlich zum Sacke und sagte: „Was magst du nicht, was willst du nicht?" Da antwortete die Stimme im Sacke: „Ja wohl? Eine Königstochter soll ich heirathen, die mag ich nicht und die will ich nicht. Möchtest nicht du sie?" „Eine Prinzessin kriegt man nicht alle Tage, antwortete der Wandersmann, warum soll ich die nicht heirathen." „Ja so knüpfe nur den Sack auf und schliefe statt meiner herein, dann wirst du sie schon bekommen." Der andere knüpfte den Sack auf, ließ das Bäuerlein heraus und schloff an seiner statt hinein. Das Bäuerlein machte sich aus dem Staube und lachte sich den Buckel voll an.

Als die Messe zu Ende war, kamen die Bauern heraus, fuhren mit dem Sacke zum See und warfen ihn hinein. Dann kehrten sie wieder heim und waren seelenfroh, weil sie glaubten, das Bäuerlein habe jetzt sein Theil bekommen. Sie spazierten aber nicht lange im Dorfe herum, da kam schon wieder das Bäuerlein zuweg und trieb eine Schaar Schweine vor sich her, die es irgendwo gestohlen hatte. Die Bauern wußten nicht recht, wie ihnen war, schauten einander groß an und

kratzten sich hinter den Ohren. Ein Paar gingen hinzu und fragten das Bäuerlein: „Wie kommst denn du wieder zu Leben, und woher hast du denn die Kutt *) Facken **)?“ Das Bäuerlein antwortete: „Die Facken habe ich aus dem See geholt. Dort sind sie genug. Ist nur Schade, daß ich es früher nicht gewußt habe. Wenn ihr gescheidt seid, geht nur auch hin und holt euch einen Haufen!“

Diese Rede des Bäuerleins verbreitete sich windschnell im ganzen Dorfe. — Die Bauern hielten Rath und beschlossen in den See zu springen, um sich die Schweine herauszuholen. Sie gingen nun zum See hinaus und als sie dort ankamen, kehrte sich einer von ihnen um und sagte: „Jetzt wartet ein wenig. Ich will vorausspringen, und wenn ich die Facken sehe, so rufe ich: „Kummt!“ Wenn ihr mich also hört, dann springt ihr alle nach und wir werden die Facken heraufbringen.“

Dieser Vorschlag war allen recht. Der Bauer ging nun an's Wasser und sprang von der Ferne hinein. — Plumpf, that es. „Habt ihr gehört? sagten die Bauern zu einander. Er hat gerufen: Kummt.“ Auf das hin sprangen alle Bauern ins Wasser und mußten jämmerlich ersaufen.

Nun waren zu den Bäuerinnen die Bauern auch hin, und das Bäuerlein war muttergottseelenallein im ganzen Dorfe. Es wußte sich den Reichthum der Bauern tüchtig zu Nutzen zu machen und war so lustig und wohlauf, daß es mit keinem Fürsten getauscht hätte.

(Mündlich aus dem Burggrafenamte.)

*) Kutt, die = Haufen, Menge.
**) Facken = Schweine.

Der Gang zur Apotheke.

Es wurde einmal ein Knabe in die Apotheke geschickt, um ein Nichts im Wasserl zu holen. Er fürchtete den Namen der Arznei zu vergessen und sagte daher auf dem Wege immer vor sich hin: „Nichts im Wasserl — nichts im Wasserl."

Einige Fischer, die am Wege saßen und seine Worte hörten, wurden darob überaus zornig, gaben ihm eine gute Zahl Ohrfeigen und sagten, er müsse nicht sagen: „Nichts im Wasserl", sondern: „Einen nach dem Andern."

Der Bube merkte sich das, absonderlich wegen der Ohrfeigen und sagte nun immerfort: „Einen nach dem andern, — einen nach dem Andern." Bald kam er an einem Haufen Leute vorbei, die zusahen, wie einer gehängt wurde. Er ließ sich nicht irre machen und wiederholte fleißig sein: „Einen nach dem Andern." Die Leute, die das hörten, wurden zornig, verwiesen ihm seinen Muthwillen und sagten: „Du mußt sagen: Gott tröste die arme Seel'!"

Der Bube ließ sich nicht zweimal warnen und sagte in einem fort: „Gott tröste die arme Seel', — Gott tröste die arme Seel'." Mit diesen Worten ging er seines Weges und es begegnete ihm bald ein Schinder mit einem krepirten Rosse. Dieser ward zornig über den Buben seiner gottlosen Rede wegen und prügelte ihn tüchtig durch. —

Dann gab er ihm Weis' und Lehre und sagte: „Du mußt sagen: Das Sauleder stinkt." Der Bube merkte

sich die Worte fleißig, absonderlich wegen der Prügel und sagte nun immerfort: „Das Sauleder stinkt, — das Sauleder stinkt.“ Da kam des Weges ein Herr mit einer schönen Frau am Arme und als der die Worte des Buben hörte, ward er krebsroth vor Zorn, wichste ihm mit seinem Stocke ein Paar Ordentliche auf und gab ihm dann neue Weis' und Lehr, indem er sagte: „Du mußt sagen, dieses ist ein schönes Ding.“

Der Bube merkte sich die Worte fleißig, absonderlich wegen der Streiche und sagte immerfort: „Dieses ist ein schönes Ding, — dieses ist ein schönes Ding.“ Sein Weg führte ihn an einem Schusterhaus vorbei, an dessen Fenster der Meister gerade Schuhe nagelte. Wie dieser den vorbeigehenden Buben ein- um das anderemal sagen hörte: „Dieses ist ein schönes Ding,“ ward er neugierig und schaute zum Fenster hinaus. Während er die Augen anderswo als bei der Arbeit hatte, schlug er sich einen Nagel in den Finger. Deßhalb wurde er über den armen Buben zornig, lief hinaus und haute ihn tüchtig durch.

Der Bube getraute sich nun nimmer zu sagen: „Das ist ein schönes Ding“ und weil ihn der Schuster auch nichts anderes dafür gelehrt hatte, so hatte er gar nichts zu sagen und er wußte nicht, was er in der Apotheke verlangen sollte. Er kehrte also um und schleunte*) sich nach Hause zurück, zu Vater und Mutter. Diese verlangten von ihm die Arznei und weil er keine mitgebracht hatte, so ging die Musik auf's neue los und der Bube bekam Schläge, daß sich ein Stein über ihn hätte erbarmen mögen. (Mündlich aus Kramsach.)

*) beeilte sich.

Schneider Freudenreich.

In uralter Zeit, als anstatt der Murbrüche noch die schönsten Wälder Hügel und Wand bekleideten, lebte ein armes Schneiderlein, das nur mit Mühe sein tägliches Brot sich erwarb und sich schwer durchs Leben brachte. — Oft litt er Hunger und konnte seinen Durst nur am Brunnen stillen. Da dachte er sich einmal: Heute ist Festtag und ich will mich auch einmal satt essen, und kochte sich ein Hafermus, das so dicht und fest war, daß wohl Dragoner hätten darauf exerziren können. Dann setzte er sich behaglich vor dasselbe und fing an zu essen, daß es einem den Mund wässern machte. Wie die Fliegen das sahen, kamen sie auch herbei, wollten ihr Theil haben und setzten sich auf den Brei. Darüber wurde der Schneider nicht wenig zornig, erhob seine Rechte, zielte und führte einen so gewaltigen Streich auf die armen Thierchen, daß sieben maustodt blieben und die übrigen erschreckt eiligst davonflohen. Als dies der Schneider sah, bildete er sich nicht wenig ob dieser Heldenthat ein und wußte nicht, was er aus Freude anfangen sollte. Endlich nahm er einen Zettel und schrieb mit großen Buchstaben darauf:

„Schneider Freudenreich
Schlägt sieben auf Einen Streich."

Den Papierstreifen mit diesen Worten heftete er auf seinen Hut, setzte diesen auf und zog seinen Sonntagsfrack an. Dann stieg er stolzirend aus seinem Stübchen und schritt mit herausfordernder Miene durch die Gasse des

Dorfes. Da sahen nun alle, die ihm begegneten, den Zettel und lasen ihn. Davon bekamen sie großen Respect vor dem Schneider und in jedem Heimgart sprach man nur mehr vom Schneider und seiner riesenmäßigen Stärke. Das gefiel ihm nicht wenig und er nahm weder den Zettel vom Hute, noch den Hut vom Kopfe. Darob verbreitete sich der Ruf vom heldenmäßigen Schneider immer weiter und weiter und drang selbst bis zur Königsstadt. Das war bei Hofe eine gar erwünschte Mähre, denn man hatte dort einen baumstarken Mann von Nöthen, weil ein furchtbarer Ebér im königlichen Thiergarten tagtäglich großen Schaden anrichtete. Wie der König vom tapfern Schneider hörte, war er seelenfroh und ließ ihn durch einen Läufer herbeiholen. Das gefiel dem eitlen Schneider nicht wenig und er begab sich im besten Sonntagsputze in die Residenz, wo der König Hof hielt. Dort war er gar huldvoll empfangen und königlich bewirthet. Das sagte dem Schneider zu und er aß und trank, als ob er ein Riese gewesen wäre. Der König erzählte ihm vom Unthiere, das dem Thiergarten so großen Schaden zufügte, und forderte vom Schneiderlein Hilfe. Als Lohn versprach ihm der König seine schöne Tochter zur Ehe und das Königreich zum Erbe. Da ging Schneider Freudenreich auf den Antrag ein und machte sich flugs ans Werk. Singend und pfeifend wanderte er in den Wald hinaus, um dort das Abentheuer zu bestehen. Er war guter Dinge und suchte links und rechts und rechts und links nach dem Schadenthiere, doch all sein Suchen und Forschen war vergebens. Als er schon alle Hoffnung, das Unthier zu finden aufgegeben hatte, knickte und krachte es plötzlich durch das Dickicht daher, daß dem Schneider Se-

hen und Hören hätte verleiden mögen. Der wilde Eber raste durch Busch und Baum daher und riß alles vor sich nieder und stürzte auf das Schneiderlein los. Doch dieses faßte sich schnell, streckte lustig seine Beine aus und lief über Kopf und Hals in eine Kapelle, wo er sich hinter die Thüre stellte, die er offen ließ. Der Eber stürzte bald wuthschnaubend und pfeilschnell durch die offene Pforte und vor zum Altare. Das Schneiderlein war aber eben so schnell durch die Thüre hinaus und schlug dieselbe zu, daß die Kapelle zitterte. So war nun das Wildthier gefangen und konnte des Hungertodes sicher sein, denn all sein Toben und Wüthen war fruchtlos. Das Schneiderlein war über diese That nicht wenig erfreut und kehrte triumphirend in die Königsstadt zurück, wo er mit Jubel empfangen wurde. Er ward von einem langen Zuge Menschen in die Königsburg begleitet, wo er dem Könige seine Heldenthat erzählte und um die versprochene Belohnung bat. Dieser kam aber, anstatt sein Versprechen zu erfüllen, mit einer neuen Bitte. Denn eine neue Gefahr, weit schrecklicher als die erste, drohte dem Königshause Tod und Verderben. Ein unzählbares Feindesheer war in das Reich eingefallen und alle Heere, die man ihm bisher entgegengestellt hatte, waren geschlagen und vernichtet worden. Das Volk verweigerte aber den Kriegsdienst, weil es sich dachte, der Feind kann gegen uns und gegen alles, was uns heilig ist, nicht schlimmer walten, als der König. Der König war deßhalb in einer verzweiflungsvollen Lage und bat das Schneiderlein um Hilfe und versprach ihm die Prinzeß zur Frau und das Reich als Erbe. Das Schneiderlein ging auf die Bitte ein, stieg in den Hof hinunter und ließ sich das beste

Streitroß, das im königlichen Stalle war, satteln, schwang sich sodann hinauf und ließ sich so fest daran schnüren, daß er droben saß, als wäre er angenagelt. Dann sprengte er davon, wie das Wetter, und die Knappen des Königs folgten ihm, als ihrem Führer, und zogen dem Feinde entgegen. Der Weg führte sie an einem Crucifixe vorbei. Da dachte sich das Schneiderlein, Alles muß mit Gotteshilfe geschehen, hielt stille, umfaßte das Kreuz und riß es aus der Erde. Er trug es mit sich und ritt dem Feinde entgegen. Als die Feinde den Schneider mit dem Kreuze sahen und auf seinem Hute lasen: Sieben auf Einen Streich, faßte sie ein gewaltiger Schreck. Sie machten rechtsum, liefen davon und ließen sich nie mehr sehen. So ward der Krieg glücklich ohne Blutvergießen beendigt. Siegreich kehrte das Schneiderlein in die Königsstadt zurück und ward auf's herrlichste empfangen. Besonders gut wurde er am Hofe aufgenommen und es wurde eine große Tafel dem Schneiderlein zu Ehren veranstaltet, wobei es gar lustig herging und an Weinen und Braten nicht fehlte. Das Schneiderlein wurde hoch gefeiert und hatte alles nach seinem Willen. In diesem glücklichen Leben wurde es jedoch bald gestört, denn es war noch ein Feind zu bewältigen. Es hausten drei wilde Riesen im Walde draußen auf ihrer Burg und kümmerten sich weder um Recht, noch um Ordnung. Sie thaten nur, was ihnen taugte, schalteten nach Willkür und übten weit und breit List und Grausamkeit. Diese sollte nun das Schneiderlein auch demüthigen und andere Sitte lehren. Er besann sich nicht lange und marschirte schnurgerade auf die Riesenburg los. Als er im grünen Walde zur Wohnung der Riesen kam, dunkelte schon der Abend heran.

Er stellte sich müde und matt, klopfte an das Thor mit dem daran befestigten Hammer und bat, als ihm geöffnet wurde, um eine Nachtherberge. Diese wurde ihm gerne gewährt. Er wurde auf das gastfreundlichste aufgenommen und in ein herrliches, vor Gold und Silber funkelndes Zimmer geführt. Dort stunden auf einem Tische die kostbarsten Speisen und die besten Weine und der Schneider ließ sich dabei kreuzwohl sein. Die Riesen meinten es aber mit dem tapfern Schneider nicht ehrlich, denn sie fürchteten ihn und wollten ihn durch List aus dem Wege räumen. Deßwegen thaten sie so freundlich gegen ihn und zechten mit ihm in die Wette. Nachdem sie bis tief in die Nacht hinein geschlemmt und getrunken hatten, stellte sich endlich der Schlaf bei allen ein. Da wurde dem Schneider ein schönes Schlafzimmer angewiesen, in dem eine eiserne Bettstätte war.

Der Schneider streckte sich alsogleich seiner Länge nach auf's Bett und fing an zu schnarchen, daß fast die Wände zitterten. Er lag aber ganz an einer Seite und das war sein Glück. Denn die Riesen blieben wach und warfen, sobald sie glaubten, daß der Schneider eingeschlafen sei, große Steine aus einer Oeffnung am Oberboden auf ihren Gast herab. Der Schneider gähnte, als er dies bemerkte, lachte dann und rief mit dem größten Gleichmuthe zu den Riesen hinauf: „Ihr Lumpen, wißt ihr denn nichts Besseres zu thun, als Erbsen auf mich herab zu werfen?“ Dann griff er nach den Steinen, und warf sie mit solcher Kraft durch das Loch an der Zimmerdecke, daß zwei Riesen davon todt zu Boden stürzten. Das jagte dem dritten eine so große Furcht ein, daß er sich eiligst verbergen wollte. Aber jetzt dachte der Schneider an den Schlaf nicht mehr.

Da zwei Riesen todt waren, sollte auch der dritte nicht mit heiler Haut davon kommen. Der Schneider machte deshalb Licht, und ging in die Riesenkammer hinauf. Als er dort eintrat, hatte der Riese gerade eine Leiter durchs Lichtloch aufgelehnt, stand darauf und wollte auf das Dach hinaufstiehen. Da ergriff der Schneider die Leiter, zog sie ihm ausunter und der Riese fiel in den Hof hinunter und zerschmetterte ganz und gar. Nun waren die drei Riesen todt und der Schneider Herr des Schloßes. Als er sich dasselbe genug besichtigt hatte, schwang er sich auf ein Roß und ritt in die Königsstadt, wo er freudig empfangen und bei Hof gar gut aufgenommen wurde. Er mahnte nun den König an sein Versprechen, und erhielt auch die Prinzeß zur Braut. Da gab es eine gar lustige Hochzeit, und das tapfere Schneiderlein war und blieb der glücklichste Mensch auf der Welt. (Mündlich aus dem Oetzthale.)

Hansl Gwagg-Gwagg.

Es war einmal eine Mutter, die hatte drei Söhne, von denen der jüngste Hans hieß und, wie wohl mehrere seines Namens, ein rechter Lappe war. Außer den drei Buben besaß die Mutter nur noch ein kleines Hüttlein, und das war zu klein, als daß alle drei darauf hin hätten heirathen können. Nachdem das Weib lange hin- und hergedacht hatte, was denn da anzufangen sei, kam sie auf einen Gedanken, der allem Zweifel und Streite ein Ende machen sollte. Sie stieg in die Dill'nkammer hinauf, nahm

drei Riedel Haar*) und ging damit in die Stube hinab, wo die drei Buben eben bei der Marende saßen. Sie setzte sich auch an den Tisch, legte die drei Riedel vor sich hin und begann: „Ihr wißt wohl, daß unser Anwesen klein ist und für drei Familien nicht ausreicht. Es hat mir schon vielen Kummer gemacht, welchen von euch ich den andern beiden vorziehen und als Erben einsetzen soll. Da hat nun jeder von euch einen Riedel Haar, den mögt ihr zu euren Mädlen tragen und wer seinen Riedel am schönsten gesponnen zurückbringt, dem gehört unser Höflein zu eigen, und er mag sich sein Mädl als Eheweib heimführen.“ Sie vertheilte nun die Riedel an die drei Buben und machte sich wieder zur Thüre hinaus.

Die zwei ältern Brüder waren pudelnärrisch vor Freude und jeder dachte sich: „Da kann's nicht fehlen. Die Meinige spinnt am schönsten im ganzen Revier und in einigen Wochen geht's an die Hochzeit.“ Noch am selben Abend gingen sie zu ihren Mädlen in Heimgart und brachten ihnen die Riedel und erzählten, was die Mutter gesagt habe.

Dem Hans aber kam die ganze Geschichte spanisch vor und er wußte nicht recht, was er mit dem Riedel anfangen sollte. Abends machte er sich aufs gerathewohl mit seinem Riedel auf den Weg und schlenderte ein Stück durch das Moos hin.

Er dachte nur daran, wo er etwa eine gute Spinnerin finden könnte nnd schaute nicht rechts und nicht links. Auf einmal hörte er eine Stimme, die ihm in einem fort zurief:

---

*) Haar = Flachs.

„Hansl, wo gehst hin?“
Gwagg, gwagg.
„Hansl, wo gehst hin?“
Gwagg, gwagg.

Er schaute drein wie ein Narr, als er immerfort diese Worte hörte und sprotzte nach allen Seiten hin, um zu erfahren, wer denn der milde Schreier sei. Er sah aber keinen Menschen weitum und bemerkte nur in der Nähe eine Pfütze, aus der die Stimme zu kommen schien. Er ging hin und da sah er eine mächtige Kröte auf ihn zupatschen, die schaute ihn gar freundlich an und schrie noch in einem fort:

„Hansl, wo gehst hin?“
Gwagg, gwagg.
„Hansl, wo gehst hin?“
Gwagg, gwagg.

Hansl erzählte nun die ganze Geschichte, daß er sich um eine Spinnerin für den Riedel umsehen müsse, den er bei sich trage, und daß diese Spinnerin, wenn sie das Stück Arbeit recht gut vollendet hätte, sein Weib werden sollte. —

Die Kröte hatte fleißig aufgemerkt und wie die Erzählung zu Ende war, fieng sie wieder an zu schreien und schrie in einem fort:

„Hansl, nimm mi!“
Gwagg, gwagg.
„Hansl, nimm mi!“
Gwagg, gwagg.

Wie er die Kröte so wehmüthig bitten hörte, nahm Hansl den Riedel, warf ihn vor sie hin und blieb nun noch eine geraume Weile auf dem alten Flecke stehen. Denn

es wunderte ihn, was das plumpe Thier mit dem Haare anfangen würde. —

Rasch packte die Kröte den Riebel und fuhr damit um einige Stauden herum, so daß der Hans gar nicht recht verstand, wo denn das eigentlich hinauswolle, und ärgerlich von dannen ging. Er riß sich fast die Haare aus, daß er dem dummen Thiere seinen Riebel vorgeworfen habe, und mißmuthig grunelte er vor sich hin: „Da hast du wieder den Gescheidten gespielt. Hättest du den Haar behalten, so hättest du doch etwas, jetzt aber hast du gar nichts mehr."

Am andern Tage ging ihm wieder die Geschichte vom vorigen Abend im Kopfe herum und es kam ihm in den Kopf, doch noch einmal nachzuschauen, wie die Kröte mit dem Riebel gehaust habe. „Vielleicht, dachte er sich, geht die ganze Geschichte doch am Ende nicht übel aus."

Er ging nun hinaus zur Pfütze und war nicht wenig erstaunt, als er einen großmächtigen Strehn des feinsten Garns um die Stauden gezogen sah. Die Kröte kam auch wieder herangepatscht, schaute mit ihren kugelrunden Augen zum Hansl auf und sagte: „Du wirst sehen, Hansl, daß der Haar deiner Brüder nicht so fein gesponnen ist, wie der deinige und daß das Anwesen dir zufallen wird. Aber weißt du, Hans, dann mußt du mich auch heirathen!" Bei diesen Worten machte Hans ein saueres Gesicht, die Kröte aber schaute ihn schelmisch an, und nachdem sie eine Weile seine Grimassen betrachtet hatte, fuhr sie wieder fort: „Hast du das Hüttlein einmal in Händen, so mache nur einen kurzen Prozeß und laß unsere Hochzeit nach Schick und Brauch dreimal verkünden. Dann laß in der Pfarrkirche ein feierliches Amt

fingen und wenn ich auch noch nicht dabei bin, so soll dir deßwegen kein graues Haar wachsen. Aber während des Amtes muß mein Brautkleid in der Sakristei bereit sein und dann wird schon alles recht werden. So, b'hüt Gott, Hans!"

„B'hüt Gott, Krötl," sagte Hans, stand noch eine Zeit lang da, als wenn er angepappt wäre, nahm dann den Strehn und ging wieder nach Hause. Er zeigte der Mutter das Garn und sie konnte fast nicht begreifen, wie denn ein so feines Gespinnst zu Stande gebracht werden könne. Die Brüder brachten auch ihr Garn, aber das konnte mit dem Strehne des Hansl gar keinen Vergleich aushalten und es war daher schnell ausgemacht, wem das Hüttlein gehöre.

Hansl erzählte nun auch die Geschichte von der Kröte und sagte, daß er zum Pfarrer gehen wolle, um sich verkünden zu lassen. Da lachten Mutter und Brüder, daß ihnen der Bauch naggelte*), und schalten ihn einen Lappen, daß er sich so etwas einfallen lasse. Er aber blieb bei seinem Vorhaben und ging zum Pfarrer. Der Pfarrer mußte über Hansels Einfall ebenfalls lachen, aber Hansl bestand auf seinem Begehren und sagte: „Kurzum ihr müßt mich verkünden und mir das Hochzeitsamt halten." Der Pfarrer gab sich endlich, und Hansl ging vergnügt nach Hause.

Nach vierzehn Tagen war das Brautpaar ausverkündet und es kam der Hochzeitstag.

Hansl ging mit dem Brautzug in die Kirche, hängte aber zuvor das Brautkleid in der Sakristei auf. Das

*) = wackelte.

Amt fing an, es kam das Gloria, Credo, aber die Braut wollte sich noch immer nicht sehen lassen. Hansl schaute von Zeit zu Zeit verzagt auf die Sakristeithüre, aber Niemand kam heraus. Das Amt wollte schon zu Ende gehen und der arme Bräutigam hätte sich gern in das Loch einer Kirchenmaus hineingewünscht.

Die Leute, die in der Sakristei waren, schauten auch neugierig in's Freie hinaus, ob denn wirklich etwas kommen werde, oder ob Hans wieder einmal einen recht dummen Streich gespielt hätte. Sie glaubten schon das letztere, als auf einmal jene Kröte heranhüpfte und in die Sakristei hineinpatschte. Da schaute das garstige Thier neugierig herum und als es das Brautkleid sah, hüpfte es mit einem Satze in dasselbe hinein. Holla! wie rissen da die Kirchenbuben und Meßnerknechte die Augen auf, als einmal eine wunderschöne Jungfrau in dem Kleide steckte und sich bewegte und in die Kirche hinausging und neben den Hansl hinkniete. Dieser aber war fast außer sich vor Verwunderung und er getraute sich kaum seine Braut recht anzuschauen, so schön war sie. Die Leute in der Kirche vergaßen auf einmal den Geistlichen am Altare, und alles reckte die Köpfe auf und schaute nur mehr auf die schöne Braut.

Das Amt war schnell zu Ende, der Pfarrer trat vom Altare herab und gab das Brautpaar zusammen. Dann ging es ins Wirthshaus zu Tisch und Tanz, und Hansl freute sich sein Lebtag, daß er ein so schönes und braves Weib bekommen hatte.

(Mündlich aus Absam.)

Der schlafende Riese.

Es schlief einmal ein Riese knietief und schnarchte, daß die Bäume weit und breit zitterten. Da fuhr ein Fuhrmann mit seinem Lastwagen, an dem acht Paar Rosse zogen, des Weges daher und dachte sich: das ist heute doch ein Sturmwind, daß die Bäume so sausen. Als er schon lange gefahren war, kam er zum Riesen, hielt ihn für einen steilen Berg und fuhr darüber. Er fuhr wacker zu, und glaubte immer noch, er befinde sich auf dem rechten Wege. So ging es lange fort, bis er zur Nase des großen Mannes kam. Da dachte sich der Fuhrmann: Hier sind jetzt zwei Hohlwege, und wußte nicht, ob er in den linken oder rechten einfahren sollte. Endlich meinte er: Ich wage es einmal und schlage den Weg rechts ein, und lenkte in das rechte Nasenloch des Riesen. Wie er so hineinfuhr, kitzelte das Fuhrwerk den Riesen. Er wachte darob auf, mußte niesen, und nieste so, daß das Fuhrwerk vier Meilen weit davonflog. Das ließ sich der Fuhrmann in Zukunft gesagt sein und war mehr auf der Hut.

Und was geschah weiter?

Muß ich dir Etwas erzählen
Von Bohn' und Fisälen,
Von rotzigen Buben,
Von Kraut und von Ruben?

(Mündlich aus Absam.)

Die Kröte.

Ein muthwilliger Bube legte einmal einen brennenden Schwamm*) auf den Rücken einer großen Kröte, die an einer Mauer saß. Da kniete das arme Thier auf, faltete die Vorderbratzen und sah den Knaben so flehend an, daß er gleich den Zunder wegnahm. Die Kröte war aber eine arme Seele gewesen.

(Mündlich aus Absam.)

Der Klaubauf.

Es hatten einmal zwei blutarme Leute ein recht böses Kind, das ihnen viel Verbruß machte. Die Mutter sagte wohl oft zu ihm: „Wenn du nicht folgen willst, so geb' ich dich dem Klaubauf." Aber das fruchtete wenig bei dem Rangen, der seine Wege ging und die Ermahnungen seiner Aeltern in den Wind schlug. So trieb er es lange Zeit. Da nahte denn wieder der St. Nikolaustag und am Vorabende desselben kam wirklich ein Klaubauf in die arme Hütte. Der Klaubauf hatte gar lange Hörner und große feuersprühende Augen. Schellend und polternd trat er in die Stube, wo sich das unfolgsame Kind befand, und frug die Aeltern mit hohler Stimme: „Darf ich den Fratzen mitnehmen?" Die Aeltern bejahten seine Frage. Er wiederholte sie zum zweiten und zum dritten Male und als die Aeltern immer Ja antworteten,

*) = Zunder.

nahm er das Kind und trug es zur Thüre hinaus. — Draußen fuhr er mit dem Kinde, das laut aufschrie und um Hilfe rief, durch die Luft von dannen. Die armen bekümmerten Aeltern mochten sich wohl abhärmen und nach dem Kinde forschen, sie konnten keine Spur mehr von ihm entdecken. (Mündlich aus Patznaun.)

Das fromme Kind.

Es war einmal ein gar gutes, frommes Mädchen und das trieb die Schafe in den Berg und hütete sie dort. Auf dem Berge war aber ein Bildstöcklein der Mutter-Gottes, und dem machte das Mädchen Kränze und band ihm Blumensträuße zusammen. Einmal wand es ihm wieder ein Kränzlein, und da lief es um Blumen so hin und her, daß es voll Ritze wurde. Und wie's mit dem Kranzl fertig war, war es schon stockfinstere Nacht. Da ist es dem Kinde schlecht gegangen, denn es konnte nicht heimfahren und nirgends einkommen und mußte bei den Bamberlen*) über Nacht liegen. Das Kind schlief aber auch da süß, bis der Morgen kam. Wie es Tag zu werden anfieng, gingen die Leute das Kind suchen und fanden es ganz zerritzt und zerkratzt im Stalle bei den Bamberlen liegen. Und bei ihm stand die Muttergottes, die so aus-sah wie auf dem Bildstöcklein. Nur noch viel schöner war sie, und leuchtete wie die Sonne. Neben ihr standen viele Engel und glänzten und sangen, und wie die Mut-

*) = Lämmlein.

tergottes fortging, gingen auch die Engel mit und nahmen das fromme Mädchen mit sich in den Himmel.

(Mündlich aus Algund.)

Das Birkenreis.

Es lebte einmal eine arme, arme Mutter; die hatte kein Brot, um sich und ihr Kind zu nähren. Sie und ihr Knabe lebten nur von fremder Leute Gnade, und wenn sie ihre Wassersuppe kochen wollten, so mußten sie selbst in den Wald gehen, um sich das Holz zu holen. Das war eine gar traurige Wirthschaft, wobei der Hunger der Koch und der Schmalhans der Hauser war. Einmal hatte die Mutter wieder kein Scheitlein Holz und sprach zum Knaben: „Sepp, geh in den Wald hinaus, denn ich habe kein Scheitlein Holz mehr, um uns die Suppe zu wärmen. Mach dich aber vorwärts und bringe heut mehr Reisig heim, denn es kommt morgen ein Feiertag.“

Der Knabe ließ sich das nicht zweimal sagen, steckte in seinen Schnappsack ein Stücklein schwarzes Brod, nahm das Seil, um das Holzwerk zusammen zu binden und wanderte (obwohl er hungrig war) willig in den grünen Wald hinaus. Als er im Forste war, fing er an, Holz und Reisig zu sammeln, daß ihm der Schweiß von der Stirne niedertropfte und er seines Hungers vergaß.

Es dauerte nicht gar lange, und der brave Sohn hatte schon ein großes Holzbündel, das er nun zusam-

menband und auf dem Kopfe weiter trug. Es war ein warmer Tag und die Sonnenstrahlen brannten gewaltig heiß nieder, als der Knabe so durch den Wald ging und unter der schweren Bürde einherkeuchte. Er glaubte, er könne das Holz nicht mehr weiter bringen, so matt und müde war er, und dazu kam noch der leere Magen, der sich auch mehr und mehr meldete. Er schnitt wohl ein saueres Gesicht, und doch freute sich das brave Kind, wenn es an die Freude dachte, die seine Mutter beim Anblicke des großen Bündels haben werde.

Wie er so hintrollte und an die Mutter dachte, stand plötzlich ein Weiblein vor ihm. Das war meeralt, ihr Gesicht war voll Runzeln und ihre Augen funkelten wie zwei Feuer. Ein Bündel Holz lag zu ihren Füßen und sie klagte, daß sie die Last nicht mehr weiter bringen könne. —

„Geh, hilf du mir," sprach das unheimliche Weibchen den daher kommenden Knaben an.

„Ja, meinte er, ich habe selbst genug zu tragen und darf die Mutter nicht zu lange warten lassen."

„Ei, du hast junge Füße," entgegnete die Alte lächelnd. „Du kommst noch früh genug heim, wenn du mir auch das Holz zur Hütte trägst; denn mein Häuschen ist nicht weit von hier, und wenn du mir folgst, soll es dich gewiß nicht gereuen. Ich will dich dafür gut bezahlen."

Der Knabe dachte sich: das wird eine schöne Bezahlung sein; das Weiblein hat ja selbst nichts. Er ließ aber dennoch sich bewegen, legte sein Bündlein ab, nahm das andere auf und trottete der Alten, die ihm den Weg

wies, nach. Sie waren eine nicht große Strecke gegangen, als die Alte vor einem Hüttchen stille stand und zum Knaben sprach: „Nun kannst du das Bündlein ablegen, denn hier ist meine Behausung. Warte nur ein bischen, und ich werde dich bezahlen.“

Der Knabe legte das Bündlein ab, und es wunderte ihn sehr, was das arme Waldweiblein, welches in's Hüttchen gegangen war, ihm bringen werde.

Es dauerte nicht lange, da trat das Weiblein wieder heraus und trug ein Birkenreis in der Hand. Das alte Mütterchen kam jetzt dem Knaben viel größer vor und es war so feierlich und ernst, daß er sich fast fürchtete.

„Du bist ein braves Kind, das mit armen und alten Leuten Mitleid hat, und dafür will ich dich belohnen. Nimm dieses Birkenreis und bewahre es gut, denn es wird dir goldene Früchte tragen.“ — Mit diesen Worten gab sie ihm das Reis und war in's Haus verschwunden.

Der Kleine mußte über das Geschenk beinahe lachen, doch behielt er den Zweig und eilte in den Wald zu seinem Holzbündel zurück. Er nahm es wieder auf den Kopf, trug die Gerte in der rechten Hand und wanderte durch den Wald. Da war er aber gar bald matt und müde, daß ihm die Augen zufielen und er sich dachte: „Ich will ein wenig rasten und schlafen, denn so geht das Fuhrwerk nimmer weiter.“ Gesagt, gethan. Er legte das Bündlein ab, steckte das Birkenreis in die Erde, streckte sich dabei in das weiche Moos und fing an gar süß und sanft zu schlummern. Als die Sonne sich neigte

und der Abendluft durch den grünen Wald zog, erwachte der Junge erst aus seinen schönen Träumen und rieb sich den schweren Schlaf aus den blauen Augen. Sein erster Blick ward auf das Holzbündel, sein zweiter auf das kostbare Birkenreis geworfen; doch wie groß war sein Erstaunen, als er an der Stelle des Zweiges einen stolzen Baum sah, an dem goldene und silberne Blätter und Früchte in die Wette flimmerten und glänzten. Ein Schrei der Freude entrang sich seiner Kehle, und jubelnd sprang er zum Wunderbaume und begann Blätter und Aepfel abzupflücken und sie in seinen Sack zu stecken. Als er ganz gefüllt und so schwer war, daß er genug zu tragen hatte, nahm Sepp vom Walde und seinem Bündel Abschied und eilte der Heimath zu. Die Mutter hatte indessen mit Bangen und Sehnen auf den lange wegbleibenden Knaben geharrt und besorgte ein Unglück. Wie groß war ihre Freude nun, als sie ihren Sohn in die Hütte treten sah und ihn jubeln hörte. Doch wie sie ihn ohne Holz und Reisig sah, wurde sie böse und sprach: „Wo hast du dich den ganzen Tag herumgetrieben? Ich habe dich am frühen Morgen um Holz in den Wald hinaus geschickt, und jetzt ist es später Abend, und du kommst ohne ein Scheitlein zurück."

„Sei nicht böse, liebes Mütterchen," fiel nun beschwichtigend der Knabe ein, ich habe wacker gearbeitet und du sollst mit mir zufrieden sein."

Bei diesen Worten schüttete er die silbernen und goldenen Blätter und Früchte auf den runden Tisch heraus und die Schätze funkelten und glänzten, daß der Mutter fast das Sehen verging. „Woher hast du dieses goldene Zeug?" fragte besorgt die Mutter, denn sie

fürchtete, der Schatz könnte nicht auf rechtem Wege erworben sein.

„Ich habe das Alles im Walde verdient,“ jubelte der Junge auf und blickte mit freudetrunkenen Augen die erstaunte glückliche Mutter an. Er erzählte ihr nun die Geschichte vom alten Weiblein und vom goldtragenden Baume. Die Mutter war nun beruhigt und hoch erfreut, und seit diesem Tage litten Beide keinen Mangel mehr, sondern waren reiche Leute.

Und wo ist das Bäumlein jetzt?

Es steht im dichten Walde draußen eine Viertelstunde hinter der Kapelle, und nur brave Buben können es finden. Oft bringt auch der heilige Nikolaus, wenn die Kinder fleißig beten, ihnen ein solches Bäumlein, und wenn du recht fromm bist, wird dir der heilige Mann auch eins bringen.

(Mündlich bei Innsbruck.)

Die Heugabel.

Es kam einmal ein Bauer zu seinem Nachbar und bat ihn recht inständig, er möchte ihm doch helfen beim Heueinführen. Denn er habe so gewaltig viel auf den Wiesen liegen, daß seine Leute allein nicht im Stande seien, es alles heute noch einzubringen. Der Nachbar aber machte dicke Ohren und schlug die Bitte ab.

Nachmittags, als der Bauer sein Heu zu einem Haufen zusammengerecht hatte, kam ein Wirbelwind und

trug das Heu bei Putz und Stengel hinweg. Der Bauer hatte das Nachsehen und wurde so ärgerlich, daß er die Heugabel in die Höhe warf und schrie: „Weil der Teufel das Heu fort hat, soll er die Gabel auch dazu nehmen.“ Und richtig, wie die Gabel aus seinen Händen fuhr, flog sie lustig auf und davon.

Bald darauf erkrankte der Nachbar. Er mußte lange Zeit das Bett hüten und die Leute sagten schon herum, daß er in keiner guten Haut stecke. Der Bauer hörte freilich auch von der Krankheit seines Nachbars, er ging aber gar nie hin, um ihn heimzusuchen. Die Krankheit wurde alleweil ärger und alle Leute, die den Kranken sahen, schüttelten die Köpfe und meinten: „Holla, mit dir ist's Mathäus am letzten.“ Wie der Bauer in einem fort hörte, daß es mit dem Nachbar so schlimm stehe, ging er in sich und dachte: „Kopf machen ist nie fein g'wesen.“ Er verzieh ihm, ging ihn heimsuchen, fragte mit dem freundlichsten Gesichte um allerlei: „Wie gehts? wo hast weh? Woas sogn denn die Dokter? Konn dir koaner helfen?“ Auf diese Frage schaute ihn der Kranke wehmüthig an und sagte: „Na, Dokter konn mar koaner helfen, ober du konnst mar helfen.“ Während er das sagte, schob er das Federbett bei Seite und zeigte dem Nachbar eine Heugabel, die in seiner Hüfte stack. Der Nachbar erschrack zuerst, zog aber die Heugabel schleunig heraus und der Kranke konnte bald aufstehen und seine Arbeit thun, wie zuvor.

(Mündlich bei Meran.)

Die drei Soldaten und der Doktor.

Es kamen einmal in einem Wirthshause drei abgedankte Soldaten zusammen und ein Doktor. Die Soldaten fragten den Doktor, ob er auch gut kuriren könne. „Freilich kann ich das,“ sagte der Doktor. Ich will euch, während ihr schlaft, die Arme abnehmen und Herz und Augen herausreißen und das alles wieder hineinmachen, ohne daß ihr es merkt.“ Soldaten sind ein leichtes Blut, daher sich die drei gar nicht lang besannen, sondern frisch zum Doktor sagten: „Wenn du das kannst, so sollst du deine Kunst an uns probiren.“ Als nun die Nacht herankam und die drei Soldaten im Bette lagen und schliefen, da trat der Doktor in ihre Kammer und nahm dem ersten den Arm ab, schnitt dem zweiten das Herz aus dem Leibe und riß dem dritten die Augen heraus. Die drei Stücke brachte er dem Wirthe und sagte, er möge sie fleißig aufbewahren bis nach Mitternacht. Der Wirth nahm die drei Stücke zu sich, that sie aber an einen Ort, wo sie die Katze gewahrte und davontrug. Als er nun einmal schauen ging, ob die drei Stücke wohl noch an ihrem Platze seien, gewahrte er zu seinem großen Schrecken, daß alles weggekommen war. Als er eine Weile nachdachte, erinnerte er sich gehört zu haben, daß ein Schwein und ein Mensch ein ähnliches Herz haben. Er stach also schnell ein Schwein ab und nahm das Herz heraus. Nun hatte er freilich wieder ein Herz, aber noch keine Augen und keinen Arm. „Ah was,“ dachte er sich, „Menschenaugen und Katzen-

augen gleichen sich ja," erwischte eine Katze und stach ihr die Augen aus. Dann lief er hinaus zu dem Galgen, schnitt einem Gerichteten einen Arm ab, ging heim und hob vor dem Schlafengehn die drei Stücke fleißig auf, damit sie ihm nicht wieder wegkämen.

Nach Mitternacht kam der Doktor zu dem Wirthe und begehrte von ihm die drei Stücke. Der Wirth stand auf und gab ihm Herz und Augen und Arm. Der Doktor glaubte, daß diese Stücke keine andern seien, als die er dem Wirthe zur Aufbewahrung gegeben hatte. Er ging also in die Kammer der drei Soldaten und heilte ihnen die drei Stücke an, dem ersten den Arm, dem zweiten das Herz und dem dritten die Augen.

Als die drei aufwachten, fragten sie einander: „Spürst du etwas? Spürst du etwas?" Allein keiner wollte etwas spüren. Dann gingen sie in die Wirthsstube und lobten den Doktor, weil er gar so kunstreich kuriren könne. Hierauf machten sie aus, alle viere in einem Jahre wieder in dies Wirthshaus zu kommen und zu erzählen, was ihnen inzwischen begegnet sei. Somit ging jeder seiner Wege.

Nach einem Jahre trafen die drei Soldaten und der Doktor wieder in dem Wirthshause zusammen. „Nun, nun, wie gehts, wie stehts?" fragte der Doktor den Soldaten, dem er den Arm kurirt hatte. „Ja es ginge ganz gut, antwortete er, aber das ist ein gspaßigs Ding seit einem Jahre. Wenn ich etwas zu Gesicht kriege, was einem andern gehört, so will der Arm, den ihr mir hereingemacht habt, immer darnach tappen."

Dem Doktor kam das spanisch vor und er fragte den zweiten, dem er das Herz hineingemacht hatte: „Und

wie gehts denn dir? Was hast du gemacht das ganze Jahr? „Mir ginge es sonst schon gut, antwortete er, aber so oft ich einen Koth sehe, kommt mir gerad vor, ich müsse hineinspringen und mich darin wälzen.“

„Sonderbar, sonderbar,“ sagte der Doktor und fragte den dritten: „Wie gehts denn dir mit deinen Augen?“ „O mir gehts nicht schlecht, aber ich weiß nicht, was das ist seit einem Jahre. So oft mir eine Maus bekommt, mein' ich immer, ich müße darauf losspringen, wie eine hungrige Katze.“

Der Wirth war nebenbei gestanden, während sie das erzählten und die Geschichte fing ihm an um den Magen zu gehn. Der Doktor, der wohl merkte, daß mit den drei Stücken etwas müsse vor sich gegangen sein, wendete sich zu ihm und wollte ihn fragen. Der Wirth aber ließ den Doktor gar nicht zu Wort kommen, und bekannte alles ein, wie es ihm mit den drei Stücken ergangen sei, denn er dachte sich, das Lügen hilft da doch nichts mehr, als höchstens, daß es mir noch schlechter geht.

Die Soldaten verstanden jetzt wohl, warum sie seit einem Jahre so sonderbare Gelüste verspürten. Weil ihnen aber durch die Nachlässigkeit des Wirthes nichts Aergeres begegnet war, so verlangten sie von ihm nichts anderes zur Strafe, als daß er ihnen tüchtig Geld gebe.

Und wie viel haben sie denn verlangt? Das weiß ich selbst nicht, mein Kind, und der mirs erzählt hat, hats auch nicht gewußt.

(Mündlich bei Meran.)

Die zwei Künstler.

Ein Goldschmied und ein Wahrsager kamen an einem Sonntage in einem Wirthshause zusammen. Sie fiengen an sich mit ihren Künsten zu prahlen und da keiner dem andern nachgeben wollte, so beschlossen sie, es etwas gelten zu lassen. Sie wetteten also dreihundert Gulden, die derjenige bekommen sollte, der in einer Woche das größere Kunststück zuwege bringen würde.

Der Goldschmied ging schon am Montag zu seiner Arbeit und saß den ganzen Tag in der Werkstätte. Wenn jemand sagte, er solle doch bald Feirum lassen,*) so dachte er sich: du hast leicht sagen, du weißt nicht, was es gilt. Der Wahrsager aber that, als ob ihm gar nichts daran läge, kam alle Abend fein fleißig ins Wirthshaus und soff sich einen tüchtigen Dusel an Da der Goldschmied sah, wie sein Wettgeselle alle fünf gerade sein ließ, zweifelte er gar nimmer, daß er gewinnen werde. Wie aber die Woche zu Ende ging und schon der Freitag da war, fieng auch der Wahrsager an, zu arbeiten, um bis zum Sonntage mit seinem Kunststücke fertig zu werden.

Am Sonntage kamen die beiden Künstler ins Wirthshaus und es sagte einer zum Andern: „Nun, laß schauen, was du hast.“ Da ließ der Goldschmied ein Becken mit Wasser bringen, packte dann etliche Goldfische aus und warf sie ins Wasser. Da fiengen sie an herumzuschwimmen und aufzuhüpfen wie lebendige Fische und er meinte

*) v. der Arbeit aufhören.

so ein Stück habe der Wahrsager doch nicht zu Stande gebracht. Der Wahrsager lachte ihn aber aus, zog zwei Flügel aus seiner Tasche und schwaing sich dieselben über die Achseln. Dann hob er sich vom Boden, flatterte zum Fenster hinaus und flog dreimal um das Haus herum. So oft er wieder ein Mal herumgeflogen war, schaute er beim Fenster herein, zum Zeichen, daß er wieder einen Flug um's Haus gemacht habe. Der Goldschmied wollte kaum seinen Augen trauen, allein endlich mußte er doch glauben, was er sah und als der Wahrsager nach der dritten Runde zum Fenster hereinschoß, hieß es den Beutel aufthun und die dreihundert Gulden bezahlen.

Der Wahrsager hatte einen Sohn, dem das Fliegen seines Vaters gar so gut gefiel, so daß es ihm keine Ruhe ließ, bis er nicht auch die Flügel probirte. Er schwang sich die Flügel auf die Achsel, und flog auf. Wie er aber einmal in der Höhe war, da ging's mit ihm fort, wie der Wind, und er mochte anstellen, was er wollte, er konnte nicht wieder herabkommen. Es schwindelte ihn ganz, wenn er auf die Erde hinabschaute und ein Dorf nach dem andern, eine Stadt nach der andern unter ihm vorbeilief.

Er war schon lange Zeit so fort geflogen, da gelang es ihm endlich, in einem fernen, fernen Lande auf den Boden zu kommen. Als er sich umschaute, sah er einige Schweinehirten neben sich, die ihn anschauten, wie die Narren, weil sie nicht wußten, wie er da zuweg geflogen kam. Er besann sich nicht lange, was er zu den Hirten sagen sollte, denn auf der langen Reise hatte er einen Hunger bekommen, daß ihm der Magen völlig hinabfiel. Er bat also zu allererst um ein Stück Brod. Den Hirten kam das sonderbar vor, daß der rüstige, schön geklei-

dete junge Herr, der aus der Luft geflogen kam, um ein Stück Brot bat. Weil er aber gar so inständig bat und man ihm die Mattigkeit an allen Gliedern ansehen konnte, so faßten sie Mitleid gegen ihn, reichten ihm nicht nur Brot zur Stillung des Hungers, sondern gaben ihm auch Arbeit, so daß er bei ihnen bleiben und unter ihnen sich sein Brot verdienen konnte. Deß war der Sohn des Wahrsagers froh und blieb bei den Hirten.

Nicht weit von dem Platze, wo diese ihre Schweine hüteten, wohnte der König des Landes. Der hatte eine wunderschöne Tochter, die er aber immer eingesperrt hielt, so daß Niemand zu ihr kommen konnte. Er hatte sogar den Fußboden des Zimmers mit Asche bestreuen lassen, damit es schnell aufkäme, wenn einer es wagte, seine Tochter zu besuchen.

Auch der Sohn des Wahrsagers hörte von der schönen Königstochter und ihrem strengen Vater erzählen. „Wart nur, dachte er sich, ich komm schon doch hinein, wenn auch Alles verriegelt und versperrt ist". Er nahm seine Flügel, schwang sich auf und flog zu dem Fenster der Königstochter. Mit kräftiger Baßstimme rief er zu ihr hinein: „Ich bin der Engel Gabriel und bin vom Himmel gekommen, um dich aus deiner Gefangenschaft zu retten". Dann flog er wieder weg und kam ein zweites- und drittesmal wieder und sagte die nämlichen Worte. Einmal flog er gar durch das Fenster hinein und trat mit einem Fuße in die aufgestreute Asche, so daß sein Fußtritt in derselben sichtbar blieb.

Als nun der Engel Gabriel wieder weg war und der König zu seiner Tochter in das Zimmer trat und den Fußtritt in der Asche bemerkte, da wurde er krebsroth

vor Zorn und gab sogleich Befehl, daß alle seine Unterthanen vor ihm erscheinen müßten. Als nun die Leute von allen Orten und Enden seines Reiches zusammenkamen, da mußten alle versuchen, ob ihr Fuß in den in die Asche gedrückten Fußtritt passe. Allein keiner wollte passen und der König meinte schon, daß alle seine Mühe vergeblich sei. Eines Tages kamen drei Schweinehirten am königlichen Palaste vorbeigegangen und da der König merkte, daß diese noch seinem Gebote nicht nachgekommen seien, rief er sie zu sich herauf. Sie mußten nun auch ihren Fuß mit dem Fußtritte in der Asche vergleichen lassen. Und richtig, als sie alle nach einander ihren Fuß hinhielten, schrie der König auf einmal mit wüthender Miene: „Richtig! du bist es, der sich erfrecht hat, zu meiner Tochter zu kommen. Du sollst mir aber bitter dafür büßen". Der, den er so anfuhr, war aber kein anderer, als der Schweinehirt mit den Flügeln.

Der König befahl nun, man solle seine Tochter und den Schweinehirten in abgesonderte Gemächer einsperren, er werde dann beide der verdienten Strafe überantworten. Wie der Schweinehirt das hörte, erhob er seine Stimme und sprach: „O König! möchtest du mir nur eine Bitte noch gewähren, so wollte ich gerne meine Strafe aushalten".

„„Was willst du noch?"" fragte barsch der König.

„Ich bitte dich, daß du mir erlaubst, deiner Tochter nur einen einzigen Kuß zu geben, bevor ich auf immer von ihr scheide".

Das wurde ihm gerne gewährt. Als nun die Prinzessin herbeikam, eilte der Schweinehirt auf sie zu, schlang seine Arme um sie und gab ihr einen herzhaften Kuß. Dann ließ er sie aber nicht los, sondern fieng an, seine

Flügel zu schlagen, flog zum Fenster hinaus und trug die Königstochter mit sich durch die Luft. Jetzt hatte der König eine lange Nase und mochte Gift und Galle speien, — alles half ihm nichts.

Der Schweinehirt flog mit der schönen Jungfrau seinem Vaterlande zu, und nach einer langen, langen Luftfahrt kam er endlich in demselben an und kehrte mit der Prinzessin im nächsten Wirthshause ein. Hier fand er mehrere Gäste, welche sich eben erzählten, daß vor einigen Jahren der Sohn des Wahrsagers mit den wunderlichen Flügeln fortgekommen sei. Er hörte eine Weile ihrem Gespräche zu. Endlich aber stand er von seinem Sitze auf, trat vor die übrigen Gäste und sagte: „Der Sohn des Wahrsagers, von dem ihr da redet, steht vor euch, und die schöne Jungfrau da drüben ist eine Königstochter, die ich als meine Braut mit mir heimgebracht habe.“

Die Gäste schauten ihn groß an, und als sie ihn als denjenigen erkannten, der vor mehreren Jahren davongeflogen war, da staunten sie nicht wenig über seine plötzliche Zurückkunft.

Der Sohn des Wahrsagers aber hielt Hochzeit mit der schönen Königstochter und lebte mit ihr glücklich bis an sein Ende. (Mündlich bei Meran.)

Die zwei Schächtelchen.

Es war einmal ein Mädchen und ein Bübchen, die nahmen einander bei der Hand und gingen in den Wald hinaus, wo sie einen Platz wußten, der von Erd-

beeren dicht überwachsen war. Als sie dort ankamen und die rothen Dingerchen ihnen entgegenlachten, jutzten sie auf vor Freude, nahmen ihre Körbchen hervor und knieten auf den Boden hin. Sie pflückten, so viel nur die Hände erthaten*) und schauten nicht rechts und nicht links. Als sie beide die Körblein voll hatten, stellten sie dieselben bei Seite und fiengen an nach Herzenslust zu essen. Es war ihnen, wie dem Vogel im Hanf, und sie aßen und aßen, ohne ans Heimgehen zu denken. Wenn sie aufhören wollten, so sahen sie wieder ein Paar schöne und große Beeren unter den grünen Blättern hervorgucken, die sie unmöglich hinten lassen konnten. Hatten sie aber wieder angefangen, so konnten sie nicht sogleich wieder aufhören.

Als es aber anfing, tiselet werden und im Dorfe Ave Maria zu läuten, da sagten sie zu einander: „Jetzt müssen wir doch heimgehen, sonst benachten wir". Sie nahmen ihre Körblein vom Boden, reichten sich die Hand und gingen heimwärts. Unterwegs kamen sie zu einem vermoderten Stocke, darauf saß ein altes zaggeltes**) Bettelmannl, welches ausschaute, wie die liebe Noth. Die Kinder erschracken, drückten die Händchen fester in einander und wollten vorbeihuschen. Das Mannl aber redete sie an und sagte: „Liebe Kinderlen, wollt ihr mir nicht Läuse suchen". Der Knabe schaute das Mannl ganz verwirrt an und entschuldigte sich schleunig: „Das können wir dir heut nimmer thun, es fängt schon an zu nachten und wir müssen noch heimgehen". Sogleich wandte

*) erthun = thun können zuwegebringen.

**) zaggelt = zerlumpt.

er sich wieder weg und wollte mit dem Mädchen fortlaufen. Der Alte aber fiel schnell ein: „Mädele, du bist gewiß braver, als der Bruder; geh', such' du mir etliche Läus' ab". Das Mädchen macht sich vom Brüderl los, geht zum Alten hin und sucht ihm Läuse. Als das geschehen war, zog das Mannl zwei Schächtelchen hervor und gab eines dem Mädchen und eines dem Bübchen, verbot ihnen aber die Schächtelchen zu öffnen, bevor sie daheim wären.

Mädchen und Bübchen gaben sich wieder die Hände und liefen mit ihren Körbchen und Schächtelchen der Heimath zu. Sie hatten einen großen Wunder, was etwa in den Schächtelchen sei, getrauten sich aber doch nicht, sie aufzumachen. Wie sie heimgekommen waren und in die Stube traten, stellten sie sogleich ihre Körbchen bei Seite und das Mädchen fing an, sein Schächtelchen vorsichtig aufzumachen. Neugierig schauten beide mit großen Augen auf die Schachtel — und jusui, wie freuten sie sich, als der Deckel aufging und eine ganze Schaar Engelein heraushüpfte und in der Stube herumflog. Die Kinder wollten nicht aufhören zu jutzen und zu lachen und zu springen und in die Hände zu klatschen. Aber jetzt dachte sich der Knabe: „Ich muß doch mein Schächtelchen auch aufmachen". Er nahm es und that vorsichtig den Deckel auf, aber schreiend warf er Schachtel und Deckel weg, lief der Mutter in die Arme und verbarg sein Angesicht in ihrer Schürze. Lauter kleine Teufelchen waren aus dem Schächtelchen geschlüpft und hüpften jetzt in der Stube herum und machten ihre Sprünge um den weinenden Knaben. Siehst du, böser Bube, da hast

du's! Warum hast du dem Alten nicht gethan, um was er dich gebettelt hat!

(Mündlich aus dem Oetzthale.)

Die räthselhaften Antworten.

Es kam einmal ein Herr in ein Bauernhaus und fand da einen Knaben. Weil er diesen gerade allein sah, dachte er sich, es sei sonst Niemand im ganzen Hause und fragte, wo denn der Vater sei. Der Knabe schaute ihn gescheidt an und sagte: „Der Vater ist auf das Feld hinausgegangen, um aus einem Schaden zwei zu machen". Der Herr verstand diese Worte des Knaben nicht und bat ihn, er möchte ihn doch bedeutschen, was diese Antwort sagen wolle. „Ja, die Leute sind immer über das Getreidefeld gegangen, antwortete der Knabe, und haben sich einen ganzen Weg durch dasselbe gemacht. Jetzt ist der Vater hinausgegangen, diesen Weg mit einem Zaune zu vermachen. Meinst du nicht, jetzt werden die Leute neben dem alten Weg vorbeigehen und sich einen neuen bahnen? Und so sind denn wohl zwei Schäden aus einem gemacht". Der Herr staunte über die Pfiffigkeit des Knaben und sagte: „Schau, schau, das hätt' ich von dir nicht gedacht, daß du so gescheidt bist. Aber jetzt sag mir, wo du die Mutter hast?" „„Die Mutter ist bei'm Backofen draußen und backt das Brot, das wir die vorige Woche gegessen haben"". „Wie ist aber das möglich, daß sie heut das Brot backt, welches ihr schon gegessen habt?" „„Ist halt doch, wie ich gesagt habe. Die Mutter hat ja das Brot geliehen,

das wir in der vorigen Woche gegessen haben. Und jetzt backt sie eines, um es zurückzugeben''''.

Der Herr staunte noch mehr, als das erstemal und fragte wieder: „Und wo hast du denn die Schwester?" „„Die Schwester, die ist in der Kammer oben und beweint, was sie das vorige Jahr gelacht hat''''. Der Herr verstand wieder nicht, was hiemit gemeint sei und verlangte eine Aufklärung. Der Knabe erklärte ihm die Sache so: „Die Schwester hat das vorige Jahr in Saus und Braus, in Lust und Leichtsinn dahingelebt, und jetzt weint sie immerfort über ihr schlechtes Leben''.

Der Herr bedankte sich für die Erklärung, sagte: „B'hüt Gott'', und ging nachdenkend von hinnen. Wohin er gegangen ist, das weiß der liebe Himmel.

(Mündlich bei Rattenberg.)

Warum ist der Tod so dürr?

Ein ausgedienter, verabschiedeter Soldat ging einmal durch einen Wald und begegnete zweien Bettelleuten, die ihn um Almosen ansprachen. Der Soldat hatte nichts als sechs Kreuzer in der Tasche, aber weil er mitleidigen Herzens war, reichte er jedem von den Bettlern einen Kreuzer. Wohlgemuth ging er weiter, aber als er einige Scheibenschüße weit gegangen war, standen schon wieder zwei Bettler am Wege und baten um ein Almosen. Der Soldat ließ sich erweichen und gab jedem von ihnen einen Kreuzer. Dann gings weiter, aber in kurzer Frist brachten ihn zwei andere Bettler um seine letzten zwei Kreuzer.

Mit leerem Sacke setzte er seine Wanderung fort, sah aber bald wieder einen Bettler am Wege stehen, der auf ihn zuging und ihn um etwas der Gottswill'n bat. Weil er nichts mehr hatte, konnte er ihm auch nichts geben; allein es war ihm leicht am Gesichte anzusehen, wie weh es ihm that, einen armen Menschen ohne Gabe von sich zu weisen. Der Bettler, der wohl auch seinen guten Willen sah, redete ihn aufs neue an und sagte: „Weißt du, wer ich bin?" „„Wie sollte ich das wissen? Hab ich dich ja mein Lebtag nicht gesehen."" — „Ich bin der Apostel Paulus, und weil du dich so mildthätigen Herzens gezeigt hast, so ist es dir erlaubt, drei Wünsche zu thun, die ich dir zu Danke erfüllen will."

Der Soldat machte große Augen und wußte anfangs nicht recht, was er sich denken sollte. Dann aber fieng er an zu wünschen und wünschte sich vor allem, nach dem Tode in den Himmel zu kommen. Auch der zweite und dritte Wunsch kostete ihm nicht viel Kopfbrechen, er war gleich mit sich selber eins und sagte: „Zum zweiten wünsche ich mir eine Karte, mit der ich jedes Spiel gewinne, und zum dritten wünsche ich einen Sack, bei dem ich bloß sagen darf: Marsch hinein, um alles darin zu haben, was mir gefällt."

Der Apostel versprach ihm die ewige Seligkeit und gab ihm die übrigen zwei Stücke ohne Verzug. So wanderte der Soldat wohlgemuth weiter und kam bald an ein Wirthshaus. Hier ging er hinein und fand zwei vornehme Herrn, welche beim Weine saßen und ein's diskurirten. Er setzte sich zu ihnen hin, fieng auch an mit Ihnen zu plaudern und schlug endlich ein Spielchen vor. Die Herrn waren sehr bereit und der Soldat zog

seine Karten aus der Tasche. Nun ging das Spielen an, aber die Herrn mochten aufpassen, wie sie wollten, der Soldat gewann immer und that doch nicht falsch. So oft ein Spiel aus war, meinten die beiden, das nächstemal müßten sie gewinnen. Sie spielten wieder und richtig gewann es wieder der Soldat. So ging es lange Zeit fort und der Abschiedler gewann so viel Geld, daß er sich ein Pferd kaufen konnte.

Er ließ die Herrn mit langen Gesichtern nachschauen, kaufte dem Wirthe einen tüchtigen Gaul ab, und ritt weiter. Das taugte ihm jetzt schon besser, als das langweilige zu Fuße gehn. Er dünkte sich fast ein General und ritt auch gerade so, wie er es bei seinem Obersten gesehen hatte. Bis zum Abend des andern Tages ging es so fort. Da kam er zu einem mächtigen Schlosse, und weil ihm das Reiten verleidete, stieg er ab, band sein Roß an eine Ecke und schritt zum Thore hinein. Er ging Stiegen auf, Stiegen ab, Zimmer aus, Zimmer ein, — aber alles war wie ausgestorben. Er hörte keinen Tritt und sah keinen Menschen, aber das machte ihn nicht irre, denn von Furcht wußte er nicht viel und er hatte sich einmal in den Kopf gesetzt, hier zu übernachten. Als es anfieng, recht finster zu werden, ging er in ein großes, schönes Zimmer, worin ein Bett aufgerichtet war, und da legte er sich nieder. Weil er müde von der Reise war, brauchte er aufs Einschlafen nicht lange zu warten. Es wurde Mitternacht, da weckte ihn ein fürchterliches Getöse vom Schlafe auf. Er erhob sich im Bette und schaute im Zimmer herum. Da sah er einen schwarzen Bock, der auf ihn zulief und zu stoßen anfieng. Er besann sich nicht lange und rief: „Marsch hinein.“ Der Bock sitzt im

Sacke, der Soldat aber legt sich aufs rechte Ohr und schläft weiter.

Es dauerte eine halbe Stunde, da ging der Lärm aufs neue an und der Soldat fuhr wieder aus dem Schlafe. Er setzte sich auf, schaute im Zimmer herum und sah einen Stier, der mit den Hörnern auf ihn los ging. „Marsch hinein!“ Der Stier fährt in den Sack, der Soldat legt sich auf ein Ohr und schläft wieder.

Es dauerte aber wieder nur eine halbe Stunde und ein neuer Lärm weckte ihn auf. „Was ist doch das für eine Ordnung?“ schreit er im Aufwachen, und schaut im Zimmer herum. Er sieht ein Kameel auf das Bett losgehen, aber — „Marsch hinein“ und das Kameel steckt im Sacke. Er schlief aber nicht wieder ein, denn alsbald stand eine wunderschöne Jungfrau vor ihm, welche ihm für ihre Rettung dankte. Sie erzählte ihm auch, daß sie von drei Teufeln hier gefangen gehalten worden, jetzt aber, weil er die Teufel gefangen gesetzt habe, durch ihn befreit sei.

Der Soldat hörte ihr aufmerksam zu und hatte eine Freude, daß es nicht zu sagen ist. Er nahm die schöne Jungfrau zu seiner Frau und beschloß mit ihr in seine Heimat zu gehn, die er schon lange nicht mehr gesehen hatte.

Er machte sich bald auf die Reise und freute sich innig, die schöne Frau seinen Verwandten vorzustellen. Sein Weg führte ihn zufällig zu einer Schmiede. Hier ließ es ihn nicht vorbeigehen, denn die drei Teufel wollte er doch ein wenig abklopfen lassen. Er trat also in die Schmiede und gab dem Meister seinen Sack. „Seid doch so gut und klopft mir für gute Bezahlung die drei

Kerle, die darinnen stecken, ordentlich zusammen.“ Der Schmied nahm den größten Hammer, den er nur schwingen konnte, hielt den Sack auf den Ambos und klopfte aus Leibeskräften darauf los. Die Teufel fingen an jämmerlich zu schreien, aber der Schmied hatte keine Ohren. Endlich als alle drei aus Herzensgrund aufschrieen, und ein- über das anderemal versprachen, einem Soldaten nie mehr etwas in den Weg zu legen, da ließ sich der Abschiedler erweichen und sagte zum Schmiede: „Jetzt laß es gut sein, sie haben ihr Theil und werden unser einem nicht das zweite mal unter die Hände kommen wollen.“ Der Schmied that wie er befahl, machte den Ranzen auf und wie der Wind fuhren alle drei Teufel zur Oeffnung heraus.

Der Soldat bezahlte den Schmied für die Arbeit und verfolgte seinen Weg weiter. Nach wenigen Tagen kam er in der Heimath an. Da war große Freude über seine glückliche Wiederkunft und die Tage vergingen je lustiger desto schneller. Der Soldat fieng nach und nach an sein Alter zu spüren und der Gedanke, daß ihn der Tod bald abholen werde, fiel ihm schwer auf die Seele. Es dauerte auch nimmer lange, da erschien der Tod wirklich und wollte ihn holen. Er besann sich aber zur rechten Zeit und rief: „Marsch hinein!“ Der Tod flog in den Sack und den Soldaten plagte keine Sorge mehr. Den Sack hängte er an dem Ofen auf und ließ ihn da hangen sieben Jahre lang. Als das siebente Jahr vorbei war, da kam der Apostel Paulus zum Soldaten und sagte: „Warum hältst du den Tod so lange gefangen? Sieben volle Jahre hast du ihn schon eingesperrt und sieben Jahre hat kein Mensch sterben können!“ Der

Soldat that dem Heiligen seinen Willen und ließ den Tod frei. Darauf starb er und fuhr vom Mund auf in den Himmel.

Weißt du jetzt warum der Tod so dürr ist? Wenn er sieben Jahre lang am Ofen gedörrt worden ist, wirst du dich doch nimmer darüber verwundern.

(Mündlich bei Rattenberg.)

Wer bekommt das Haus?

Es war einmal ein Bauer, der hatte drei Söhne, mit Namen: Michel, Jackel und Hansl. Hansl war anscheinend ein dummer Bursch; er war aber hie und da sehr pfiffig. Eines Tages sagte der alte Bauer zu seinen Söhnen: „Wer mir einen Widder bringt, der bekommt die Erbschaft. Aber er darf nicht gekauft, sondern er muß gestohlen sein". — Die zwei Söhne antworteten: „O, wir werden dir schon einen bringen, aber der Hansl darf nicht mit, sonst könnte er uns den ganzen Fang verderben". Der Hansl war sehr über den Schimpf erbittert und dachte: „Wartet nur, wir wollen schon sehen". Hansl loste nun auf, wo die Brüder hingehen wollten, lief voraus, und sagte zum Eigenthümer: „Hörst du, heute kommen Diebe, die dir einen Widder stehlen wollen. Gib mir einen Widder und einen Hammer, so werde ich ihnen das Wiederkommen schon verleiden". Gesagt, gethan. Hansl nahm den Hammer und ging damit in den Widderstall, setzte sich vor die Oeffnung, wo man das Licht hereinläßt, und wartete auf die Diebe.

Um Mitternacht kamen sie wirklich. Der Michel sagte zum Jackel: „Geh' du hinein, ich werde heraußen warten, und den Widder dir abnehmen". Der Jackel kroch nun hinein; kaum hatte er aber den Kopf ins Loch gesteckt, als er einen Schlag empfieng, daß ihm der Kopf brummte. „O weh, schrie er, Michel, Michel, zieh mich zurück, sonst stoßen mir die Widder den Kopf ein!" Michel gab ihm einen Puff und flüsterte: „Bist ruhig, oder ich haue dich windelweich. Du bist ein nichtsnutziger Tropf! Laß mich hinein". Jedoch auch dem Michel ging es nicht besser, und so mußten sie unverrichteter Sache wieder forttrollen. Hansl aber kehrte mit einem Widder zurück und hatte somit das Haus geerbt. Jedoch seine Brüder ließen dem Vater keine Ruhe, bis er ihnen wieder eine Probe auflegte, nämlich, die schönste Gans gestohlen nach Hause zu bringen. Die Brüder sagten wieder: „Den Hansl lassen wir nicht mit". Jedoch Hansl wußte den Ort, wo sie die Gans stehlen wollten, lief voraus und sagte zum Eigenthümer der Gänse: „Du, heut kommen Gänsediebe. Gib mir eine große Zange und eine Gans, so werde ich dir die Diebe vom Halse schaffen". Der Bauer gab dem Hansl das Verlangte, worauf er sich in den Stall begab. Am Abende kamen richtig die Brüder. Diesmal mußte zuerst der Michel hinein, denn Jackel sagte: „Ich habe das vorige Mal zuerst hinein müssen!" — Der Michel kroch also hinein; doch kaum war er mit dem Kopfe darin, als schon der Hansl die Nase desselben mit der Zange dermaßen kneipte, daß Michel laut um Hilfe schrie. Dießmal kroch aber der Jackel nicht mehr hinein, sondern machte sich über Hals und Kopf davon. Also kamen Michel und Jackel mit leeren Händen, Hansl

aber mit einer feisten Gans heim. Jedoch die Brüder ließen nicht ab, den Vater zu bitten, bis er ihnen noch eine dritte Probe auferlegte, die war: Wer am meisten Geld nach Hause bringen würde, wird Erbe werden. Diesmal ließen die Brüder den Hansl mit. Alle drei nahmen Etwas mit sich. Michel nahm einen Kübel voll Wasser, Jackel einen Sack voll kleiner Steine mit, und Hansl schleppte eine schwere Eisenthüre. So kamen sie in den Wald, als es schon dunkel war. Sie fürchteten sich vor wilden Thieren und stiegen auf eine hohe Eiche. Hansl war zu unterst. Um Mitternacht kamen auf einmal drei Hexen auf ihren Besen durch die Luft hergefahren, mit großen Geldsäcken unter den Armen, und setzten sich unter die Eiche, um das Geld zu zählen. Michel, vor Angst ganz außer sich, ließ den Kübel gerade auf die Hexen niederfallen, welche glaubten, die Meisterin lasse heute regnen. Jackel glaubte nun, sie seien verrathen und warf Hände voll Steine auf die Hexen; diese sagten: „Heute wirft's große Schloßen." Plötzlich ließ Hansl die schwere Eisenthüre auf die Hexen fallen, welche sämmtlich davon erschlagen wurden. Weil nun Hansl am niedrigsten saß, so war er mit einem Sprunge auf der Erde, nahm alles Geld, und lief heim zum Vater. Dieser übergab ihm das ganze Gut, und Hansl war glücklich und reich.

(Mündlich aus Hinterpasterthal.)

Die Fanggen.

Ein Büblein verirrte sich tief in den Wald und konnte um alle Welt nimmer heraus finden. Wie es schon lange Zeit so herumgeirrt war, und ihm immer bänger zu Muthe ward, kam ein uraltes Weib daher, welches recht schmutzig und zerlumpt aussah. Die Alte ging auf das Büblein zu und lud es ein ihr zu folgen. Das Büblein aber fürchtete sich sehr und hatte keine Lust mitzugehen. Es nahm allerlei Ausflüchte und suchte sobald als möglich, die üble Gesellschaft los zu werden. Da fieng die Alte an mit allerlei Versprechungen und Drohungen dem Büblein zuzureden, bis es endlich nachgab und sich mit ihr auf den Weg machte. Die Alte humpelte voran, das Büblein ging hintendrein und so kamen sie durch allerlei wüste, abscheuliche Orte zu einem Felsen, der voller Höhlen und Löcher war. In eine solche Höhle gingen sie hinein, und hier bekam das Büblein prächtig zu essen, wie ihm die Alte versprochen hatte. Aber was half dem armen Häuterlein das gute Essen? Es wurde in ein enges Ställchen gesperrt, wo es Tag und Nacht zubringen mußte. Es hatte immer lange Weile und das Heimweh drückte ihm schier das Herz ab. Dabei hatte es die größte Furcht für die Zukunft, denn alle Tage kam ein altes Weib und befahl ihm, ein Fingerlein aus dem Stalle zu strecken, damit sie greifen könne, ob es bald fett genug sei. Denn wenn es recht nudelfett wäre, so wollte sie es schlachten und braten. Die bösen Weiber aber, die das Büblein in ihre Hände bekommen hatten, waren Fanggen.

So oft nun die Fangge zum Ställchen kam und das Büblein seinen Finger herausstrecken sollte, so streckte es dafür einen Rechenzahn heraus, den es zu seinem Glücke gefunden hatte. Die Alte meinte immer, das Büblein müsse bei der guten Kost fetter werden, allein tagtäglich kam derselbe zaundürre Finger heraus und tagtäglich mußte die Fangge unwillig und murrend abziehen.

Einstmals aber hatte das Büblein den Rechenzahn verloren und als die Alte wieder kam, mußte es sein eigenes Fingerlein, das in der langen Zeit sehr fett geworden war, aus dem Ställchen herausstrecken. Die Alte fühlte es an und wunderte sich, wie das Büblein, das sich früher nie länden*) wollte, auf einmal so fett geworden sei. Sie rief sogleich eine noch ältere Fangge, welche bei dem Stalle Wacht halten mußte, während sie selbst zu den übrigen Fanggen herumlief, um sie zu dem Braten einzuladen.

Dem Büblein war jetzt wohl recht übel zu Muthe, aber alle Hoffnung ließ es doch nicht sinken. Es fieng an die Alte, welche vor dem Ställchen stand, recht inständig zu bitten, sie solle ihm doch vergönnen, ein wenig zu ihr hinaus zu gehen. Sie wollte anfangs nicht recht ja sagen, aber wie das Büblein ihr versprach, ihr zum Danke dafür Läuse zu suchen, so machte sie schnell die Thüre auf. Das Bübchen kam heraus, setzte sich nieder und suchte der Alten, die ihm ihren grauen Kopf in den Schooß gelegt hatte, die Läuse ab. Es dauerte nicht lange, so schlief die Alte ein. Wie das Büblein dies merkte, so gab es ihr einen tüchtigen Schlag auf den Kopf und lief zur Höhle hinaus. Dann floh es in den Wald hinein und lief

*) sich landen, länden, = fett werden.

in einem Athem fort, bis es an einen Bach kam. Hier mußte es stehen bleiben, denn das Wasser war zu groß, als daß es hinüber kommen konnte. Jetzt wird das arme Bübchen halt warten müssen, bis die Fanggen nachkommen und es wieder zurückbringen, um es zu schlachten und zu braten, hast du gemeint. Wenn das Büblein keinen Schutzengel gehabt hätte, so wäre es ihm wohl nicht anders gegangen. Allein es kam der heilige Schutzengel, nahm das Büblein unter den Arm und flog mit ihm über den Bach. Als er es auf dem andern Ufer niedergestellt hatte, liefen schon die Fanggen heran, um das Büblein zu erwischen. Sie wußten aber nicht, wie über den Bach zu kommen sei, und riefen daher zum Büblein hinüber: „Büblein, wie bist du hinüber gekommen?"

„„Ich habe ein Brettlein genommen,
„„Und bin herüber geschwommen.""

Da suchten alle Fanggen Brettlein zusammen, warfen dieselben in's Wasser und setzten sich darauf. Allein das Wasser nahm sie mit fort und allemiteinander ertranken. Und seitdem gibt es keine Fanggen mehr, aber ihre Löcher, wenn es dich wundert, die kannst du noch sehen.

(Mündlich aus Oberinnthal.)

Die zwei Hafner.

Zwei Hafner waren mitsammen auf der Wanderschaft. Da traf es sich einmal, daß sie beim Einbruche der Nacht noch im Walde waren und daran denken mußten, hier zu übernachten. Es ging aber die Rede von diesem

Walde, daß in demselben Hexen hausten und auf einem hohlen Baume ihre nächtlichen Zusammenkünfte hielten.

An diesen hohlen Baum kamen die zwei Hafner und der Eine von ihnen sagte, darin wolle er über Nacht bleiben. „Sei doch klug, sagte der andere, weißt du denn nicht, daß die Hexen hier zusammenkommen und schon manchen, der sie in dem hohlen Baume belauschen wollte, herausgezogen und jämmerlich zerrissen haben.“

„„Das weiß ich wohl, sagte der erste, aber das schreckt unser einen nicht ab. Ich übernachte in dem hohlen Baume, und damit punktum.““ Der andere redete ihm noch eine Weile zu, wie aber alles nichts half, mußte er sich entschließen allein weiter zu gehen und hieß seinen Kameraden wohlleben. Dieser blieb bei dem Baume, suchte sich nassen Lehm und bildete daraus einen Mann. Wie er damit fertig war, trug er denselben zu dem Baume. Dann kroch er in die Höhlung hinein, stellte den lehmernen Mann vor sich hin, er selbst aber hockte dahinter und wartete auf die Hexen.

Um Mitternacht hub ein heftiges Geräusch an, und fuhr durch die Bäume hin und her. Das kam von den Hexen, welche auf ihren Besen in der Luft umherritten und sich endlich auf dem hohlen Baume niederließen. Hier machten sie eine Musik, die dem Hafner durch Mark und Beine ging, und als die Musik fertig war, fiengen sie an, einander allerlei abenteuerliche Geschichten zu erzählen. Wie sie eine Weile geplaudert hatten, sagte Eine: „Ich weiß etwas.“ Sprach die zweite: „Ich versteh' etwas.“ Sprach die dritte: „Ich spür' etwas.“ „Was weißt du denn?“ fragten sie die erste. „„Ich weiß, daß in diesem Augenblicke die Königstochter von einer Schlange

gebissen worden ist, und daß es nur Ein Mittel gibt, welches sie heilen kann.“

„Was verstehst du?“ fragten sie die zweite. „„Das Mittel, das sie heilen kann, verstehe ich. Wenn man ihr Pferdemist auf die Wunde legt, so wird sie genesen.““ „Und was spürst du?“ fragten sie die dritte. „„Ich spüre, in unserm Baume steckt ein Mensch.““ Darauf fuhren alle drei vom Baume herab, schossen in die Höhlung hinein und rissen den lehmernen Mann mit sich heraus. In einem Nu hatten sie ihn in tausend Stücke zerrissen und mit wüstem Jubelgeschrei fuhren sie durch die Lüfte davon.

Der Hafner war froh, weil das Spektakel vorbei war, und kroch aus dem Baume hervor. Er ging seines Weges weiter, bis er in die Königsstadt kam. Hier ließ er sich bei dem Könige melden und trug ihm seine ärztliche Hilfe an. Der König war froh über den Antrag des Fremden und er versprach ihm die Prinzessin zur Frau zu geben, wenn sie durch ihn vom Bisse der Schlange geheilt würde. Der Hafner nahm Pferdemist, legte ihn auf die Wunde und in wenigen Tagen war die Königstochter frisch und gesund. Dann wurde die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert und nach dem Tode des Königs bekam der Hafner auch Krone und Szepter und die Macht über alle Lande, die der alte König regiert hatte.

Tag um Tag verging und es trug sich zu, daß der andere Hafner zum Könige kam, um von ihm etwas zu betteln. Aber kaum hatten sich die zwei Kameraden gesehen, so erkannte einer den andern. Der Arme war sehr neugierig zu wissen, wie sein Reisegefährte zu solchem Reichthume und solchen Ehren gelangt sei. Der König verheimlichte ihm nichts, sondern erzählte ihm treu und offen,

was sich bei dem hohlen Baume begeben und wie er des Königs Tochter zur Frau bekommen habe.

Der arme Teufel machte sich auf, ging zu dem hohlen Baume und machte es gerade so, wie es sein Kamerad angestellt hatte. Er stellte einen lehmernen Mann vor sich und wartete auf die Hexen. Diese aber waren gewitziget worden und wie sie zum Baume fuhren und merkten, daß jemand darinnen sei, so ließen sie den lehmernen Mann in Ruhe, über den Hafner aber fielen sie her und zerrissen ihn in tausend Stücke.

(Mündlich aus Rattenberg.)

Vom armen Bäuerlein.

Es war einmal ein armes, armes Bäuerlein, das Nichts hatte als eine halbverfallene Hütte für sich und seine Hausfrau zur Wohnung und eine magere Kuh im Stalle und Hunger und Noth als Tischgenossen.

Aber Beide arbeiteten fleißig und bewahrten sich vor dem größten Mangel und sagten oft selber zu einander, es könnte doch noch schlechter seyn. Endlich aber wollte auch die Arbeitsamkeit nicht mehr vor arger Noth schützen, so daß sie gar nicht wußten, was nun anzufangen sei. Die Hütte verkaufen, war eine harte Sache, weil sich kein Käufer fand, und sie wohl auch nicht gerne unter freiem Himmel schlafen wollten. Sonst aber meinten sie, wäre Nichts, was sie verkaufen könnten um Geld zu bekommen. Als sie so nachdachten, hörte die Bäuerin

die Kuh im Stalle muhen, auf die sie ganz vergessen hatten. „Geh, sagte sie — treibe die Kuh auf den Markt, sie muß ja sonst doch verhungern, schau doch was du dafür bekommst.“ — Das Bäuerlein nahm einen Haselstecken und trieb die Kuh ins nächste Dorf, wo so eben Markt war, wenn er auch wenig Hoffnung auf einen hohen Kaufpries hatte, weil das arme Thiere gar jämmerlich aussah. Er war eben noch nicht gar lange fortgegangen, als ihm ein kleines, altes Männlein in grasgrüner Kleidung begegnete und ihm schon von Weitem zurief: „He! du, ist die Kuh nicht feil?“ „O ja, entgegnete ihm der Bauer, wenn du brav zahlst.“ „Ich habe nicht viel Geld mein Lieber, antwortete das Männlein und sah ihm mit lächelnder Miene ins Angesicht, aber da sieh her — und hielt ihm eine Flasche hin — könnten wir nicht eben einen Tausch machen? Gib du mir die magere Graue da, — und ich gebe dir diese Flasche. Du wirst schon sehen, es reut dich nicht, wenn du mir glaubst, denn das Fläschchen hat gar gute Tugenden.“ Das grüne Männchen schien so treuherzig, daß der Bauer ihm glauben mußte. „Nun, weil du es so lobst, sagte er — schlag ein, wir wollen tauschen.“ Der grüne Käufer führte die Kuh fort, und der Bauer ging wieder in seine Hütte zurück und stolperte oft unterwegs, denn er betrachtete immer die Flasche, und sah nie auf die Steine, die auf dem Wege lagen.

Als er nun nach Hause kam, wunderte sich die Bäuerin sehr, wie er sein Geschäft abgemacht habe und ließ ihn kaum zu Worte kommen und fragte: „Was hast du denn für die Kuh bekommen?“ Als aber der Bauer die Flasche auf den Tisch setzte, und ihr erzählte, was das grüne Männlein zu ihm gesagt, da fieng sie

fast zu weinen an und machte ein langes Gesicht — weil er so dumm sei und jedem Narren glaube. Das machte den Bauer nun auch unruhig, er hob die Flasche vom Tische auf und indem er sie wieder hinstellte, murmelte er: „Hätt' ich nur Geld und etwas Ordentliches zum Essen!“

Allein kaum hatte er das gesagt, so klingelte und klapperte es, und ein großer Haufe harter Thaler lag da auf dem Tische neben den dampfenden Schüsseln, daß die Zwei gar nicht wußten, wie das zuging und große Augen machten.

„Das hilft uns wenig, sagte nach einer Weile der Bauer, als er sich von seinem Erstaunen erholt hatte — wenn wir dastehen und das Essen kalt werden lassen. Das grüne Männlein hat gar wohl recht gehabt, daß die Flasche gute Tugenden besitze; nun wollen wir es aber auch von Herzen hoch leben lassen.“ Die Bäuerin hatte jedoch nichts Eiligeres zu thun, als die harten Thaler zusammenzuklauben, erst dann setzte auch sie sich zu Tische und der Schmaus wollte gar kein Ende mehr nehmen.

So war das arme Bäuerlein reich geworden, und lebte im Wohlsein, froh und glücklich. Jedermann redete von der Wunderflasche und wünschte sich auch eine solche zu haben. Da unternahm einmal der König eine Reise durch sein Land. Er kam auch in diese Gegend, wo das Bäuerlein wohnte, und beschloß hier mit seinem Hofstaate eine Zeit lang zu bleiben. Da aber seine Großen Langeweile bekamen, wollte er ihnen, um sie fröhlich zu machen, eine große Tafel geben. Es wurde Alles aufgeboten, um sie so prächtig als möglich zu machen, aber dem König schien Alles noch zu gering; denn Alles

was er that, sollte königlich seyn. Daher war er sehr froh, als er von der wunderbaren Flasche hörte, und dachte nach, wie er in ihren Besitz kommen könnte. Er ließ das Bäuerlein rufen und bot ihm einen großen Haufen Silbers und Goldes für die Flasche an. „Ha, dachte der Bauer „wär schon recht; aber was soll ich machen wann ich meine Flasche verkaufe. Es ist doch eine gar zu seltene Sache.“ Doch der König hörte nicht auf, Vorstellungen zu machen und versprach ihm immer noch mehr Gold, bis Jener einwilligte. Alsogleich wurde nun die Probe mit der Flasche gemacht uud da wunderten sich die Begleiter des Königs über die prachtvolle Tafel über alle Maßen, denn nicht einmal in der Residenz des Landesfürsten hatten sie so viele und schmackhafte Speisen bekommen, und selbst der Schatzmeister des Königs, welcher Anfangs ein ziemlich saueres Gesicht schnitt, als soviel Geld für ein eitles Glas hinweggetragen wurde, machte jetzt eine ganz heitere Miene.

Das Bäuerlein aber ließ sich bei seinen Goldfüchsen wohl sein, lud seine Nachbarn zu Tische und tafelte so wacker, wie ein Graf oder wie der König selber. Wenn aber seine Nachbarn hie und da ein Wort fallen ließen, daß sich ein großer Graben ausschöpfen, aber schwer wieder ausfüllen lasse, dann gab er immer zur Antwort: „Ei, haben wirs doch — mir werden ja sonst die Thaler grau.“ Inzwischen merkte aber der lustige Bruder nicht, wie sein Kasten immer leerer und leerer wurde, und als er es endlich sehen mußte, schlug er sich vor den Kopf und wünschte, daß er wieder zum grünen Männlein käme, um einen Tausch zu machen. Ja es war endlich so weit gekommen, daß er am Ende Nichts mehr hatte, als eine

magere Kuh im Stalle und die halbverfallene Hütte. Was war nun zu thun? Die Flasche war verkauft, das Geld verschmaust. Das Männlein wußte er nicht zu finden. Zudem taugte es ihm gar nicht, daß die Nachbarn ihn immer spottweise den reichen Bauer hießen und lachten. „Geh“ dachte er, „verkauf' wieder deine Kuh — vielleicht kommt das grüne Männlein doch noch einmal und bringt dir eine Flasche. Versuchs einmal.“

Gesagt, gethan — er geht in den Stall und fährt mit der Kuh auf den Markt. Noch war er nicht lange voll Unmuth fortgegangen, als auf dem nämlichen Platze, wie früher, ihm das grüne Männlein begegnete und ihm eben so bereitwillig, aber mit etwas schelmischem Lächeln den Tausch mit der Flasche antrug, den das Bäuerlein gerne annahm. In der größten Freude sprang nun das Bäuerlein über Stock und Stein nach Hause und freute sich schon voraus auf den herrlichen Braten, den er sich nun anschaffen werde. Kaum war er zu Hause angekommen, wo die Bäuerin vor Freude fast nichts sagen konnte, so mußte nun die Flasche ihren Dienst leisten. Allein wie staunten und erschracken sie, als statt der Speisen und der harten Thaler zwei gewaltig große Riesen aus der Flasche hervorsprangen. Sie wollten davonlaufen, aber die Riesen ließen sie nicht zur Thüre hinaus, sondern fielen über die armen Bauersleute her und schlugen mit Fäusten auf sie zu, zur Strafe ihrer Verschwendung. Das Gerücht von dieser wunderbaren Sache verbreitete sich weit und breit im ganzen Lande und kam endlich auch dem Könige zu Ohren, der auch diese Flasche wieder kaufen wollte, um seinen Hofleuten einen Possen zu spielen. Er ließ das Bäuerlein zu sich kommen und kaufte ihm die Flasche um sehr viel

Gold und Silber ab, wozu dieser sehr leicht zu bewegen war. Froh kehrte er in seine Hütte zurück, ließ diese nun aufbauen und fieng eine bessere Wirthschaft an.

Der König aber ließ seine Großen nicht lange warten, ihnen die Eigenthümlichkeit der neuen Flasche zu zeigen. Er lud sie alle zur Tafel, und nachdem sie der einen Flasche brav zugesprochen, sollten sie auch der andern ihre Ehre widerfahren lassen. Die ganze Tafelgesellschaft war begierig, was da kommen würde; sie wurde es aber nur zu bald inne, denn die Riesen richteten eine schreckliche Geschichte an, so daß alle Gäste mit blauen Rücken auf und davon liefen und noch laufen, wenn sie nicht stehen geblieben sind.

(Mündlich aus Zillerthal.)

Die vier Tücher.

Ihr seid nun groß und stark, sagte ein Vater zu seinen vier Söhnen, und müßt euch auch einmal in der Welt umsehen — vielleicht macht ihr euer Glück; — hier könnt' ihr doch nicht immer bleiben. Darüber waren die rüstigen Jungen sehr erfreut und wollten nun Alle zugleich in die Fremde gehen, denn schon lange war das ihr sehnlichster Wunsch. Der Vater aber bedeutete ihnen, daß er sie doch nicht Alle auf einmal von sich entlassen könne, sondern es werde an jeden die Reihe kommen, sobald nur der Andere zurückgekehrt sei. Deß waren die Brüder zufrieden und der Aelteste sollte zuerst Stock und Reisebündel nehmen und sich auf den Weg machen.

Einen guten Spruch, den ihm der Vater an's Herz gelegt, im Gedächtniß, und einige Groschen als Reisegeld von der Mutter in der Tasche, verließ Wasil, so hieß der Bursche, das väterliche Haus und ging, ein Liedlein trillernd, auf Gerathewohl der Nase nach, da er selbst nicht wußte, wohin er wollte. Er war schon eine ziemliche Strecke fortgegangen, als ihm ein kleines graues Männlein begegnete, welches ihn fragte, ob er nichts zu schachern habe? „Nein," antwortete Wasil, „ich verstehe mich schlecht aufs Schachern," und wollte vorwärts. — „Nu — eil' doch nicht so," sagte lachend das Männlein, „vielleicht habe ich Etwas, was dir zu seiner Zeit wohlbekommen dürfte. Hat dir nicht die Mutter Geld gegeben auf die Reise? Geh kauf mir dieses Tuch da ab." Wasil wunderte sich nicht wenig, als der winzige Wicht, den er doch nie zuvor gesehen hatte, von den Paar Groschen wußte, die ihm das Mütterchen zugesteckt hatte; doch getraute er sich nicht zu widersprechen, denn ihm wurde völlig unheimlich. Er ging daher den Kauf ein und wanderte dann, unbekümmert um das Männlein, weiter, — ja er hatte nicht einmal das Tuch recht angesehen, weil ihn gruselte.

So ging er zwei Tage seines Weges. Als aber der zweite Tag zu Ende ging, da wußte er keine Nachtherberge. Nirgends sah er ein Wirthshaus, sondern es lag ein großer, dunkler Wald vor ihm. — Wenn nur ein Haus in der Nähe wäre, dachte er, und kam so nachsinnend immer näher und endlich ganz nahe an den Wald. Aber erst jetzt fiel es ihm ein, daß er ja kein Geld mehr habe, und er lachte über sich selbst, wie es ihm habe einfallen können, ohne Geld so weiter zu gehen,

oder gar an einen Abendschmaus zu denken. Mißmuthig setzte er sich nieder, nahm sein Tuch heraus und breitete es lachend vor sich auf den Boden. Er schaute es nun zur Kurzweil an, weil er nichts Besseres zu thun wußte. Es war hellroth und mit goldenen und silbernen Sternlein auf den Seiten ganz übersäet. Ihm gefiel's, als er es so betrachtete, nicht übel, aber Geld hätte ihm doch noch besser gefallen. Da dachte er: „Ja hätte ich nur so viele Thaler, so viel Sternlein darauf sind, dann wär's schon recht.“ Kaum gedacht, da lagen auch schon die klingenden Thaler zu Hauf auf dem Tuche, ohne daß unser Wastl wußte, wie das zugegangen.

Nun fieng er an, das Geld in seine Tasche zu stecken und merkte gar nicht, daß es Nacht und immer dunkler und dunkler wurde. Und als er es gewahrte und fortgehen wollte, sah er sich von einer Schaar Räuber umgeben, die ihn hernahmen und herumstießen, daß ihm Sehen und Hören verging. Er mußte, wollte er wollen oder nicht, zu ihnen in die Höhle, wo er eine nicht verhoffte Nachtherberge fand. Am andern Tage versammelten sich die Räuber um ihn und wollten, wie sie sagten, die Sache ganz kurz machen, wenn er ihnen das Tuch nicht gäbe. Wastl war froh, nur mit dem Leben davon zu kommen und ließ ihnen gerne, was sie verlangten. Darauf führten sie ihn aus der Höhle und er wanderte nach kurzer Abwesenheit ganz betrübt wieder nach Hause und begehrte nicht mehr in die Fremde zu gehen.

Als er daheim seinen Brüdern und dem Vater erzählte, wie es ihm ergangen, versicherten die drei Andern, sie wollten sich gewiß besser in Acht nehmen, und der Zweite ließ nicht nach und bat immerfort, ihn ziehen zu

lassen, bis endlich der Vater auch ihm das Reisebündel schnürte und die Mutter ihm einige Groschen gab und ihn wandern ließ.

Ganz wohlgemuth zog er fort; aber nicht auf demselben Wege, wie sein Bruder, um sich vor den Wegelagerern zu hüten, und dachte immer: „Wenn nur bald das graue Männlein käme und mir auch so ein Tuch brächte, wie meinem Bruder! Ich wollte gewiß nicht erschrecken". Und richtig — es dauerte nicht lange, sah er ein Männlein so klein, wie ein Zwerg, daherkommen. Gleich fiel es ihm ein, das müße das Männlein mit mit den Tüchlein sein. Die Beiden redeten einander an und das Männlein both ihm ein Tüchlein zum Kaufe an. Da kaufte denn unser Reisende das ihm angebotene Tuch dem kleinen Schacherer ab. Diesmal aber war es nicht mehr ein rothes, sondern ein blaues mit runden Flecken und Flaschen bemaltes Tuch. Kaum war das Zwerglein hinweg, setzte sich der frohe Hans, so hieß der zweite Bruder, in's Gras hin und wünschte Geld, so viel nur immer Gott Vater selber wünschen kann; aber es war umsonst. Jetzt fieng ihn sein Handel zu reuen an. Er hörte nicht auf, den Zwerg einen listigen Betrüger zu nennen, und so lange grollte, schmähte und schalt er, bis seine Kehle ganz trocken wurde und er statt des Scheltens eine Flasche Wein sich wünschte. Wie er aber diesen Wunsch gethan hatte, stand auch schon die Flasche da und nun meinte er, gehe es in Einem hin, und wünschte sich auch Speisen in Hülle und Fülle. Alle seine Lieblingsgerüchte nannte er her und alsogleich stand Alles schon zu Diensten. Als es Abend wurde, ging er in ein nahegelegenes Dorf und begab sich schnell in ein Wirthshaus, wo er vom Wirthe

nur ein Bett verlangte. Für das Nachtmahl, sprach er, werde er schon selber sorgen.

Der Wirth wunderte sich, daß sein Gast, so mir Nichts dir Nichts von der Straße in's Bett laufe, er ging daher demselben nach und lugte beim Schlüsselloch in's Zimmer hinein. Nun mußte er freilich sehen, wie Hans sich sein Nachtmahl zurichtete und wie ihm die Speisen mundeten. Da wässerten ihm die Zähne nach einer so wohlbestellten Küche. Er sann nun die ganze Nacht, wie er denn dieses Tuch sich verschaffen könnte, und am andern Tage ließ er den Gast nicht aus dem Hause und that so fein und schmeichelnd und zutraulich, als wie mit einem alten Bekannten, bis er ihn dahin gebracht, für heute noch bei ihm zu bleiben. Inzwischen aber schickte er nach den Gerichtsdienern und ließ ihn in der Nacht noch festnehmen, indem er ihn beschuldigte, er habe ihm die Zeche nicht bezahlt. So mußte Hans die Nacht im Kerker zubringen und konnte nur durch das Zurücklassen seines Tuches wieder frei werden. Ganz zornig trat er den Rückweg an und kam endlich mißvergnügt über seine Reise nach Hause, wo er noch dazu von seinem dritten Bruder, Klaus, wacker ausgezankt wurde, der sich dann in aller Eile auch auf den Weg machte, um zu versuchen, ob es ihm nicht besser glücken werde, als den zwei andern Brüdern. Aber er mochte lange Zeit gehen, bis ihm das Männlein entgegen kam, so daß er schon zweifelte, ob ihm die Brüder wohl die Wahrheit gesagt hätten. Eben, als er so sinnend dahin schlenderte, spazierte auf einmal ein kleines winziges, aber steinaltes Herrlein auf der Straße einher, und Klaus, der immer auf den Boden sah und in Gedanken rasch vorwärts ging, hätte das kleine Ding beinahe übersprun-

gen. Da schauten Beide einander gewaltig groß an und Klaus, fast erschrocken, wollte vorwärts eilen; der Alte aber hielt ihn, und lachend bot er ihm ein schwarzes Tuch zum Kaufe an. Klaus ließ sich das nicht zweimal sagen, nahm schnell das Tuch für wenige Groschen und schritt dann rüstig weiter. Kaum war das Männlein ihm aus den Augen, langte er alsbald sein Tuch hervor und wünschte Geld; — aber umsonst. Er wünschte Wein und Braten; aber es wurde keine Flasche sichtbar. Da ging ihm die Geduld aus, er kehrte und wendete das Tuch nach allen Seiten und gewahrte zufällig einen Riß in demselben, was ihn unwillig machte. Aber er nahm, weil er es doch nun gekauft hatte, das Tuch mit und hielt es vor's Gesicht und lachte und schalt zugleich. Auf einmal sah er seinen Vater und die Brüder zu Hause arbeiten und hörte, wie sie miteinander sprachen. Da merkte er, daß dieß allemal der Fall sei, so oft er durch den Riß hindurchschaute. Nun, — dachte er, das ist nicht übel, und freute sich über die neue Entdeckung.

Nun wanderte er weit und breit in der Welt umher. Da kam er in eine große schöne Stadt, deren König eben gegen einen benachbarten Fürsten Krieg führte. Das hörte Klaus und da fiel ihm ein: „Ich könnte vielleicht ein angesehener und reicher Herr werden", und er both sich dem Könige an, Alles zu sagen, was seine Feinde gegen ihn im Sinne hätten. Darüber war der König sehr froh und versprach ihm große Belohnung, wenn er in seine Dienste treten wolle, was jener auch gerne that. Bald war nun der König Sieger über seine Feinde und seine Macht wurde immer größer und größer. Aber dem, der ihm zu seiner Macht verholfen hatte, vergalt er schlecht

seine guten Dienste. Denn sobald er merkte, auf welche Weise sein Dienstmann Klaus Alles wissen könne, nahm er ihm das Tuch, fertigte ihn mit schönen Worten ab und ließ ihn aus dem Lande jagen. Solches hatte sich Klaus freilich nicht verhofft; um jedoch die Sache nicht noch schlimmer zu machen, nahm er sich vor, geraden Weges nach Hause zu gehen und seinen jüngsten Bruder vom Reisen abzuhalten. Doch kaum war er daheim angekommen, wollte der Jüngste auch schon fort und mochte es kaum erwarten, bis er über alle Berge hinweg wäre. Weil der Vater den Andern erlaubt hatte, in die Fremde zu gehen, erlaubte er es, durch viele Bitten bewegt, auch seinem jüngsten und liebsten Sohne, wie sehr er ihm auch einschärfte: „In der Fremde sei nicht der Ort zum Wohlleben". Der junge Wanderer dachte gar nicht, wie seine Brüder an das Männlein, sondern nahm sich ernstlich vor, sich wenig um den Zwerg zu kümmern. — Doch dieser blieb auch bei ihm nicht aus, sondern kam nach einigen Wandertagen auch zu ihm und gab ihm für das Geld, das er noch hatte, ein weißes Tuch zu kaufen. Der Reisende hätte gerne sehen mögen, wozu denn etwa sein Tuch nütze und kam endlich auf die Entdeckung, daß mit dem seinigen die Kunst verbunden sei, sich unsichtbar zu machen. Da ging ihm auf einmal ein Licht auf. — Geraden Weges schritt er jetzt der Gegend zu, wo sein ältester Bruder unter die Räuber gefallen war, und schlich sich, da er einige derselben sah, in ihre Höhle. Hier fand er in einer Ecke das rothe Tuch, welches sie seinem Bruder weggenommen und machte sich unsichtbar mit demselben davon. —

Auf seiner Weiterreise sah er vor sich an der Straße ein großes schönes Haus und da eben die Sonne nicht

gar hoch am Himmel stand, beschloß er dort zu übernachten, wenn man ihn aufnehmen würde. Als er an's Haus kam, stand ein wohlbeleibter Herr vor der Thüre, der ihn gar höflich einlud, dazubleiben. Aha, dachte sich da der Reisende, das ist gewiß das Wirthshaus, wo mein Bruder so arg geprellt wurde. Er ging hinein und machte es gerade so, wie sein Bruder es früher gemacht hatte. Der Wirth, als er das sah, glaubte wieder einen reichen Fang zu machen und führte ihn in das nämliche Zimmer, wie den früheren Reisenden. Hier war auch noch das schöne blaue Tuch auf einem Tischchen, das unserm Jungen geschwind in die Augen fiel. Wie nun der Wirth sah, daß sein Gast anfieng, auf einem rothen Tuche Geld zu zählen, schickte er ohne sich lange zu besinnen, zum Gerichtsdiener. Ehe aber der noch ankam, waren der Gast und das blaue Tuch verschwunden.

„Jetzt wird mir auch der Herr König nicht entgehen, sagte er lachend zu sich selbst, als er das Wirthshaus verlassen hatte, und eilte, um nur bald in die Königsstadt zu gelangen. Unter verschiedenen Vorwänden wußte er sich beim Könige Zugang zu verschaffen und durch die Eigenheit seines Tuches war es ihm ein Leichtes überall ungesehen aus und ein zu kommen, bis er auch das schwarze Tuch in Händen hatte. Furchtlos stellte er sich nun vor dem Könige und gestand ihm frei, was er gethan. Der König, im höchsten Zorn über solche Kühnheit, wollte ihn alsogleich festnehmen lassen; aber der Bursche antwortete ihm lachend: „Du kriegst mich ganz gewiß nicht“! Und darauf war er verschwunden, und kehrte wieder zum Vater und zur Mutter heim, die nun

viele glückliche Tage mit ihren Söhnen verlebten und die reichsten Leute weit und breit im Lande wurden.

(Mündlich aus dem Zillerthale.)

Die Drachenfedern.

War einmal vor langer Zeit ein reicher Wirth, der hatte eine wunderschöne Tochter. Neben dem Wirthshause wohnte in einer gemietheten Hütte ein armer Holzhacker mit seinem Sohne. Dieser war ein lebensfroher, rüstiger Junge, der schönste Bursche im ganzen Dorfe und dazu noch recht brav und arbeitsam. Immer war er guter Dinge und zur Arbeit aufgelegt, nur wenn er die Liese, die Wirthstochter sah, dann stand ihm der Gedanke still und sein Blick verlor die frühere Fröhlichkeit. Auch Liese war dem Jungen herzlich gut; nur Schade, daß er so blutarm war, und ihr Vater, wenn sie um seinen Segen ihn gebeten hätten, ganz gewiß nicht ja gesagt haben würde. Aber versuchen konnten sie's ja doch, und sie thaten's auch.

Der Vater hieß die Tochter ein dummes Ding und wies ihr die Thüre, dem Freier aber gab er lachend zur Antwort, wenn er sich seine Tochter verdienen wolle, müße er dem Drachen im großen Walde, der einige Stunden vom Dorfe entfernt lag, drei goldene Federn ausreißen und sie ihm herbringen, sonst solle er sich gleich fortmachen. Der Junge war ganz zufrieden mit dieser Bedingung, denn obwohl er wußte, wie grimmig der Drache über jeden herfalle und wie schreckenhaft er aussehe, so hoffte er doch durch List dem Ungethüme beikommen zu

können und machte sich sogleich auf den Weg zum Schlosse des Drachen, das in einem dunkeln Walde lag.

Unterwegs kam er an einem Hause vorbei, vor dessen Thüre ein alter Mann saß, der den Kopf auf beide Hände stützte und sehr traurig schien. „Was bist du denn so traurig?" redete der Vorübergehende ihn an. — „Ja, meine Tochter ist schon viele Jahre krank und nur der Drache könnte ihr helfen — aber" — Da unterbrach ihn der Holzhacker: „Ich gehe jetzt eben zu ihm, vielleicht erfrage ich ein Mittel von ihm und wenn ich wieder komme, will ich's dir dann sagen".

Der Holzhackersohn ging weiter und sah in einem grünen Anger eine große Menge Menschen um einen Apfelbaum versammelt. „Gefällt euch denn der Baum so gut, ihr Leute, daß ihr so hinaufschaut?" fragte er im Vorbeigehen. „Ja der Baum" — redete da Einer aus ihnen den Fragenden an, „der Baum gefiele mir freilich, wenn er wie früher goldene Aepfel trüge; aber leider treibt er jetzt nur schlechte Blätter. Wenn du aber zum Drachen gehen willst und ihn fragen, warum dieß geschieht, — so sollst dus mir nicht umsonst thun". „Ja, ja", sagte der Holzhackersohn, „das will ich auch" und ging weiter. —

Schon sah er den dunkeln Wald vor sich, über den eine Nebeldecke sich ausbreitete, und förderte seine Schritte. Da gelangte er an einen Fluß, wo ein alter Fischer ihn in einem kleinen Kahne hinüberführte und ihm klagte, daß er schon so lange dieses langweilige Geschäft versehe und nie abgelöst werden könne, wenn ihm nicht der Walddrache einen guten Rath gebe. Der dienstfertige Holzknecht versprach ihm, auch sein Anliegen dem Drachen

vorzutragen, nachdem er ihm erzählt hatte, warum er in den gefährlichen Wald gehe. Der gute Fischer fieng fast zu weinen an, weil er sehr für das junge Leben des Burschen besorgt war. Aber er war doch froh in der Hoffnung, daß auch er noch erlöst werden könnte und versprach ihm viel Geld zur Belohnung.

Bald fand der junge Brautwerber, weil eben jetzt die rechte Zeit war, das Schloß des Drachen. Er ging hinein und war ganz erstaunt über die große Pracht, die ihm überall entgegenstrahlte; den gefürchteten Herrn aber wurde er nicht gewahr, denn zum Glücke war er eben nicht zu Hause. Der Drache hatte jedoch eine Frau, die keinem Menschen Leides, sondern nur Gutes that. Als diese den Holzknecht sah, ging sie ihm entgegen, war sehr freundlich mit ihm und als er ihr sein Anliegen klagte und vom traurigen Manne, vom Apfelbaume und vom Fischer erzählte, versprach sie ihm sogar selbst seine Sache zu übernehmen und versteckte ihn unter der Bettstelle. — Spät in der Nacht erst kam der Hausherr zurück und war heute recht wild, noch viel wilder als sonst und sobald er in's Gemach eintrat, rief er, voll Zorn um sich blickend:

„Ich schmeck', ich schmeck' einen Christen!“

„O nein,“ entgegnete darauf die Frau sich verstellend und schmeichelnd: „es ist ja Niemand hier gewesen.“ —

Der Drache ließ es so gelten und als die Frau ihm recht schön that und ihn streichelte, wurde er viel zufriedener und war nicht mehr so wild und zornig. Nach einer Weile gingen sie zu Bette und der Drache schnarchte bald und fiel in einen tiefen Schlaf. Schnell riß die Frau ihm nun eine goldene Feder aus und gab sie dem

Holzhacker unter der Bettstelle. Da wachte aber der Drache auf und schrie zornig:

„Wer hat ein Recht mich zu zupfen und zu rupfen!"

„Sei nur nicht böse", rief die Frau im Schrecken. „Ich habe es im Schlafe gethan. Mir träumte, ein alter Mann habe eine kranke Tochter. — Was soll sie etwa versuchen, damit sie wieder gesund würde"? „Die muß die Hostie, die man unter ihrem Bette versteckte, hinwegschaffen, wenn sie noch gesund werden will", antwortete der Drache und schlief wieder ein. Nun riß sie ihm die zweite Feder aus und gab sie schnell dem lauschenden Holzhacker.

„Wer hat ein Recht, mich zu zupfen und zu rupfen"? schnaubte wieder zornig der Drache.

„Sei nur still", sagte die Frau leise. „Ich habe einen Traum gehabt von einem Apfelbaume, der früher goldene Aepfel trug; jetzt aber trägt er keine mehr. Wenn ich doch wüßte, wie er wieder fruchtbar würde". —

„Die Schlange muß ausgegraben werden, die unter dem Baume liegt und die Wurzeln benagt", murmelte der Drache schon halb schlafend. —

Jetzt ging's auf's Letzte und die Frau riß ihm auch die dritte Feder aus und machte es wie früher. Aber da war die Wuth des Unthiers auf's Höchste gestiegen:

„Wer rupft und zupft mich"? schrie der Schreckliche und wollte aus dem Bette springen. Die Frau aber hielt ihn und bat: „Sei doch nicht böse, ich habe geträumt von einem alten Fischer, der immer die Leute über den Fluß führen muß und nie frei wird".

„Er soll dem Ersten, der zu ihm kommt, dieses Geschäft übergeben und davon laufen — der dumme Alte" —

schnarchte der Drache. Jetzt aber laß mich in Ruh', sonst zerreiß' ich dich"! Darauf schlief er wieder ein und der Holzhacker schlich sich ganz sachte fort und sagte auf dem Heimwege Jedem den Rath, den ihm der Drache gegeben, dem Fischer aber sagte er ihn erst, als er ausgestiegen war aus seinem durchlöcherten Fahrzeuge. Alle gaben ihm Gold und Silber in Menge, denn sie waren voll Freude, daß ihnen geholfen worden.

Am meisten aber freute sich daheim die Liese, als sie den lieben Holzhacker wieder sah. Sie konnte kein Auge von ihm abwenden und hielt ihn immer bei der Hand bis der Vater kam und nun recht gerne ja sagte, weil der arme Nachbar jetzt viel reicher war, als er selbst. Die jungen Brautleute luden alle Verwandten und Freunde zur Hochzeit. Da waren alle voll Fröhlichkeit, sie selbst aber die Fröhlichsten und Glücklichsten von Allen. —

(Mündlich aus dem Zillerthale.)

Vom reichen Ritter und seinen Söhnen.

In alter Zeit, als die Männer noch eiserne Hemden und lange Schwerter trugen, lebte ein starker Ritter, der hieß Sehrreich, weil er im ganzen Lande für den Reichsten galt. Er wohnte mit seinen drei Söhnen: Veit, Jörg und Hans oben auf seinem Schloße und wenn auch sonst Niemand bei ihnen war, als nur wenige Diener, so waren doch Alle voll Frohsinn. Wollte aber manchesmal die lange Weile als unwillkommener Gast sich einschleichen, da war das rechte Mittel gleich zur Hand und es

wurden Reh und Hirsche im weiten Forste so lange gejagt und gehetzt, bis sie verschwand. Denn Reh und Hirsch, und Pfeil und Bogen, das waren des Ritters Lieblingsworte, und das Jagen gab ihm immer gute Laune. —

Da war es einmal an einem schönen Sommermorgen, daß der Ritter und mit ihm seine Söhne mit allen Dienern fröhlich zum Schloßthor hinaus in den Wald ritten, um sich einen Abendschmaus zu erjagen. Das war den ganzen Tag über ein Jauchzen, und ein Schmettern der Jagdhörner, ein Klaffen und Bellen der Hunde, daß es schien, es sei für die armen Rehlein der letzte Tag gekommen. Als aber die Sonne hinter den grünen Tannen hinabgesunken war, da verstummte auch plötzlich das Gejaid und wie am Himmel die ersten bleichen Sterne flimmerten, da trug man den Ritter ohnmächtig und blutend durch das Schloßthor. — Sein scheues Roß hatte ihn abgeworfen und dieser Sturz war für ihn die Ursache des Todes. Schon am andern Tage war er nicht mehr. —

Nun standen die drei Junker ganz allein in der Welt und wußten vor Traurigkeit nicht was anfangen. — Die Mutter war schon früh, als sie noch Kinder waren, gestorben. Jetzt war auch der Vater todt, von dem sie glaubten, daß er ihnen großen Reichthum hinterlassen habe. Doch gerne hätten sie Alles hergegeben, wenn nur der Vater noch lebte. Sie wollten und mußten nun in die weite Welt hinaus. Daher beschloßen sie die Burg dem treuen Wartel zu übergeben und dann fortzuziehen.

Ehe sie jedoch den Sitz ihrer Väter verließen, gedachten sie einen Theil der väterlichen Schätze unter sich zu theilen. Aber wie groß war ihr Erstaunen und ihr Schrecken, als sie nirgends im ganzen Schloße die gesuchten Schätze

fanden, obwohl sie Kisten und Kästen von oben bis unten durchsucht und jeden Winkel durchstöbert hatten, und wußten, daß ihr Vater von seinem Golde Sehrreich hieß. Nur eine alte wurmstichige Kiste hatten sie unbeachtet gelassen.

Was war nun zu beginnen? Noch einmal durchsuchten sie Alles und diesmal fiel ihnen auch die alte wurmstichige Truhe auf. Sie öffneten und fanden in derselben drei Abtheilungen. In der ersten lag ein kleines Pfeifchen, in der zweiten ein grünes Hütlein und in der dritten ein kleiner Ring. Sonst war fast ganz und gar Nichts zu finden. Diese drei Stücke wollten sie als Andenken an ihren Vater und ihre Heimat, mit sich auf die Fahrt nehmen. So nahm denn der Jüngste das Pfeifchen, der Andere das Hütlein, und der Dritte den kleinen Ring. Die wenigen Thaler, die sie fanden, steckten sie zu sich, und jeder ließ sich ein Pferd satteln und dann ritten sie fort. —

Am zweiten Tage gegen Abend kamen sie zu einem großen Walde, in dessen Nähe am Weg eine ärmliche Schenke stand. Hier beschloßen sie einzukehren und zu übernachten. Als sie so am Tische saßen, fiel dem jüngsten Bruder ein, seinen zwei Brüdern, weil sie gar so traurig waren, ein Stückchen vorzublasen. „He! meinte er: Ich muß doch versuchen, was mein Pfeifchen für einen Ton gibt?“ Er zog es aus der Tasche und blies. Urplötzlich stand ein alter grauer Ritter ganz in Eisen gehüllt vor ihm und fragte lächelnd:

„Was will der Herr, was schafft der Herr?“

Diese Frage klang freilich unter allem am schönsten für den jungen Rittersohn. „Ja wenn's nur auf's Schaffen ankommt, sagte er lachend, so schaff' ich für's Allen-

erste einen Säckel voll Geld, so groß wie ein Roßkopf." — Der alte Ritter brachte augenblicklich das Verlangte und war dann so schnell, wie er erschienen, auch wieder verschwunden.

Jetzt versuchten die Andern dasselbe, schwenkten das Hütlein und drehten den Ring und es zeigte sich der gleiche Erfolg. Nun war es ihnen klar, woher der Vater sein Geld genommen, aber nach Hause wollten sie nicht zurückkehren, sondern zogen nun wohlgemuth weiter. —

Als sie nach einigen Stunden den Wald im Rücken hatten, theilte sich die Straße nach drei verschiedenen Richtungen hin. Sie hielten stille und besprachen sich was sie thun sollten, sich trennen oder noch mitsammen weiter reiten. — Das Erste schien ihnen das Beste und so gaben sie sich einander das Wort, über's Jahr sich in der Waldschenke wieder einzufinden, und nahmen von einander Abschied.

Junker Hans, so hieß der Jüngste, spornte sein Rößlein, sah noch einigemale nach den Brüdern zurück, bis sie ihm aus dem Auge verschwanden und trabte dann in Gedanken vertieft fort. Sein Weg führte ihn über Hügel und Halden, durch Feld und Wald, durch Flecken und Dörfer bis zu einer prachtvollen Hauptstadt, der Residenz des Königs. Staunend über die Pracht der Gebäude ritt er durch das hohe, festgemauerte Stadtthor ein und begab sich in ein großes, schönes Gebäude, ober dessen Thor eine mächtige, goldene Flasche hing, denn er dachte, weil der Herr des Hauses goldene Flaschen heraushängen könne, werde er auch Weinflaschen und Wein vorräthig haben. —

Er hatte richtig gedacht und der treffliche Rothe machte ihn gar lustig und munter. Da hörte er unten auf der

Straße ein Hochrufen und ein Rasseln von Wägen. Er sprang an's Fenster und sah einen prachtvollen Wagen mit vier Schimmeln bespannt, umgeben von schmucken Reitern, durch die Straße fahren. — „So einen Wagen und solche Schimmel muß ich auch haben," rief er, blies in sein Pfeifchen und sogleich stand der graue Ritter wieder da und fragte ihn:

„Was will der Herr, was schafft der Herr?"

„Einen solchen Wagen und solche Schimmel, war die Antwort, wie der König hat, der eben vorüberfuhr." Darauf sprang er die Stiege hinab vor das Einfahrtsthor der Herberge zur goldenen Flasche und fand Alles schon bereit. Das freute ihn ungemein; aber aus Furcht vor dem Könige ließ er für Heute die Roße abspannen und fuhr erst am andern Tage aus. Da nun alles Volk meinte, er sei der königliche Prinz, rief es: „Hoch," und drängte sich rings um den Wagen, was dem jungen Ritter ungemein wohlgefiel.

Als der König das erfuhr, daß ein Anderer auch königlich geehrt werde, war es ihm zu schlecht und er fuhr demnächst mit sechs Schimmeln und in einem noch prächtigern Wagen aus. — Hans that es ihm auch dießmal nach und ließ sogar Geld unter das Volk auswerfen. Neugierig, woher denn der Fremde so viel Geld nehme, so vornehm zu thun, und zornig zugleich über dessen Keckheit, ließ er ihn zu sich in den Palast rufen, verbarg seinen Aerger, nannte ihn einen Fürstensohn und sagte ihm allerhand Schmeicheleien. Endlich lud er ihn zur Tafel, zu der auch die Großen des Reiches und die Königstochter geladen wurden. Die Königstochter war zwar sehr schön, jedoch auch sehr schlau, um den Unerfahrnen nur desto leich-

ter in ihr Netz zu ziehen. Man setzte sich zu Tische. Auch die Königstochter erschien in goldstrahlendem Schmucke — und um den jungen Ritter war's geschehen. — Einige flüchtige Worte nach Tische und süße Schmeichelreden der Letztern, und die Aeußerung des Königs: er würde sich glücklich schätzen, ihn seinen Eidam nennen zu können, reichten hin, den Verblendeten in's Garn zu locken und den Vogel einzufangen. Man wies ihm prächtige Zimmer im königlichen Palaste an, ehrte ihn wie einen Fürsten und schien alle Aufmerksamkeit nur ihm allein zu schenken. — Und die Königstochter verstand es erst gar, ihn zu berücken! Das zweite Wort, wenn sie mit ihm sprach, war immer: „Mein goldener Bräutigam!“ Ihr schien er Alles in Allem zu sein.

Schon waren so drei Vierteljahre vorüber gegangen und Hans befand sich sehr wohl bei seiner Braut in seinen schönen Träumen. Trotz aller Fragen hatte er sich jedoch immer sehr sorgfältig gehütet, die Quelle seines Goldflußes zu verrathen, bis ihn eines Tages die Königstochter, als Beide im Garten lustwandelten, fast traurig und schüchtern fragte: „Mein lieber Bräutigam, was hat dir wohl deine Braut gethan, daß du ihr noch immer Etwas verheimlichst, was sie gar so gerne wissen möchte, und so gleichgiltig bist bei ihrer Trauer?“ —

Das war zu viel für ihn. — „Nein — du darfst nicht traurig sein, rief er, wenn ich dich froh machen kann!“ — Nun erzählte er ihr Alles von seinem Vater und seinen Brüdern und was es für eine Bewandtniß mit dem Pfeifchen habe. — Zuletzt ließ er die feine Braut sogar selbst versuchen, wie gehorsam der alte, graue Ritter auf den Ruf des Pfeifchens dastehe. Die aber hatte

kaum ihren Zweck erreicht, als sie ganz anders zu reden anfieng, nach Dienern und ihrem Vater rief und dem verdutzten Hans allerhand Grobheiten in's Gesicht sagte. Die herbeigeeilten Höflinge spöttelten und lachten über den reichen Fürstensohn, die Königstochter blies fleißig auf dem Pfeifchen und ließ den Eigenthümer durch Schergen fortschaffen.

Fast ohne zu wissen wie es zugegangen, stand der Betrogene am Stadtthor, durch das er einst eingeritten war. Es schien ihm als sei er vom Himmel in die Hölle gefallen und er ärgerte sich blau und blaß über seine schlecht abgelaufenen Händel. Nur Eine Hoffnung blieb ihm noch. — Das Jahr war bald zu Ende und er konnte zu den Brüdern nach der Waldschenke zurückkehren. Wenn er sich auch vor ihren Vorwürfen fürchtete, machte er sich doch auf, bald zu ihnen zu gelangen und vielleicht mit ihrer Hülfe das verlorne Pfeifchen wieder zu erhalten.

Nach wenigen Tagen kam er ganz ermüdet bei der alten Schenke an und fand daselbst wirklich seinen Bruder Jörg lustig und guter Dinge, der älteste Bruder Veit war noch nicht da und er kam auch nicht, noch konnte man von ihm Nachricht erhalten. Wie nun Hans vom Staub bedeckt und traurig eintrat und Alles erzählte, da schimpfte Jörg gewaltig auf ihn los. „Dacht' ich's mir ja, schmähte er, du werdest Narr genug sein, in jede Falle einzugehen und an jedem Köder anzubeißen! Du weißt auch gar nicht, wie du die Sache anfangen mußt. Unsereiner läßt sich wohlsein wie ein König, und kümmert sich dafür wenig um Königstöchter, so kann aber Unsereiner auch jetzt das Wünschhütlein schwingen. Daß du in's Garn liefst, wundert mich wenig; aber wo nur

etwa Weit bleiben mag! Er ist gewiß auch in die Halle gegangen. — Hans versicherte, nachdem er zu Athem gekommen war, sein Pfeifchen gewiß wieder zu erhalten, wenn der Bruder ihm sein Hütlein nur leihen wolle und bath so lange, bis Jörg, den das Bitten sehr verdrießlich machte, endlich nachgab und ihm wiewohl ungern das Hütlein lieh, jedoch mit der Drohung: wofern er es nicht wieder bringe, dürfe er ihm nicht mehr unter die Augen kommen.

Einen Tag hielt Hans Rast, dann wanderte er wieder durch Fluren und Felder, über Höhen und Halden zur fernen Königsstadt hin und überboth den König weit bei jedem öffentlichen Aufzuge. Der aber hatte kaum gemerkt, daß der Fremde wieder hier sei und vielleicht wieder ein Pfeifchen oder sonst Etwas habe, sein Geld zu vermehren, als er ihn rufen ließ und zur Tafel lud. Hans kam aber dießmal nicht; sondern ließ dem Könige sagen: „Ich werde den Weg zur Stadt hinaus schon selbst finden; man braucht mich nicht wieder zu foppen und dann hinauszujagen.“ Da bemühte sich die Königstochter selbst zum neuangekommenen Ritter und that so schön und bat um Vergebung, daß Hans, wie verzaubert, sie nicht mehr verlassen konnte. Alle seine guten Vorsätze waren zu Wasser geworden und es ging ihm, wie es ihm schon früher ergangen war. Einige Wochen waren verflossen, er stand wieder traurig am Stadtthore, und hatte weder Pfeifchen noch Hütlein. —

Was war nun zu thun? Seine Goldquelle war versiegt und zu seinem Bruder durfte er nimmer zurück. — Das Beste schien ihm, sich an einen Baum zu knüpfen, denn sein Schwert hatte man ihm genommen. Gerade

sah er nicht weit vor sich auf einem Hügel zwei Bäume und es war ihm recht, daß er nicht lange zu suchen brauchte. Er ging, bestieg den Hügel und als er oben war, sah er sich die Bäume erst recht an und sah, daß beide voll der schönsten Birnen hiengen. An Einem hiengen schöne und ungewöhnlich große, und am Andern kleine. — „Zum Sterben ist's noch immer Zeit, ich will einmal versuchen, wie die Birnen schmecken.“ Mit diesen Worten stieg Hans auf den Baum, der voll der schönsten Birnen hieng, und aß deren ein halbes Dutzend, weil sie außergewöhnlich süß waren. Als er wieder herabstieg, merkte er, daß seine Nase um sechs Spannen länger geworden sei und erschrack gewaltig. Nun versuchte er, was die kleinen Birnen für eine Wirkung haben würden. Nachdem er auch von ihnen ein halb Dutzend verkostet, war seine lange Nase verschwunden.

Jetzt fiel Hansen Etwas ein. — Er dachte: „Wie stände etwa der Königstochter eine sechs Spannen lange Nase an? Wart die schöne Hexe will ich dran kriegen.“ Das Aufknüpfen war für jetzt aufgeschoben. — Er ging in die Stadt, tauschte mit einem Bettler sein Gewand, nahm ein Körblein und füllte es mit großen Birnen von seinem Birnbaume. Darauf setzte er sich auf den Marktplatz und rief immer: „Kauft Birnen!“ Wenn aber Jemand solche kaufen wollte, verlangte er für je sechs und sechs ein ungeheure Summe. Das war sehr auffallend, und als der König durch einen seiner Diener den ungeheuren Preis erfuhr, kaufte er auch sechs, besonders weil seine Tochter es verlangt hatte. Hans aber lachte und machte sich mit gefülltem Beutel aus dem Staube. Der Königstochter mundeten die Birnen so ausgezeichnet, daß

sie Alle nur allein aß und erst zuletzt die unliebsame Veränderung merkte, die an ihr vorgegangen. Vor Schrecken fiel sie in Ohnmacht und in der ganzen Stadt und im ganzen Lande wurde schnell die Nachricht laut vom sonderbaren Unglücke der Königstochter.

Jeder Heilkundige und wer nur immer einen Rath geben konnte oder ein heilsames Kräutlein wußte, wurde befragt und hatte freien Zutritt beim Könige zu jeder Stunde; aber Alle zuckten die Achsel und sagten, die Prinzeß müße ihre Nase zeitlebens behalten. Das war ein Weinen und ein Klagen im Königspalaste, als ob das ganze Reich ein übergroßes Unglück getroffen hätte. Auch Hans hatte gehört, daß Jeder Zutritt beim Könige habe. Er kleidete sich wie ein reicher Doktor und ließ sich, sobald er sechs große und sechs kleine Birnen verbrannt und zu Pulver gestoßen, bei der Königstochter melden. Er wurde freudig empfangen, that sehr gelehrt und machte der Königstochter gute Hoffnung. Wirklich wurde ihre Nase auf ein Pülverchen aus den kleinen Birnen um eine Spanne kürzer, und die Freude darüber war ganz unbeschreiblich. Am andern Tage gab er ein Pülverchen von den großen Birnen und die Nase wurde wieder so lang wie früher. Der Doktor aber entschuldigte sich, er sei zu rasch zu Werke gegangen im Eifer die Heilung zu beschleunigen, es werde schon wieder recht werden. Er gab ihr nun nach und nach immer täglich ein Pülverchen von den kleinen Birnen und in einer Woche war sie vollkommen hergestellt. In der ersten Freude über ihre Genesung gab sie dem Doktor das verlangte Pfeifchen und das Hütchen, denn sie hielt keine andere Belohnung für angemessener als diese. Nun wollte der Herr Dok-

tor alsbald abreisen und gab der Königstochter unter dem Vorwande die Nase auch von innen vollkommen zu heilen, die übrigen Pülverchen von den großen Birnen, die sie aber erst nach etwa drei Tagen nehmen dürfe. Ehe der hochverehrte, kunsterfahrene Mann abreiste, durfte er sich eine Gnade ausbitten und der schlaue Hans bat den König, ihm ein schnelles, sehr schönes Pferd zu geben, wovon er ein besonderer Liebhaber sei.

In einer Stunde war Hans fort — und nach drei Tagen hatte die Schöne wieder ihre sechs Spannen Länge. — Der Herr Doktor aber saß schon bei seinem Bruder Jörg voll guter Laune in der Waldschenke. Jetzt erst fiel es dem Könige ein, das könne wohl gar Hans selber gewesen sein, der diesen Streich gespielt. Er ließ mit vielen Soldaten dem Doktor nachjagen und wirklich erreichten sie ihn in der Schenke und wollten ihn festnehmen und mit sich fortführen.

Hans und Jörg hatten sie kommen gesehen und merkten bald, worauf es abgesehen sei. Das blies Hans in sein Pfeifchen und schnell war der Ritter da mit seinem „Was will der Herr?" „Nochmal so viel als diese! Ausjagen sollst sie!" befahl Hans und alsbald geschah es so, daß die Soldaten mit Schimpf abziehen mußten. — Bruder Veit kam nicht mehr zum Vorscheine, Hans und Jörg aber zogen heim nach ihrem Schloße und lebten noch viele lange Jahre in Saus und Braus und erzählten ihren Kindern und Enkeln oft die Geschichte von dem Pfeifchen und der Königstochter und ihrem seligen Vater Sehrreich. (Mündlich aus dem Zillerthale.)

Der glückliche Schneider.

Es war einmal ein blutarmer Schneider, der kam auf den Gedanken, sein Schwein an den König zu verkaufen, um doch einen ehrlichen Preis dafür zu bekommen. Er fuhr also mit demselben in die Hofburg und da ihm gerade ein Bedienter in den Weg kam, so erkundigte er sich, wie viel er etwa bei dem Könige für seine Waare verlangen dürfe. „Verlange nur die gruselnde Henne,“ antwortete ihm der Bediente. Der Schneider merkte sich das und ging zum Könige. Als ihn dieser fragte, was er denn wolle, sagte er ihm, daß er ein Schwein gebracht habe und dasselbe um die gruselnde Henne verkaufen möchte. Alsogleich rief der König: „Gruselnde Henne! zwig, zwig, zwig,“ und es stand eine gelbgraue Henne vor ihm, welche anfing zu legen und statt der Eier ein Häuflein Dukaten legte.

Dem Schneider gefiel das Thier ganz wohl, er ließ dem Könige das Schwein, nahm dafür die Henne und machte sich auf den Heimweg. Unterwegs kehrte er in einem Wirthshause ein und ließ sich recht wohl sein. Als es Abends zum Zahlen kam, so stellte der Schneider, weil er kein Geld in der Tasche hatte, die Henne auf den Tisch und sagte: Zwig, zwig, zwig. Alsbald fieng die Henne an zu legen und legte ein Häuflein Dukaten, womit der Schneider seine Zeche bezahlte. Der Wirthin aber gefiel das Kunststück der Henne gar zu wohl, und während der Schneider schlief, nahm sie dieselbe heimlich fort und stellte dafür eine andere hin, welche der gruselnden ganz gleich sah.

Des andern Morgens machte sich der Schneider wieder auf und wanderte rüstig der Heimath zu. Kaum hatte er den Fuß ins Haus gesetzt, da rief er nach seinem Weibe: „Heute wohl, Alte, bring ich etwas schönes. Jetzt kanns uns nimmer fehlen! In etlichen Tagen haben wir Geld wie die Pallen.“

Das Weib zweifelte Anfangs, ob ihr Mann recht bei den Groschen sei, allein nach und nach wurde sie doch gläubig und sie war neugierig zu sehen, was für eine Geldmühle der Mann mitgebracht habe. Der Schneider machte nicht lange Worte, ging mit dem Weibe in die Stube und stellte seine Henne auf den Tisch. „Zwig, zwig, zwig! Wirst sehn, Alte, jetzt kommts.“ Die Schneiderin schaute fleißig auf die Henne, aber diese that nichts anderes als gewöhnliche Hennen, reckte den Kragen nach allen Seiten hin und fieng an zu gackern. Der Schneider meinte das Goldlegen müsse bald angehen, doch alles Warten war umsonst. Da schämte er sich gewaltig vor seiner Frau, und lief voll Unwillen auf und davon. Er ging und ging bis er wieder in den königlichen Palast kam. Hier begegnete ihm der Bediente, der ihm das vorigemal den guten Rath gegeben hatte. Diesem erzählte er, wie es mit der Henne gegangen sei, und fragte ihn, ob er denn beim Könige keinen Ersatz ansprechen könne. „O ja,“ antwortete der Bediente: „Geh du nur zum Könige und sag: Ich wünsche das Tuch, das hinter der Thüre hängt.“ Der Schneider sagte sein bhüt Gott, und ging zu dem Könige. Diesem erzählte er wieder sein Mißgeschick mit der Henne und bat zum Ersatz um das Tuch, welches hinter der Thüre hieng. Der König rief sogleich: „Tafel deck dich!“ Im Nu flog

das Tuch hinter der Thüre heraus, breitete sich über den Tisch und war voll der herrlichsten Speisen. Wie den Schneider der Braten so röselig anlachte und der feurigste Wein entgegenfunkelte, da hatte er eine Freude, daß er die Henne ganz darüber vergaß. Nachdem er genug getafelt hatte, räumte er das Uebrige ab, legte das Tüchlein hübsch zusammen und steckte es zu sich. Dann nahm er vom Könige Abschied und ging wieder seiner Nase nach bis er zu dem Wirthshause kam, in welchem sie ihm die Henne gestohlen hatten. Als er in der Wirthsstube war, kommandirte er: „Tafel deck dich!“ Das Tüchlein flog aus dem Sack, breitete sich über den Tisch und stand voll der herrlichsten Speisen. Der Schneider setzte sich hin und aß nach Herzenslust.

Die Wirthin hatte bei dieser Mahlzeit zugeschaut und sie dachte daran, das kostbare Tüchlein in ihre Hände zu kriegen. Als es Nacht war und der Schneider im tiefen Schlafe lag, ging sie in seine Kammer, suchte nach dem Tüchlein und wie sie es gefunden hatte, steckte sie es schleunig zu sich und legte ein anderes an dessen Stelle.

Des Morgens in aller Frühe machte sich der Schneider auf den Weg, und marschirte aus Leibeskräften seiner Heimath zu. Kaum war er hinter der Hausthüre, so rief er schon seinem Weibe: „Heda, schau was ich heute mitgebracht habe. Wenn itzt das Hausen nicht geht, dann ist der Kukuk dran schuld!“ Das Weib lief ihm neugierig entgegen: „Was bringst du denn heut?“ „Ein Tüchlein deck dich! Komm nur, wir wollen's gleich probiren.“ Sie gingen beide in die Stube und der Schneider rief: „Tafel deck dich!“ Er wollte sich schon hinsetzen und nach dem Löffel greifen, — aber der Tisch

war bodenleer und das Tüchlein steckte fein sauber im Sacke.

Der Schneider schnitt ein Gesicht wie ein Essigpanzen, fieng an zu fluchen und machte sich zur Thüre hinaus. Schnurstracks lief er wieder in die königliche Burg, um von dem Könige Schadenersatz zu erlangen. Auf der Stiege begegnete ihm wieder derselbe Bediente, der ihm schon zweimal gut gerathen hatte und auch diesmal auf seine Frage guten Bescheid gab. „Geh nur zum Könige, sagte er, und begehre den hölzernen Schlegel. Der Schneider bedankte sich und ging zu dem Könige. Er brachte seine Bitte vor und der König rief: „Sack öffne dich!“ Augenblicklich sprang aus seiner Tasche ein hölzerner Schlegel und fing an in der Luft herumzutanzen und herumzuschlagen, daß Schneider und König genug zu thun hatten, ihm auszuweichen.

Als der Tanz fertig war, steckte der Schneider den Schlegel in seine Tasche und nahm Abschied vom Könige. Auf dem Heimwege kehrte er wieder im nämlichen Wirthshause ein, wo es ihm zweimal so übel ergangen war. Er setzte sich hinter einen Tisch und die Frau Wirthin setzte sich zu ihm um ein bischen zu plaudern, denn bei den Weibsbildern muß das Maul eine Arbeit haben. Der Schneider erzählte unter anderm, daß er heute etwas in der Tasche habe, was sogleich herausspringe, wenn er rufe: „Sack öffne dich!“ Die Wirthin faßte sogleich den Gedanken, dies sonderbare Ding in ihre Hände zu bekommen.

Als es Nacht war und der Schneider im Bette lag, schlich sie sich in seine Kammer, und sagte: „Sack öffne dich!“ Kaum war das Wort aus ihrem Mund, so

war auch der Schlegel aus dem Sacke und trommelte so kräftig auf der Frau Wirthin herum, daß sie anfieng zu schreien und zu jammern, als ob Feuer im Hause wäre. Sie rief Mann und Knechte zu Hilfe und bat den Schneider inständig, er solle doch den Schlegel zurückkommandiren, sie werde ihm gerne die gruselnde Henne und das wunderbare Tüchlein zurückgeben. Der Schneider gab ihren Bitten nach und bekam seine zwei Kostbarkeiten wieder. Lustig wanderte er dann nach Hause und erzählte seinem Weibe, wie es ihm ergangen sei. Dann lud er alle, deren Schuldner er war, in sein Haus, bewirthete sie beim Tüchlein Deckdich auf's herrlichste, ließ die Henne vor ihren Augen Dukaten legen und rief endlich den Schlegel aus dem Sack, der alle Gläubiger maustodt schlug. (Mündlich bei Meran.)

Der Hirtenknabe.

Es war einmal ein armer Bauernbube, der hatte für eine Gemeinde die Geise zu hüten und bekam dafür nichts als die Kost. Wenn er mit seinen Thierlein den Berg hinaufzog und genug geschnellt und gejuzt hatte, schaute er oft lange Zeit seine Hosen und seine Joppe an und fieng an die Löcher zählen, deren täglich mehr wurden. Er hatte das tiefste Mitleiden mit sich selbst, weil ein gar so armes G'wandl an seinem Leibe hieng und dachte oft daran, wie er zu einem ehrlichen Schlampen kommen könnte. Endlich fiel ihm ein neben dem Geishüten zu korben, um sich so etliche Kreuzer zu verdienen.

Er fieng mit allem Ernste sein Handwerk an, und in wenigen Tagen stand das erste Körbchen fertig vor ihm. Er hatte eine große Freude darüber, kehrte es zehnmal um und schaute es von allen Seiten an. „Muß doch schauen, ob es auch einen Krach hebt," dachte er sich, nahm einen tüchtigen Stein und legte ihn in das Körbchen. Patsch, — da liegt der Stein sammt dem Boden des Körbchens vor ihm auf der Erde.

Der Knabe verzog sein Gesicht zum Weinen und Thränen auf Thränen kugelten über seine Wangen zur Erde hernieder. Er hätte aus der Welt gehen mögen, weil ihm auf einmal alle Freude und Hoffnung genommen war. Während er sich die Thränen aus den Augen wischte und bald die locherigen Hosen, bald das zerrissene Körblein betrachtete, kam ein Jüngling auf ihn zu, der so schön und freundlich war, wie ein Engel vom Himmel. Er redete den Knaben mit liebreicher Stimme an und fragte ihn, warum er denn gar so bitterlich weine. Der Knabe fieng aufs neue an zu schluchzen, zeigte auf das zerrissene Körbchen und stammelte mit harter Mühe etliche abgebrochene Worte hervor, in denen er sein Elend erzählte. Kaum war er mit der Erzählung zu Ende, so ging das Weinen und Schluchzen aufs neue an, so daß sich ein Stein hätte erbarmen mögen. Der Jüngling nahm den Knaben freundlich bei der Hand, tröstete ihn und fragte, ob er nicht mit ihm gehen möchte. Der Knabe gewann ein Zutrauen gegen ihn und sagte: „Gern wollte ich mitgehen, aber die Geiße muß ich zuvor heimtreiben." „Laß dir das nicht am Herzen liegen, erwiederte der Jüngling, die Geiße werden schon allein nach Hause finden, folge mir nur

unbesorgt.“ Der Knabe traute diesen Worten und ging mit. Sie wanderten mitsammen fort und waren freundlich miteinander, als ob sie sich schon lange gekannt hätten. Ein gutes Stück Weges hatten sie schon hinter sich, da begegnete ihnen ein schönes Weibsbild, welches dem Knaben freundlich winkte und ihn vom Jünglinge wegzulocken suchte. Dieser aber sprach seinem Begleiter in einem fort zu, er solle sich nur nicht von ihm abwendig machen lassen. Der Knabe gehorchte und entfernte sich nicht von ihm. Als das Weibsbild vorbei war, schaute er noch einmal darnach um und sah mit Entsetzen, daß dasselbe einen feurigen Schweif hinter sich herzog.

Es fieng an Abend zu werden und der Weg wurde immer beschwerlicher. Sie mußten einen Berg hinangehen, der so steil war, daß der Jüngling den Hirtenknaben oft nur nachschleppen mußte. Als sie nach saurer Mühe auf dem Gipfel des Berges ankamen, fanden sie da eine Herberge, in der sie vortrefflich bewirthet wurden.

Nachdem sie die Mühen des ersten Tages verschlafen hatten, machten sie sich des andern Morgens wieder auf den Weg. Der Marsch war eben so mühevoll, wie am vorigen Tage. Es ging über Stock und Stein, durch Wald und Gestrüpp und manchmal so stark aufwärts, daß ihnen fast der Athem ausblieb. Zudem mußte der Knabe zwei harte Kämpfe bestehn mit einem großmächtigen Vogel und mit einem abscheulichen Wurme. Nachdem das alles glücklich vorüber war und der Tag sich zu Ende neigte, hatten sie wieder einen hohen Berg vor sich, den sie nur mit der größten Mühe erklimmen

kamen. Als sie oben ankamen, fanden sie eine Herberge, in der sie auf das vortrefflichste bewirthet wurden. Des andern Tags in aller Frühe traten sie neugestärkt ihre Wanderung an. Sie waren eine gute Strecke gegangen, da begegnete ihnen der Knochenmann. Er grüßte sie aufs allerfreundlichste und lud den Knaben ein mit ihm zu gehen. Der Knabe warf einen fragenden Blick auf das Gesicht des Jünglings und dieser gab ihm die Erlaubniß, der Einladung zu folgen. So ging denn der Knabe mit dem Knochenmanne von dannen und sie wanderten mit einander in die Ewigkeit.

(Mündlich aus dem Raunserthale.)

Der Schafhirt.

Ich weiß nicht wie lange es etwa her ist, — da lebte einmal ein Herr und eine Frau, welche ein einziges Kind hatten. Dies war ein frischer Bursche, dem das Stillsitzen nicht taugen wollte. Schon in früher Jugend bat er seine Eltern, sie möchten ihm doch erlauben, in die Welt hinaus zu ziehen und sein Glück zu versuchen. „Nein, sprach der Vater, bevor du nicht sechzehn Jahre alt bist, darfst du nicht fort, aber dann kannst du ziehen, wohin es dich gelüstet.“ Der Sohn mußte sich geben und wartete ungeduldig die Zeit ab, bis sein sechzehntes Lebensjahr verstrichen wäre. Er zählte die Tage und Stunden, und richtete sich einstweilen alles zur Reise zurecht Als er das sechzehnte Jahr vollendet hatte, nahm er Abschied von den Eltern, setzte sich auf sein Pferd und

ritt wohlgemuth von dannen. Ohne Ziel und Plan ging es so fort in die weite Welt hinein und je länger er ritt, desto besser wollte es ihm gefallen.

Eines Tages führte ihn der Weg durch einen stockfinstern Wald. Wie er so gedankenlos dahinritt, drang auf einmal der herrlichste Gesang an sein Ohr, so daß er stille hielt und eine Zeit lang den lieblichen Tönen lauschte. Er beschloß den Sänger aufzusuchen und ritt dem Orte zu, von welchem der Gesang zu kommen schien. Er war nicht lange geritten, da öffnete sich der Wald und vor ihm lag eine schöne große Wiese, auf welcher ein Hirtenknabe seine Schafe hütete. Er nahte sich dem Knaben und redete ihn an: „Möchtest du nicht tauschen mit mir? Ich gebe dir mein Pferd und du gibst mir deine Schafe zu hüten!“ Der Hirte wußte nicht, wie ihm geschah. Er machte eine Zeitlang große Augen, aber als er merkte, daß es mit dem Handel Ernst sei, schlug er sogleich ein, hieß den Fremden vom Pferde steigen und übergab ihm seinen Stab und seine Tasche. „Siehst du, sagte er, wenn du ein rechter Hirte sein willst, so mußt du schon einen tüchtigen Stecken haben, und eine Schale mit einem paar Brocken ist auch ein gutes Zeug. Aber jetzt laß dir sagen: die Schafe, die du zu hüten hast, gehören dem Bauer da drüben auf dem Büchel. Wenn du Abends heimfahrst, so werden die Schafe schon selbst in den Stall gehen. Du aber gehst in die Küche und setzest dich auf den Hackstock. Wenn dich die Bäurin fragt: „Hansl was magst denn?“ so sagst du: Ein Butterbrod. Du mußt aber recht niedergeschlagen thun und ein saures Gesicht machen, dann wird die Bäurin fragen: Hans, was fehlt dir denn?

Darauf antwortest du: Mir fehlt sonst nichts. Dann wird sie schon merken, daß nimmer mehr der Hansl Schafhirt ist, sondern ein anderer. Wenn du aber brav bist, wird sie schon zufrieden sein mit dir, und du wirst es gut haben." Nachdem er so geredet, schwang er sich aufs Pferd und ritt auf und davon.

Der neue Schafhirt saß nun unter seinen Thieren, welche fleißig am Grase rupften und von Zeit zu Zeit während des Kauens zu ihm aufschauten, als wollten sie sich besinnen, ob das der rechte sei. Er ging zu den Schafen und Bamberlen herum und streichelte und kratzte sie unten am Hals, was sie recht gern zu leiden schienen. Bald fieng er an Neugierde zu bekommen, wie es etwa in der Umgegend aussehe. Er stieg auf einen nahgelegenen Hügel und beschaute sich von da aus die ganze Nachbarschaft. Da sah er nicht unweit von sich auf einem Büchel ein großes und prächtiges Schloß. Es wunderte ihn, wem etwa das große Gebäude gehören möchte, aber weil er niemanden bei sich hatte, den er fragen konnte, gab er sich einstweilen zufrieden und stieg wieder zu seinen Schafen hinab. Es dauerte nimmer lange, so fieng es an dunkel zu werden, und er trieb seine Heerde dem großen Bauernhause zu. Die Schafe liefen in ihren Stall, der Hirt aber ging in die Küche und setzte sich auf den Hackstock. Die Bäurin schaute ihn zuerst nicht viel an und setzte gerade jene Fragen, die ihm der andere Hirte vorausgesagt hatte. Sie erkannte ihn auch an seinem traurigen Wesen, allein er gefiel ihr sonst nicht übel und sie ließ sich den Tausch gerne gefallen. Auch führte sie ihn zu dem Bauern und gab ihm allerlei Regeln, nach denen er sich im neuen Dienste zu

verhalten habe. „Vor allem gib Acht, sagte sie, daß kein Schaf über den Gränzstein laufe und im Feld unserer Nachbarn grabe. Denn dies sind drei Riesen, welche da drüben im Schlosse wohnen, und den Leuten solchen Schrecken einjagen, daß unser König demjenigen sogar seine Tochter versprochen hat, welcher den Dreien den Garaus macht.“

Der Junge war froh einmal zu wissen, wem dieses prächtige Schloß gehöre und versprach auch den Ermahnungen der Bäurin fleißig zu gehorchen.

Das Schafhüten taugte ihm gar nicht übel und dann der beständige Aufenthalt unter Gottes freiem Himmel kam ihm lustiger vor, als das ewige Stubenhocken. Er kaufte sich eine Zither und spielte und sang auf der Wiese, daß die Berge ringsum wiederhallten. Die Riesen im Schlosse hörten sein Spiel und seinen Gesang und es dauerte nicht lange, bis einer von ihnen aus Neugier zu ihm herüberkam. Der Kerl war so lang, daß er über alle Bäume hinausreichte und der Hirte sah ihn schon von Weitem daherkommen. Schnell stieg er auf den Gipfel eines hohen Baumes und schaute dem Riesen entgegen. Als dieser nahe kam und ihn fragte, warum er auf dem hohen Baume sitze, sagte er: „Ich bin heraufgestiegen, damit ich dich anschauen kann.“ Der Riese hatte große Freude an dieser Antwort und sagte: „Steige nur vom Baume herab; ich will jetzt Wein und Brot vom Schlosse herüberholen und dann werden wir miteinander essen und trinken und singen und spielen.“ Als er dieß gesagt hatte, drehte er sich um und machte einige große Schritte gegen das Schloß hin. Der Hirtenknabe fieng an vom Baume herabzusteigen, allein

bis er auf den Boden kam, war auch der Riese schon wieder zurückgekehrt. Er hatte ganze Haufen Wein und Brot mitgebracht und hieß nun den Hirten lustig sein und sich gütlich thun. Der Hirte hatte aber ein Fläschchen mit einem starken Schlaftrunke bei sich und davon goß er unvermerkt einige Tropfen in das Trinkglas des Riesen. Sie hatten kaum angefangen zu trinken, so packte den Riesen ein gewaltiger Schlaf. Er legte sich seiner ganzen Länge nach auf das Gras und fieng an zu schnarchen. Der Hirte wartete nicht lange, nahm ihm sogleich sein Messer von der Seite, schnitt ihm den Kopf ab und schnitt auch die Zunge aus dem Kopfe heraus. Dann begrub er den Leichnam, und ließ sich gar nicht ankennen als ob etwas geschehen wäre. Er gab wieder auf seine Schafe Acht und sang und spielte die Zither, daß man es weitum hören konnte.

Alsbald kam der zweite Riese, that freundlich mit dem Hirten, setzte sich zu ihm nieder, packte Brod und Wein aus und lud den Hirten dazu ein. Der Hirte brachte wieder ein paar Tropfen von seinem Schlaftrunke in das Glas des Riesen und wartete bis er einschlief. Dann nahm er ihm das Messer von der Seite, schnitt ihm den Kopf ab und die Zunge heraus und grub den Leichnam ein. Als er damit fertig war, schaute er wieder zu seinen Schafen und sang und spielte dazu auf der Zither. In kurzer Zeit kam der dritte Riese, trank und sang und spielte mit dem Hirten, bekam aber auch einen Schlaftrunk und verlor seinen Kopf. Der Hirte scharrte seinen Leichnam zu den zwei andern ein, die drei Zungen aber steckte er zu sich, um sie einmal als Wahrzeichen brauchen zu können.

Nicht lange Zeit darauf traf es sich, daß ein Förster, der seiner Arbeit nachging, an diesen Ort kam und die drei Riesenleichname sammt den abgeschnittenen Köpfen auffand. Der Förster hatte eine übergroße Freude, nahm die drei Köpfe mit sich und ging alsbald zu dem Könige. Er erzählte ihm, daß er den drei Riesen das Licht ausgeblasen habe und forderte ihn auf, ihm seine Tochter dem Versprechen gemäß zur Gemahlin zu geben. Der König wollte ihm nicht aufs Wort hin glauben, sondern forderte auch Beweise für seine Behauptung. Der Förster zeigte ihm die drei Köpfe, und als er diese sah, so war er zufrieden und führte der Tochter den Förster als ihren Bräutigam vor. Die Prinzessin aber wollte von dieser Heirath nichts wissen, denn sie konnte den Förster nicht lieb gewinnen und behauptete steif und fest, ein anderer und nicht der Förster müsse die Riesen getödtet haben. Inzwischen kam der Schafhirt an den Hof, zeigte dem Könige die Zungen der drei Riesen, und erbat sich von ihm seine Tochter zur Frau. Weil er die Zungen brachte, erkannte man ihn als den eigentlichen Thäter und die Königstochter wurde mit der größten Freude seine Gemahlin. (Mündlich aus Kramsach.)

Der Ziegenhirt.

Es war einmal ein armer Holzhacker, der lebte sehr sparsam mit seinem Weibe und seinem Kinde, denn nur mit der größten Anstrengung konnte er sich und den Seinigen den nöthigsten Lebensunterhalt verschaffen. Als er

aber starb, härmte sich das Weib so ab, daß sie ihm bald nachfolgte und Hiesl, so hieß das Kind, ganz einsam und verlassen dastand. Nachdem es zwei Tage und zwei Nächte bei dem Grabe seiner Eltern geweint, machte es sich auf, um aus dem Wald zu kommen, den es früher noch nie verlassen hatte, und wollte durch Handarbeit sich das Nothwendigste verdienen.

Da kam Hiesl an eine breite Strasse, auf welcher er getrost weiter ging, und gelangte nach langem Wandern in eine große, schön gebaute Königsstadt. Hier fragte er fast in jedem Hause, ob er nicht Arbeit bekommen könne, er verlange Nichts als die nothwendige Nahrung, aber überall wies man den zerlumpten, furchtsamen Knaben ab, so daß er traurig und hungrig jede Hoffnung aufgab, sich in einem abgelegenen Winkel verbarg und nach Herzenslust weinte.

Nachdem er so die ganze Nacht mit Weinen zugebracht, raffte er sich am Morgen auf, um zum letzten Male zu versuchen, ob er nicht Arbeit bekommen könnte. Er ging auf ein großes schönes Haus zu, worin der König wohnte, und fragte nach Arbeit. „Ja, sagte man zu ihm, wenn du die Ziegen hüten willst, so kannst du schon bleiben, sonst braucht man dich nicht.“ Hiesl ging freudig den Vorschlag ein.

Als der König erfuhr, daß sich ein Ziegenhirt gemeldet, so war er herzlich froh, denn er glaubte nicht, daß noch Einer kommen würde, da schon so Viele ihr Leben mit dem Hüten eingebüßt hatten. Er ließ deßhalb den Knaben zu sich rufen und sprach zu ihm:

Wenn du fleißig dein Geschäft verrichtest, so bekommst du eine neue Kleidung, gute Nahrung und am Ende

eines jeden Jahres einen großen Lohn. Aber merke wohl, was ich dir sage. Die Ziegen mußt du auf den Berg bei der Stadt treiben, wo das prächtige Schloß steht. Um das Schloß herum befinden sich schöne Gärten, Felder und Wiesen, die nur mit einem schwachen Zaune vom Walde getrennt sind, wo du die Ziegen hüten mußt. Diese darfst du aber nicht in die fetten Felder und Wiesen hinein und darauf weiden lassen; wann dieses geschehen sollte, wird der Herr des Schloßes, ein furchtbarer Riese, erscheinen und dich in viele Stücke zerreißen. Dieser beobachtet dich immer, nur eine kurze Zeit des Morgens ausgenommen, wann er schläft". Nach diesen Worten entließ der König den Knaben.

Dieser froh, einen Dienst erhalten zu haben, sprang sogleich in den Ziegenstall, um sich mit seinen Pflege-befohlenen vertraut zu machen. Er blieb den ganzen Tag bei ihnen, ja er schlief sogar im Stalle, eine solche Freude hatte er an diesen Thierlein, und so gerne hörte er ihr Mäckern.

Morgens stand er in aller Frühe auf und trieb seine Heerde froh und munter den Berg hinan, die nöthigen Lebensmittel trug er in der Tasche. Vor dem Riesen hatte er keine Furcht; denn er nahm sich vor, die Ziegen weit vom Schloße weg in den Wald hinein zu treiben. Als er aber oben ankam, liefen Alle zum Schloße hin — denn sie kannten die fetten Wiesen zu gut, — so daß Hiesl den ganzen Tag in einem Athem laufen mußte, um ihnen zu wehren. Den Riesen sah er aber nicht.

Als er seine Heerde nach Hause getrieben, lobte ihn der König sehr, daß er so brav gewesen, und gab ihm einen großen Thaler.

Die ganze Nacht hindurch kam aber dem Hiesl das Schloß sammt dem Riesen nicht mehr aus dem Kopfe; er wollte, er mußte Alles sehen. Deßhalb trieb er am andern Tage in aller Frühe seine Ziegen auf den Berg, überließ sie ihrem Schicksale und schlich sich ganz heimlich in's Schloß. Aber wie erstaunte er über die Pracht und Herrlichkeit, die er im Schloße fand, wo Thür und Thor ihm offen standen. Sein Auge wurde geblendet vom Schimmer des Goldes, des Silbers und dem Glanze der Edelsteine, die haufenweise da lagen, sowie von den blanken Rüstungen, die an den Wänden herum hiengen. Er ging von einem Saal in den andern und fand endlich in einem den Riesen, auf einem Bette dahingestreckt, im tiefen Schlafe; neben ihm befand sich seine herrliche Rüstung. Hiesl erschrack anfangs über das Ungeheuer mit seinem furchtbaren Gesichte; besann sich aber nicht lange, sondern ergriff mit beiden Händen des Riesen Schwert und hieb ihm den Kopf ab.

Kaum hatte er diese Arbeit vollbracht, so stand ein kleines Männlein vor ihm, verneigte sich tief, begrüßte ihn als den Herrn des Schloßes sammt Allem, was darin und darum und fragte, was er befehle. Jetzt will ich was ordentliches zu essen und trinken, war die Antwort.

Kaum hatte Hiesl das gesagt, so verschwand das Männlein, kehrte aber bald mit Speise und Trank zurück.

„Während ich mich hier nun sättige", sprach Hiesl, „so sieh dich um meine Ziegen um, treib sie in die Schloßfelder herein und gib auch wohl Acht darauf". Aber nicht bloß während des Essens und Trinkens mußte das Männlein die Ziegen hüten, sondern auch noch so lange, als Hiesl das Schloß besichtigte. Spät Abends löste

er erst das Männlein ab, das zu ihm sagte: „Wenn du meiner bedarfst, so stampfe nur in dem Zimmer, wo du den Riesen getödtet, mit dem Fuße dreimal auf dem Boden und ich werde alsogleich zu Diensten stehen". Darauf verschwand es.

Lustig und munter trieb Hiesl seine Heerde nach Hause; doch war er klug genug, von seinem Abenteuer Nichts auszuschwätzen.

Täglich trieb er seine Heerde auf den Berg, ging in sein Schloß, stampfte mit dem Fuße dreimal auf den Boden, das Männlein mußte ihm dann Essen und Trinken bringen und während des Tages die Ziegen hüten. Und so trieb er es längere Zeit fort; die Ziegen wurden fett, gaben sehr reichlich Milch, und der König war dem Hirten, der unterdessen bei guter Kost zu einem schönen starken Jünglinge herangewachsen, wegen seines Diensteifers sehr gewogen.

Der König hatte eine wunderschöne Tochter, um deren Hand sich viele, aber immer umsonst beworben hatten; denn sie war sehr dem schönen Hirten in Liebe zugethan und hätte Niemanden lieber geheirathet, als ihn, wann er nur von besserer Abkunft gewesen wäre. Weil sie deßhalb keine Hoffnung hatte, ihren Wunsch je erfüllen zu können, verschmähte sie jeden Freier. Da jedoch der König einen Nachfolger wünschte, so schrieb er ein großes Turnier aus, und derjenige Ritter, der drei Tage nach einander die übrigen Bewerber aus dem Sattel heben würde, der sollte mit der Hand der Tochter auch den Thron nach des Königs Tod erhalten.

Alle Anstalten dazu wurden auf's Beste getroffen und mit Freude sah man allenthalben diesem Feste entgegen,

nur die Königstochter war trauriger und in sich gekehrter, als jemals.

Am Tage des Turniers, während der König mit seiner Tochter, den Rittern und Großen des Reiches nach dem Kampfplatze zog, trieb Hiesl, scheinbar ganz unbekümmert um Alles, was vorging, seine Heerde auf den Berg, trat aber schnell in's Schloß und forderte vom dienstbeflissenen Männlein, ihm alsogleich einen Schimmel und eine stahlblaue, kostbare Rüstung zu bringen. Wie befohlen, so geschah es. Das Männlein brachte die verlangte Rüstung sammt Helm mit wallendem Federbusche, ein Schwert und eine große Turnier-Lanze; im Hofe stand ein muthiger Schimmel kostbar geschirrt. —

Hiesl rüstete sich mit Hilfe des Männchens und schwang sich auf den Schimmel, jagte den Berg hinab und erschien zum Erstaunen Aller, spät und ganz unerkannt auf dem Platze. Auf der entgegengesetzten Seite stand der bisherige Sieger, den der Hiesl zum Kampfe forderte. Dann legte er die Lanze ein, sprengte gegen ihn und warf ihn aus dem Sattel weithin in den Sand, und sprengte unter allgemeinem Beifall durch die Stadt dem Schloße zu. Er war schon Aller Augen entschwunden, bevor man vor Verwunderung sich zu sammeln im Stande war. Alles Nachforschen nach dem unbekannten Ritter war vergebens; denn dieser trieb spät Abends in seiner gewöhnlichen Kleidung die Heerde nach Hause.

Am zweiten Tage begann wieder das Turnier; Hiesl trieb wieder die Heerde den Berg hinan und forderte eine silberne Rüstung sammt einen Rappen, sprengte den Berg hinab in die Mitte des Kampfplatzes, warf den Sieger des Tages aus dem Sattel und jagte auf und

davon, ohne von den Reitern eingeholt zu werden, die der König deßhalb aufgestellt hatte. Auf Unwegen gelangte er in's Schloß.

Noch größer war an diesem Tage die Verwunderung des Königs, aber auch die Betrübniß desselben; die Tochter hingegen freute sich, weil sie dadurch der lästigen Freier los zu werden hoffte. Am dritten und letzten Tage erschien Hiesl in einer goldenen Rüstung auf einem braunen Pferde. Auch dießmal stach er den Sieger des Tags aus dem Sattel, ward aber von ihm an der Wade verwundet. Auch dießmal war das Verfolgen umsonst; er kam auf Unwegen und ungesehen in's Schloß. Als er aber seine Heerden nach Hause trieb, hinkte er wegen der Wunde.

Der König erblickte ihn und ließ ihn zu sich rufen. „Was ist dir begegnet, daß du so hinkest“, fragte der König freundlich. Hiesl wollte mit der Sprache nicht heraus; aber durch die Bitten der Tochter wurde er endlich bewogen, daß er sein Abenteuer mit dem Riesen und die Vorfälle beim Turnier erzählte. Voll Freude fiel ihm die Königstochter um den Hals, denn jetzt war ja ihr Bräutigam derjenige, nach dem sie sich so herzlich gesehnt hatte. Aber auch der König war voll Freude über einen so stattlichen Eidam. Unter frohen Festen, bei Musik und Tanz wurde die Hochzeit vollzogen. Lange noch lebte der König und nach ihm herrschte viele Jahre der Ziegenhirt geehrt von Allen, und bei seinem Tode tief betrauert.

(Mündlich im Zillerthale.)

Warm und kalt aus Einem Munde.

Es war einmal ein Mann, der schlug tief im Walde Holz. Zu diesem kam ein Waldmännlein, das gar freundlich zu ihm sprach. Es war aber sehr kalt, denn es war mitten im Winter, und den Mann, der Holz hackte, frierte es sehr an seinen Händen. Oft legte er die Axt bei Seite und hauchte in die hohlen Hände, um sie dadurch zu erwärmen. Das Waldmännlein sah dies, und fragte ihn, was das zu bedeuten habe. Der Holzschläger erklärte ihm, daß er durch den Hauch seines Mundes seine erfrornen Hände erwärmen wolle; das Männlein glaubte es, und war mit dem Aufschluße zufrieden. Da kam endlich Mittagszeit und der Holzschläger schickte sich an, am Feuer sein Mittagsmal zu bereiten, und kochte sich den fetten Schmarren. Noch immer war das Waldmännlein bei ihm, und sah ihm neugierig zu. Der Holzfäller aber hatte gar sehr Hunger, und wollte nicht warten, bis die Speise abgekühlt war, sondern er aß davon vom Feuer her. Da dieselbe aber noch recht heiß war, blies er mit seinem Munde auf jeden Löffel voll. Das Waldmännlein nahm dies Wunder und sagte: „Ist der Schmarren vom Feuer her nicht warm genug, daß du noch daranblast, wie an deine erfrornen Hände?“ Der Holzschläger aber erklärte ihm, daß er dies thue, um den heißen Bissen abzukühlen. Das konnte das Waldmännlein aber nicht mehr fassen. Es sprach zum Holzschläger: „Du bist ein ganz unheimliches Wesen; aus deinem Munde kommt bald warm, bald kalt, bei dir

mag ich länger nicht verweilen.“ Und augenblicklich ging das Waldmännlein davon.

(Mündlich in Unterinnthal.)

Die drei Holzhacker.

Drei Knechte waren einmal im Walde, um Holz zu fällen. Diese sahen, wie ein landfremder Mensch öfters an ihnen vorüber in den Wald zu einem gewissen Baume ging, der, nachdem er sich dort eine Zeit lang aufgehalten, aus ihrem Blicke bald verschwand. Aus Vorwitz gingen sie endlich auch zu besagtem Baume hin, setzten die Axt an seinen Stamm, und fällten ihn. Als der Baum mit großem Geräusche zu Boden fiel, sieh! da war er von innen hohl, und es rollte eine Menge Gold- und Silbermünzen aus demselben heraus, welche der fremde Mann darin verborgen hatte. Die drei Knechte hatten darüber eine sehr große Freude, denn nun waren sie auf einmal reiche Leute, und durften sich nicht mehr mit harter Arbeit plagen, um ihren Unterhalt zu erwerben. Das erste, was sie in ihrer übergroßen Freude thaten, war, daß sie Einen von ihnen um Wein in die nächste Ortschaft schickten; darnach wollten sie das Geld unter sich vertheilen. Dieser ging nun fort, um Wein zu holen, während die beiden andern beim Gelde blieben. Auf dem Wege aber kamen ihm allerlei böse Gedanken, die er sich nicht ausschlug, in die er endlich sogar einwilligte. Er dachte: ich will Gift in den Wein mischen, und wenn meine zwei Kameraden davon trinken und sterben werden, so gehört alles Geld mir. Er kaufte also nebst dem

Weine auch Gift, und kehrte zu seinen Gefährten in den Wald zurück. Aber auch diese wurden während seiner Abwesenheit von verschiedenen schwarzen Einfällen versucht, und wurden endlich dahin eins, daß sie den Dritten bei seiner Rückkehr ermorden, und sie zwei allein das ganze Geld theilen wollten. Als dieser das Getränk ihnen vorsetzte, schlugen sie ihn mit ihren Aexten todt zu Boden. Dann tranken sie nach Herzenslust, und fiengen an das Geld unter sich zu vertheilen. Bald aber brannte der Wein wie Feuer in ihren Eingeweiden, und sie endeten unter unsäglichen Qualen ihr Leben. Es lagen drei Leichen um das Geld herum. Die drei Knechte waren bei ihrer harten Arbeit besser und glücklicher gewesen, als nachdem sie einen großen Schatz gefunden hatten, wodurch sie recht glücklich zu werden hofften.

(Mündlich in Unterinnthal.)

Der Advokat.

Vor alter Zeit lebte ein Advokat, der das Recht verkehrte, wann und wie es ihm taugte, und sich weder um Hölle noch um Himmel kümmerte. Einmal mußte er wieder vor Gericht erscheinen und eine Aussage eidlich bekräftigen. Er legte seinen Eid ab, schwur aber falsch. Da erschien der Teufel in leibhafter Gestalt, wollte den Rechtsanwalt beim Kragen nehmen und in die Hölle tragen. Man holte, als man dieses sah, einen frommen, alten Priester, und dieser betete so lange, bis der Teufel sich in eine Katze verwandelte und die Gerichtsstube ver-

ließ. Sie ging in die Wohnung des Advokaten und legte sich dort auf die Stiege, wo sie bis zum Tode des Advokaten trotz aller Segnungen und Beschwörungen blieb. Dem Advokaten konnte sie aber kein Leid mehr thun, weil er von dem Meineide an sich gebessert hatte und rechtliche Wege wandelte.

(Mündlich bei Meran.)

Noch ein Mährchen von der Krönlnatter.

Es lebte vor langer Zeit, als du, mein Kind, noch den Pfeiffaltern nachflogst, eine kreuzbrave Dirne, die bei einem Bauern im Dienste war. Sie that treu und redlich ihre Pflicht, sah auf die Sache und das Vieh ihres Dienstherrn und arbeitete von früh morgens bis spät abends. Im Hause, in dem sie Ehehalt war, wohnte auch eine Krönlnatter. Das scheckige Würmchen, das ein hellglänzendes Krönlein auf dem Kopfe trug, hielt sich in einer Mauerritze des Stalles auf und ließ sich selten sehen. Die meisten Eingehäusen wußten nur deßhalb, daß eine Krönlnatter im Hause sei, weil sie ihr wunderschönes Singen oft hörten. So oft aber die brave Dirne in den Stall kam, um die Kühe zu melken, fand sich auch die Krönlnatter ein. Es war ein herziges Thierlein und hatte glänzende schwarze Aeuglein, mit denen es die Magd gar bittend und klug ansah. Da dachte sich dann die Dirne, ich weiß schon, was du möchtest, und goß ein wenig Milch in ein irdenes Schüsselchen und gab sie dem Thierchen zu trinken. Da

hättest du die Natter sehen sollen, wie sie ihr Zünglein spielen ließ und die weiße warme Milch gierig einschlürfte. Wenn sie dabei ihr Köpfchen wendete, schimmerte das Krönlein wie eitel Gold, daß einem hätte das Sehen vergehen mögen. War das Schüsselein geleert, nickte die Natter mit ihrem Köpfchen, daß das Krönlein hellauf funkelte, wie der Thau im Sonnenschein, und schlüpfte in die Ritze der Mauer. —

Die Dirne hatte ihre Freude an dem Thierchen und gab ihm Morgens und Abends Milch, und dieses geschah um so lieber, als sie sah, daß die Natter Glück und Segen brachte. Denn seitdem diese Milch bekam, waren die Kühe immer gesund und gaben viel mehr Milch, als früher. So ging es lange Zeit und nichts kam dazwischen. — Als eines Abends die Natter wieder im Stalle war und ihr Schlücklein Milch trank, kam der Bauer, der ein rechter Geizhals war, dazu und sah dieses. Alsogleich fing er an zu schelten und zu toben, wie ein wildes Thier, nannte die brave Magd eine Schelmin und machte ihr die bittersten Vorwürfe. Das arme Mädchen schluchzte und weinte, daß eine Thräne um die andere über ihre rothen Wangen floß, und betheuerte ihre Unschuld. Der Bauer ließ sich in seinem Fluchen und Schelten nicht irre machen und schrie: „Ich kann eine Dirne, die so wirthschaftet und die Milch den Würmern gibt, nicht brauchen. Nimm deine Habern und packe dich aus meinem Hause!" Die arme Magd mochte sagen und thun, was sie wollte, er bestand auf seinem Worte. Da ging die Dirne weinend in ihre Kammer, schnürte ihre Kleider zusammen und ging aus dem Hause. Bevor sie aber auf immer Abschied vom Hofe nahm, ging sie in den Stall, um noch einmal

die lieben Kühe zu sehen. — Wie sie dort stand und es sie schwer ankam, von den lieben Thieren, die ihre Stimme kannten und so oft ihre Hand geleckt hatten, zu scheiden, kroch plötzlich die Krönlnatter daher, machte vor der Dirne Halt und schüttelte das funkelnde Krönlein vor sie hin. In einem Hu war dann das Thierlein durch die Stallthüre hinaus und nie wieder gesehen. Die Dirne nahm das schöne Krönlein, das ihr die Natter aus Dankbarkeit gebracht hatte, zu sich und kehrte zu ihrer Mutter, die eine Einhäuslerin war, zurück. —

Und wie ist es dem braven Mädchen weiter ergangen? Ganz gut, denn das Krönlein macht jeden, in dessen Besitze es ist, steinreich. Der Bauer hatte aber, seitdem die Krönlnatter aus dem Hause war, kein Glück mehr. Seine Wirthschaft ging rückwärts und er kam später von Haus und Hof. So ward seine Unbarmherzigkeit und sein Geiz bitter bestraft. —

(Mündlich aus Absam.)

Der Bettler.

Ein Bettelmännlein kam einmal auf eine Alpe und bettelte um einen Zieger. Er bekam auch ein ordentliches Stück, denn die Almer waren mitleidige Leute und gaben gern von dem, was sie hatten. Das Stück Käse legte der Bettler in seinen zerlumpten Hut und während er seines Weges fortging, schaute er nicht immer auf den Boden, sondern jeden Augenblick betrachtete er wieder seinen Zieger. Den Fliegen aber, die um ihn herumsummten, stieg der Geruch davon auch in die Nase

und flugs saß es kohlschwarz auf dem Käse. Das Bettelmannl wurde darüber zornig, nahm den Hut in die linke Hand und holte mit der rechten zu einem tüchtigen Schlag aus und patsch! da klebten sieben Fliegen maustodt auf dem Käse. „Eins — zwei — drei — vier — fünf — sechs — sieben — richtig, ihrer sieben sinds," sagte das Männl und wollte fast eher glauben, daß es falsch gezählt, als daß es eine solche Heldenthat ausgeübt habe. Es zählte noch einmal langsam und bedächtig, allein es kam wieder bis zum Siebner und jauchzte laut auf: „Sieben auf einen Streich! Das müßen sie im Dorf auch wissen!" Gesagt, gethan. Er nahm einen Fetzen Papier und schrieb darauf: „Sieben auf einen Streich." Den Zettel heftete er sich auf den Hut und so zog er in das Dorf ein.

Alle Leute, die ihm begegneten, blieben stehen und schüttelten verwundert die Köpfe. „Das muß ein Mordskerl sein, sagte einer zum andern, der schlagt sieben auf einmal todt." Im Nu war die Nachricht des Bettelmannls durch das ganze Dorf verbreitet. Die Leute dachten sich, wenn der sieben Löttern auf einmal das Lichtl ausblast, so wird er einen Brummbär wohl auch her haben." Man bot nun dem Bettler einen großen Haufen Geld, wenn er den Bären im Walde draußen erlegen würde. Er traute sich so etwas schon zu und ging eilends in den Wald hinaus. „Kommt mir das Vieh nur, brummte er vor sich hin, ich will mit ihm schon fertig werden. Wer sieben auf einen Streich todt schlagt, der fürchtet sich nicht vor einem Bärlein." Während er so vor sich hinmurmelte, kam der Pez langsam aus dem Dickicht herausgetrippelt. Den Bär sehen und davon laufen, das war eins. Ohne umzuschauen lief das Bettelmannl bis

zu einer Hütte, die ihm gerade am Wege lag. Da lief es hinein, und der Bär hintennach, — aber der Bettler hatte Zeit schnell wieder umzukehren und bei der Thüre herauszuschlüpfen. Sobald er im Freien war, schlug er die Thüre zu und der Pez kam nimmer aus.

Dem Bettler war jetzt freilich die Angst wieder vergangen und er lief über Hals und Kopf in das Dorf. „Jetzt geht hinaus schauen, wenn euch wundert. Dort draußen in der Hütte ist er eingesperrt," so rief er den Leuten zu, die ihm begegneten. Alle verwunderten sich, daß er das wilde Vieh so mir nichts dir nichts in die Hütte hineingebracht habe. Die jungen Burschen gingen hinaus und wollten dem Pez den Garaus machen, konnten aber dem großen Kerl fast gar nicht Meister werden. Der Bettler, der bei der Arbeit zuschaute, lachte sie tüchtig aus und sagte: „Schämt euch doch große Löcher auf, wenn ihr mit dem eingesperrten Bären nicht fertig werdet; schaut, ich habe ihn gerade bei den Ohren genommen und in die Hütte gezogen. Das wäre ein anderes!" Die Burschen mußten sich auslachen lassen, allein endlich hatten sie den Pez doch her und nachdem die Geschichte so abgelaufen war, mußte auch dem Bettler das versprochene Geld ausbezahlt werden.

Das Ding war gut, — aber es dauerte nicht lange, da kamen die Leute auf den Einfall, der starke Kerl, der den Bären bei den Ohren aus dem Wald geführt habe, könne sich wohl auch über den wilden Mann herwagen. Sie versprechen ihm wieder einen Haufen Geld und der Bettler geht in den Wald hinaus. Er wird des wilden Mannes bald ansichtig und wettet etlichemale mit ihm, wer von beiden stärker sei. Allemal aber

gewinnt der wilde Mann und der Bettler zieht den kürzern. Endlich fangen sie an mit einander Prügel zu kließen. Es dauert nicht lange, da klemmt sich der wilde Mann fest ein. „Geh nur gleich zu meinem Weibe der Fangga, und laß dir den Eisenkeil geben," sagt er zum Bettler. Der Bettler geht zur Fangga und begehrt den Geldbeutel. Die Fangga weiß nicht recht, wie sie daran ist, und schreit endlich ihrem Manne zu:. „Oder soll ihnen göbe?" „Nu geschwind," schreit der wilde Mann. Der Bettler kriegt den Geldbeutel und lauft davon. Er kommt zu einer Schafheerde, faßt heimlich von dem Hirten ein Lamm und steckt es sich in den Hemdschlitz. Dann schneidet er dem Lamm während des Laufens den Bauch auf und wirft die Gedärme heraus. Jetzt läuft er noch schleuniger und endlich versteckt er sich im Gebüsche.

Es dauert nicht lange, da kommt der wilde Mann in einem Athem dahergerennt und wie er die Schafhirten sieht, fragt er sie, ob da Niemand vorbeigelaufen sei.

„Freilich ist einer vorbeigelaufen, der hat sich selber den Bauch aufgeschnitten und dann ist's noch viel schleuniger gegangen als zuvor."

Wie der wilde Mann das hört, nimmt er ein Messer, schneidet sich den Bauch auf und wirft die Gedärme heraus. „So, jetzt wird's besser geh'n," meint er, und da liegt er schon nach aller Länge auf dem Boden und geistert aus.

Der Bettler hüpft aus seinem Verstecke hervor, betrachtet lustig den todten Kerl und läuft in's Dorf zurück. „Geht hinaus schauen, wenn's euch wundert, da draußen liegt der wilde Mann und thut keinen Zappler mehr."

„Aber jetzt mit dem versprochenen Geld her!"

Die Bauern geh'n hinaus und seh'n wohl, daß dem wilden Mann kein Zahn mehr naggelt. Sie zahlen nun dem Bettler gern das versprochne Geld und der Bettler ist ein reicher Mann.

(Mündlich aus dem Oberinnthale.)

Die zwei Königskinder.

Es war ein König und eine Königin, die hatten sich lieb und waren fein mit einander, wie die Engel im Himmel. Noch war es nicht lange her seit ihrer Hochzeit, da brach ein furchtbarer Krieg aus. Der König mußte Abschied nehmen von seiner lieben Gemahlin und auf Wag und Gefahr dem Feinde entgegenziehen.

Wie er nun im Felde stand, erhielt er eines Tages einen Brief von seiner Mutter, darin geschrieben stand, „daß die junge Königin zwei Kinder bekommen habe, — einen Prinzen und eine Prinzessin. Die Prinzessin trage einen goldnen Apfel in ihrer Hand, auf der Stirn des Prinzen aber funkle ein goldener Stern. Uebrigens thue der König nicht gut und gescheidt, wenn er diese zwei Kinder als die seinigen aufnehme.“ Der König merkte nicht die Bosheit seiner Mutter, welche der jungen Königin spinnenfeind war und deßwegen Zwietracht zu säen suchte zwischen ihr und ihrem Manne. Feuerroth vor Zorn legte er den Brief bei Seite und schrieb seiner Mutter zurück, man solle die zwei Kinder auf die Seite schaffen und die Königin in den Thurm werfen.

Die Alte that wie ihr der König befohlen und ließ die arme Königin in das Gefängniß sperren. Die Kinder

aber wurden in ein hölzernes Kästchen geschlossen und Nachts in den Bach geworfen. Das Kästchen schwamm auf dem Bache dahin und wurde von den Wassern weit, weit fortgetragen. Endlich kam es an eine Mühle. Da es den Gang der Räder hemmte, so kam der Müller gleich nachzusehen, wo es denn stecke, daß die Mühle nicht mehr gehen wolle. Er fand das Kästchen, nahm es aus dem Wasser und die Räder fiengen wieder an zu rasseln und zu patschen. Der Müller aber war wie vom Himmel gefallen, als er das Kästchen geöffnet hatte und die beiden Kinder erblickte. Weil er ein gutherziger Mann war, so faßte er schnell den Entschluß die armen „Höselen“ bei sich zu behalten und mit seinen eigenen Kindern aufzuziehen.

Die Kinder des Müllers hatten Anfangs ihre Freude mit den beiden Findlingen und es war Ruhe und Frieden im Hause. Es kam aber eine Zeit, wo des Müllers Kinder den beiden Königskindern vorhielten, daß sie eigentlich nicht hieher gehörten und bloß gefundene nicht aber rechte Kinder des Müllers seien. Das that den beiden Geschwistern wehe bis tief in die Seele hinein und als sie beiläufig in's zwanzigste Jahr gingen, beschlossen sie sich aufzumachen und in der weiten Welt ihre rechten Eltern zu suchen. Der Müller, der seine lieben Pflegekinder ungern von sich ließ, mochte sagen was er wollte, sie ließen sich nimmer aufhalten. Er gab ihnen einen Zehrpfennig und manche gute Lehre auf die Reise und die beiden Königskinder traten wohlgemuth ihre Wanderung an.

Sie gingen den ganzen lieben Tag in einem fort und dachten weder an's Müdewerden, noch an's Essen

und Trinken. Um's Vernachten kamen sie an ein einsames Wirthshaus und in diesem blieben sie über Nacht. Der Wirth war ein freundlicher Mann und fragte sie um dies und das, woher sie kämen und wohin sie giengen und zeigte die aufrichtigste Theilnahme mit ihrem Schicksale. Sie vertrauten ihm auch alles an, was auf ihrem Herzen lag und erzählten ihm, daß sie ausgegangen seien um Vater und Mutter zu suchen. Dem Wirthe, dem ihr Schicksal zu Herzen ging, gab ihnen ein Pferd und einiges Geld mit auf die Reise.

Des andern Tages machten sie sich wieder auf und ihr Weg führte sie nun in einen dichten finstern Wald. Da gingen sie eine Weile fort, bis sie zu einem wunderschönen Palaste kamen. In diesen gingen sie hinein, fanden aber darin zu ihrem Erstaunen keine Seele, wie keine ist. Aber Lebensmittel gab es da in Hülle und Fülle. Im Stadel lag auch reichliches Futter für's Pferd, und da ihnen hier gar nichts abging, so beschlossen sie, einstweilen in dem Schlosse zu bleiben.

Der Wald, in welchem das Schloß stand, gehörte zum königlichen Forste und der König, der unterdessen wieder vom Kriege heimgekehrt war, schickte einstmals seine Jäger aus um ein köstlich Stück Wildpret zu erjagen. Die Jäger ritten lange Zeit im Walde herum, konnten aber kein einziges Stücklein auftreiben. Sie blasen in das Horn, der Jüngling schaut zum Fenster des Schlosses heraus und wird von einem Jäger gesehen. „Der hat gewiß ein Stück Wild" dachte sich der Jäger und ging hinauf in das Schloß. Er erzählte dem Jüngling, daß er in königlichen Diensten sei und ließ auch sonst manches Wörtlein fallen über den königlichen Hof.

Der Jüngling gab dem Jäger den Auftrag, den König in seinem Namen zu einer Mahlzeit einzuladen.

Der Jäger richtete seinen Auftrag fleißig aus und in einigen Tagen ging der König hinaus in das Schloß im Walde, um bei den unbekannten Fremdlingen zu Gaste zu sein. Er wurde freundlich empfangen und auf's herrlichste bewirthet. Beim Essen ging die Rede über dies und jenes und endlich lud auch der König seine freundlichen Nachbaren in sein Schloß zu einem Mahle ein. Sie sagten ohne Weigern zu und der König ging nach Hause.

Die böse Schwiegermutter hörte auch von den beiden Geschwistern, die im Walde hausten und von ihrem Sohne zur Tafel geladen seien. Da regte sich ihr böses Gewissen und sagte ihr: „Holla, das könnten die zwei Kinder sein, die auf dein Anstiften in den Bach geworfen worden sind." Es war ihr angst und bange bei der Sache und sie ging zu einer Hexe, um sich Raths zu erholen. Die Hexe redete ihr die Flausen aus und sagte: „Laß du nur mich machen!"

Eines Abends geht die Hexe hinaus in den Wald, klopft an die Thüre des Palastes und bittet um Einlaß: „Husch, husch, ist mir kalt; darf ich mich nicht ein bischen erwärmen?" Die Königskinder vergönnen ihr das gerne und lassen sie augenblicklich herein. Sie hockt sich an das Feuer und lobt den Kindern in einem fort die Schönheit ihres Palastes vor und wie er so herrlich gelegen sei und wie sie es da so fein hätten und ohne Kummer und Sorge leben könnten. „Grad etwas solltet ihr noch haben, fügte sie endlich bei, — einen Sonnenbaum, der recht schimmert und leuchtet." Sie munterte

dann den Jüngling auf, diesen zu suchen und zeigte ihm auch die Gegend wo er zu bekommen sei. Sie that aber das in der bösen Absicht, den Jüngling in eine Wildniß hinauszulocken, wo er von giftigen Schlangen umkommen sollte.

So sehr sich der Jüngling den strahlenden Sonnenbaum wünschte, so konnte er sich doch nur hart entschließen, denselben zu holen. Es kam ihm immer vor als ob da nichts rechtes dahinter wäre. Auch die Schwester konnte es fast nicht über ihr Herz bringen von ihm Abschied zu nehmen, obwohl sie sich immer dachte: „Er ist ja nur einen Tag aus und wenn die Sonne heimgegangen ist, kommt er ja wieder zurück mit dem schönen glitzernden Sonnenbaum." Der Jüngling konnte sich aber doch nicht halten und eines Morgens sagte er zu seiner Schwester: „Heute werde ich ausziehen, den Sonnenbaum zu suchen. Laß uns die ganze Sache dem Himmelvater anheimstellen, er wird uns nicht verlassen." Sie zündeten dann zwei Lichter an und wenn eines von diesen auslöschen würde, so sollte das der Schwester als Zeichen gelten, daß dem Bruder etwas widerfahren sei und daß er nimmermehr zurückkehre. So lange aber die Kerzen brennten, solle sie immer noch gute Hoffnung haben, wenn es auch schon finstere Nacht sei.

Der Bruder begab sich nun auf den Weg und wanderte durch einen schauerlichen Wald dem Orte zu, wo nach der Beschreibung der Hexe der Sonnenbaum stehen sollte. Als er seinem Ziele nahe kam, hörte er hinter sich die Stimme eines großmächtigen Wurms, der ihm zurief: „Geh nit hin! Du bist hin. Geh dort hin!" Der Jüngling folgt der Stimme des Wurms und geht

nach jener Seite hin, die er ihm angezeigt hatte. Es war schon tiefe Nacht, da sah er vor sich etwas leuchten und strahlen, daß er den Glanz fast nicht aushalten konnte, — und das war der Sonnenbaum.

Die Schwester wartete voll Sehnsucht auf ihren Bruder, — allein je tiefere Nacht es wurde, desto mehr sank ihre Hoffnung. Nur die beiden Kerzen, an denen immer noch helle Lichter brannten, waren ihr noch zum Troste. Jeden Augenblick schaute sie auf die Lichter, ob sie wohl noch brennen und dann wieder zum Fenster hinaus nach der Gegend hin, nach der ihr Bruder gezogen war. Endlich in später Nacht sah sie in der Ferne einen Glanz, der immer näher und näher zum Schlosse kam und immer heller und heller leuchtete. Bald erkannte sie, daß dieses der Sonnenbaum sei und allen Kummer hatte sie vergessen. Als der Bruder endlich mit dem Sonnenbaum, der ihm den Weg erleuchtet hatte, herankam, glaubten die beiden Geschwister fast, es müsse ihnen das Herz zerspringen vor Freude.

Die Zeit verging in Heiterkeit und Ruhe und bald kam der Tag, an dem die beiden Königskinder zu Hofe geladen waren. Beiden kam in den Sinn, daß der König ihr Vater sein könnte, und weil sie sich diesen Gedanken um alles in der Welt nicht aus dem Kopf bringen konnten, so dachten sie an ein Mittel, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Sie machten mit einander aus, bei der königlichen Tafel weder zu essen noch zu trinken bevor alle gegenwärtig wären, die zum königlichen Hause gehörten. Mit diesem Entschlusse machten sie sich auf und kamen an den Hof. Der König empfieng sie gar freundlich und führte sie in einen herr-

lichen Saal, wo eine mit den köstlichsten Speisen besetzte Tafel stand. Weil nun die Gäste da waren, setzten sich alle Anwesenden zu Tische und man forderte die Beiden auf, sich zu laben an Speise und Trank. Aber eines weigerte sich wie das andere früher zu essen, bevor alle Mitglieder des königlichen Hauses da wären. Man schickte nun nach der alten Mutter des Königs, die zuerst draußen geblieben war. Allein die zwei Gäste wollten noch nicht essen, denn „noch seien nicht alle da.“ Den Gästen zu lieb entschloß sich endlich der König auch seine seit vielen Jahren eingesperrte Gemahlin vorführen zu lassen. Man mußte eine Zeit lang warten bis endlich die Königin in erbärmlicher Gestalt in den Saal hereinwankte. Kaum hatte sie sich zur Tafel gesetzt, so setzte sich die eingeladene Königstochter an ihre Seite, der Königssohn aber setzte sich an die Seite des Königs. Bruder und Schwester nahmen nun ihr Glas und tranken auf das Wohl von Vater und Mutter.

Dem König wurde es ganz griselt vor den Augen, er wußte anfangs nicht, was das bedeuten solle und was da zu machen sei. Dann ließ er seine Räthe kommen und alle Thüren verriegeln. Es wurden nun alle Bücher und Schriften durchwühlt und alles wurde offenbar, was der König und die zwei Geschwister zu wissen wünschten. Man fand, daß die beiden Gäste des Königs Kinder seien und daß die Königin unverschuldet von der bösen Schwiegermutter verschwärzt worden sei. Darum wurde die Königin wieder von ihrem Gemahle in Liebe und Gnaden aufgenommen, die böse Schwiegermutter aber sammt der falschen Hexe vom Leben zum Tode hingerichtet.

Der Müller, der die beiden Kinder in seinem Hause erzogen und der Wirth, der ihnen Geld und Pferd gegeben hatte, wurden reichlich beschenkt. Der Palast im Walde verschwand und am königlichen Hofe war nun wieder Freude und Friede wie ehedem.

(Mündlich aus dem Oberinnthale.)

Der Riese.

Unversehens kam einmal ein Hütbube in eine Berghöhle und erblickte da zu seinem Schrecken einen Mordskerl von einem Riesen. Der saß an einem Tische, stützte den schweren Kopf auf die Hand und schnarchte wie ein Trompeter. Der Bub hatte keine Schneid den langen Lümmel aufzuwecken und lief über Hals und Kopf in das Dorf. Keuchend erzählte er den Bauern, was er gesehen habe und wie er bei dem grausigen Anblick erschrocken sei. Die Bauern, die das hörten, rissen die Mäuler auf, wie nicht gescheidt und den meisten flatterte bei dem bloßen Hören das Herz, wie der Schweif eines Lämmleins.

Die zwölf tapfersten aber stellten sich zusammen und beschlossen hinauszugehen um dem Riesen den Garaus zu machen. Denn sie dachten sich: „So ein Nachbar ist doch nicht recht zu haben, — und wenn er todt ist könnts auch was tragen. Er wird doch auch was in seiner Höhle haben.“ Sie gingen nun alle zwölfe hinaus und schlichen sich in die Höhle hinein. Sie fanden den Kerl noch im tiefen Schlaf und neben ihm sahen

sie Schwert und Spieß liegen. Wie mit einem Griffe tappten alle zwölfe nach dem schweren Spieß und stießen ihn nach einem kräftigen Schwunge dem Riesen ganz durch den Leib. Durch den Stoß gerieth er in Bewegung und die Bauern glaubten nicht anders, als daß es ihnen jetzt gleim gehe, weil er schon anfange sich zu regen. Sie machten alle rechtsum und liefen mit solcher Hast in das Dorf, daß einer den andern fast überrannte.

Im Dorf erzählten sie den Leuten was das für eine schieche Geschichte gewesen sei mit dem Riesen, wie er über sie hergefallen sei und sie sich nur mit genauer Noth gerettet hätten. Da war ein Schrecken im Dorfe, als ob der jüngste Tag käme und Alt und Jung und Klein und Groß mußte sich rüsten, um gegen den Riesen auszuziehen. Nach langer Zeit kam es endlich zum Auszuge. Mit lautem Herzklopfen wanderte das ganze Dorf der Höhle zu. Wie sie da ankamen, war freilich von dem Riesen nichts anders mehr übrig, als die Knochen mit Staub bedeckt. Denn die Rüstung hatte so lange gedauert, daß der Leichnam völlig zerfault war.

Aber auch diese wenigen Ueberbleibsel vom Riesen setzten die Leute so in Schrecken, daß sie schnell Bäume und Sträucher umhauten und vor die Höhle schleppten. So verrammelten sie den Eingang, damit etwa der Riese gewiß nimmer herauskäme.

(Mündlich im Oberinnthale.)

Der gescheidte Bauer.

Es arbeitete einmal ein Bauer auf dem Felde, daß ihm die Rippen krachten. Da ritt just der Kaiser vorbei, und wie dieser den Bauern so rüstig arbeiten sah, rief er ihm zu: „Nit zu fleißig.“ „Dieß machen die zweiund dreißig, — antwortete der Bauer, — und die sieben müssen die fünf erhalten, und dann muß noch etwas übrig bleiben.“ Der Kaiser schaute bei dieser Antwort den Bauern groß an und verstand nicht was diese Antwort bedeuten sollte. Die Neugierde ließ ihm aber keine Ruhe und er fragte den Bauer: „So leg' mir doch aus, was du denn sagen willst. Ich versteh dich nicht recht. Hundert Thaler biet' ich dir gern für die Erklärung deines Räthsels. Aber das nehm ich mir aus, daß du dies Räthsel sonst niemand sagen darfst, bevor du mich nicht hundert und einmal gesehen hast.“

„Einen solchen Handel hab ich mein Lebtag nie ausgeschlagen — erwiederte der Bauer. Aufgelost! Die Zweiunddreißig, das sind die zweiunddreißig Zähne, die alle Tage etwas beißen wollen. Die Fünf — das sind die fünf Wintermonate. In diesen bekommst du nichts zu schneiden und einzuführen und deßwegen müssen die andern sieben Monate diese fünf erhalten. Und dann muß noch etwas übrig bleiben um dem Kaiser die Steuern zu zahlen. Das Alles macht uns Bauern fleißig sein. Verstanden?“ Der Kaiser war mit dieser Antwort zufrieden und ritt in seinen Palast zurück. Als er daheim war, stellte er eine große Mahlzeit an, wozu er

seine Hofleute und hohen Beamten einlud. Weil dem Essen framte er sein Räthsel aus und erzählte, daß er es von einem gar so fleißigen Bauern gehört habe, dem er auf dem Spazierritte begegnet sei. Er versprach demjenigen sein Kaiserthum, der das Räthsel lösen würde. Die Gäste dachten sich: „Weil er uns keine andere Bedingung setzt, können wir den Handel wohl eingehen" und alle erklärten sich bereit um das Kaiserthum ihre Klugheit zu versuchen.

Einer von den Gästen hatte es faustdick hinter den Ohren, und dachte sich sogleich: „Dir werde ich's schon machen. Du hast mir schon zu viel gesagt." Er ritt nun hinaus auf das Feld und kam gerade zu dem Bauer, der dem Kaiser die sonderbare Antwort gegeben hatte. „Nicht zu fleißig," sagte er zu dem Bauer. Dieser gab ihm zur Antwort: „Dieß machen die zweiunddreißig, und die sieben müssen die fünf erhalten, und dann muß noch etwas übrig bleiben." Der Beamte merkte nun schon, daß er am rechten Orte sei, fuhr frisch in die Tasche und zeigte dem Bauer zehn Thaler: „Magst du die? Wenn du mir dein Räthsel auch auflösest, kannst du sie haben!" Dem Bauer stachen die Thaler freilich in die Augen, allein er ständete *) sich doch und sagte: „Ich habe dem Kaiser versprochen jetzt einmal niemandem den Sinn des Räthsels zu sagen, — und dabei bleibts."

Der Beamte aber war recht müde **) und dem Bauer kamen die Thaler auch immer schöner vor. Endlich rückte er mit der Auflösung des Räthsels heraus

*) sich ständen = sich bemühen, sich Gewalt anthun.
**) ungestüm.

und der Beamte ritt kreuzlustig in den Palast des Kaisers. Er ließ sich vor dem Kaiser melden und als er vorgelassen wurde, sagte er ihm den Sinn seines Räthsels. Der Kaiser aber hatte auch nicht Stroh im Kopfe und dachte sich sogleich, wie es der Beamte möchte angestellt haben. Er ließ daher diesen sogleich einkeuchen und den Bauer vor sich rufen. Der Bauer kam und machte ein Gesicht, als ob gar nichts geschehen wäre. Als ihm der Kaiser die Planeten las wegen des verrathenen Geheimnisses, machte er sich nicht viel daraus und antwortete: „Eure Majestät thun mir Unrecht über und über. Ich habe alle die hundert Gulden, die mir der Herr Kaiser bezahlt und die zehn Thaler, die mir der Beamte gegeben, fleißig angeschaut, bevor ich das Räthsel aufgelöst habe. Es war aber auf jedem Gulden und auf jedem Thaler das Kaiserbild darauf und einmal habe ich eure Majestät selbst auf meinem Acker gesehen. Das zusammen hundert und elf, nicht bloß hundert und eins. Drum hab ich mit allem Recht dem Beamten gesagt, was er zu wissen verlangte.“

Der Kaiser war erstaunt über die Gescheidtheit des Bauers und es kam ihm vor, daß der besser auf den Thron passe, als der eingesperrte Beamte, der das Räthsel gelöst hatte. Er machte also den Bauer zum Kaiser und als selber auf dem Throne saß, mußten alle hohen Beamten dreimal um ihn herum gehen und jeder mußte ihm einen Schlag auf den Kopf geben. Der neue Kaiser nahm sich bei dieser Ceremonie nicht genug zusammen und es entwischte ihm einmal ein Furz. Die Beamten, die das hörten, ermahnten den Kaiser, daß so etwas für ihn nicht mehr schicklich sei. Er aber gab ihnen zur

Antwort: „Sobald der Herr kommt, muß der Bauer weichen.“ Und so saß halt der Bauer auf dem Throne und war Kaiser sein Lebtag.

(Mündlich bei Meran.)

Die schöne Wirthstochter.

War einmal eine schöne Wirthin, die hatte eine Tochter, welche noch weit schöner war als sie selber. Die Wirthin war aber ein überaus eitles Ding und es jagte ihr allemal die Galle auf, so oft sie von den Gästen zu verstehen bekam, daß das Wirthstöchterlein den Leuten weit besser gefalle, als die Frau Mutter. Endlich wurde sie so eifersüchtig, daß sie ihren Knechten den Auftrag gab, die Tochter in den Wald hinauszuführen und ums Leben zu bringen. Als Wahrzeichen verlangte sie Hände und Füße und Zunge des armen Mädchens.

Die Knechte schickten sich an, diesen Auftrag zu vollziehen und schleppten die Wirthstochter hinaus in den finstern Wald. Hier fiel das Mädchen auf die Kniee nieder und hob seine schneeweißen Hände auf und bat die rauhen Knechte, ihr wenigstens die Zunge zu lassen, damit es in seinem Elende doch zu Gott beten könne. Im übrigen sollten sie dem Befehl der Mutter nur nachkommen, und ihm Hände und Füße abhacken.

Die Knechte wurden durch die Bitten des unschuldigen Mädchens gerührt, hackten ihm bloß Hände und Füße ab, ließen ihm aber die Zunge um damit zu Gott zu beten. Auf dem Heimwege packten sie einen Hund,

dem sie die Zunge ausrissen, um sie statt der Zunge des Mädchens als Wahrzeichen nach Hause zu bringen.

Die Wirthstochter blieb in dem Walde, und ward von ihrer bösen Mutter für todt gehalten. Sie führte da ein elendes mühseliges Leben und hätte gar keine Freude gehabt, wenn sie nicht ihre Zunge hätte zum Gebete rühren können. Eines Tages kam sie zu einem königlichen Obstgarten, der ganz angefüllt war von Fruchtbäumen mancherlei Art. An der Ringmauer des Gartens entdeckte sie ein Loch, durch welches ein Wasser herausfloß. Weil sie der Hunger gar so sehr plagte, so schlof sie bei der Nacht durch diese Oeffnung hinein und letzte sich mit einigen Früchten. Dem Könige kam es bald zu Ohren, daß im Garten Früchte weggekommen seien. Er stellte daher eine Wache aus und gab derselben den strengsten Befehl, den kecken Dieb abzufangen. Als die Wache im Garten stand und auf jedes Säuseln und Rauschen der Blätter Acht gab, ließ sich immer und immer nichts sehen, bis es späte Nacht war. Da kam endlich etwas bei einem Loche hereingekrochen, das schien weder Hände noch Füße zu haben und doch sonst einem Menschen zu gleichen. Es reffte auf seinen Knieen zu einem Baume hin und aß ein Paar Aepfel herab. Die Wache getraute sich nicht das seltsame Wesen anzureden, weil sie sich vor diesem Geschöpfe fürchtete, von dem sie nicht wußte ob es ein Thier oder ein Mensch sei. Des andern Tages aber meldeten sie dem Könige, was im Garten vorgegangen sei und erzählten, daß es sich bei der Nacht nicht ausnehmen ließe, was denn der Dieb für ein gspassiges Wesen sei. Wie der König sah, daß durch seine Wache nichts ausgerichtet war, so ging

er die folgende Nacht selbst in den Garten, nahm ein geladenes Gewehr mit sich und paßte auf den Dieb. Bei später Nacht kam endlich etwas herbeigerefft und näherte sich einem Baume. Der König wollte schießen, — allein eben wie er im Begriffe war los zu lassen, sah er daß dieser sonderbare Dieb doch mehr Gleichniß habe mit einem Menschen als mit einem Viehe. Er faßte sich ein Herz und redete das unbekannte Wesen an. Auf seine Fragen: „Wer und woher bist du und was machst du da?" erhob das Mädchen erschrocken seine Stimme und wie einmal der Schrecken vorbei war, erzählte es aufrichtig, wie es ihm ergangen, daß ihm die eifersüchtige Mutter habe Hände und Füße abhacken lassen, und daß nur die mitleidigen Knechte ihm das Leben und die Zunge gelassen hätten. Der König war nicht klein verwundert bei dieser Erzählung, sein Herz wurde gerührt, und er nahm das Mädchen zu sich in das Schloß. Da er sah, daß dasselbe gar so schön sei, so ließ er ihm silberne Hände und Füße machen und that ihr überhaupt alles, was er ihm nur an den Augen ansah. So oft er es anschaute, gewann er es lieber, und es dauerte nicht lange, so dachte er sich: „Diese und keine andere muß meine Frau werden."

Nach kurzen Zubereitungen wurde die Hochzeit mit aller Pracht gefeiert und König und Königin lebten in Eintracht und Liebe beieinander. Es dauerte aber nicht lange, da mußte der König Abschied nehmen von seiner Frau und in den Krieg ziehen. Während er im Felde war, bekam die Frau Königin zwei Kindlein. Beide waren Knaben und jedes war so schön, daß man es nicht genug anschauen konnte. Wie sehr sich die Köni-

gin gefreut hat über die zwei Prinzen, und wie gern sie dieselben gehabt hat, das ist gar nicht zu sagen. Allein es lebte noch die Mutter des Königs und diese konnte die junge Königin nicht leiden, weil sie von niederem Herkommen war und nicht von königlichem Geblüte. Sie hatte immer darauf gedacht, ihrer Schwiegertochter ein bitteres Leid anzuthun und sie vom königlichen Hofe zu entfernen. Als nun die Königin die Kindlein bekommen hatte, so gab die Alte Befehl, die zwei Prinzen sollten ihr auf den Rücken gebunden und sie selbst aus der Gegend fortgeschafft werden. Alsogleich thaten die Knechte der bösen Schwiegermutter, wie ihnen befohlen war und banden der armen Königin ihre zwei Kindlein auf den Rücken. So wurde sie aus der Gegend hinausgetrieben, und weil sie auf ihren silbernen Füßen nicht gehen konnte, so mußte sie auf allen Vieren fortkrabeln. Sie kam hinaus in einen finstern Wald und kroch da durch das Gesträuche fort, bis sie zu einem Wasser gelangte. Hier rastete sie und wusch die Windeln für ihre zwei Kleinen. Während sie damit beschäftigt war, kamen zwei Fremde zu ihr heran, sahen ihr zu und fiengen an mit ihr zu reden. Sie hatten Erbarmen mit der unglücklichen Frau, weil sie da eine Arbeit thun mußte, zu der die silbernen Hände und Füße nicht recht tauglich waren. Auch fragten sie, ob die zwei Kleinen schon getauft seien. „Nein," antwortete die Frau. „Nun so sollen sie jetzt getauft werden," sagten die zwei, machten Anstalt zur Taufe und wurden selbst die Pathen der zwei Kinder. Das eine bekam in der Taufe den Namen Peter, das andere den Namen Paul.

Bevor die zwei Fremden Abschied nahmen, sagte der

Eine zum Andern: „Was geben wir der Frau für ein Pathengeschenk?“

„Ich gebe ihr gesunde Hände,“ antwortete der Gefragte.

„Dann geb' ich ihr gesunde Füße,“ sagte der andere. Alsbald hatte die Königin gesunde Hände und Füße und konnte gehen und arbeiten wie andere Leute. Die beiden Fremden hießen sie jetzt ihre Kinder nehmen und ihnen folgen, und führten sie ein Stück durch den Wald, bis sie zu einem schönen blauen See gelangten. In der Mitte des See's stand ein nettes Häuschen und an dem Ufer war ein kleines Fahrzeug angebunden. „Siehst du, sagten die Fremden, dieses Haus sollst du bewohnen, und auf dem Schifflein das hier am Ufer hängt, kannst du zu demselben hinein-, und so oft es dir beliebt, wieder zurückfahren. Niemand kann ohne deinen Willen zu dir kommen, denn auf dem ganzen See ist kein anderes Schifflein, als dieses.“ Als die Fremden dieß gesagt hatten, nahmen sie Abschied von der Königin und gingen ihres Weges fort. Die Königin setzte sich alsogleich in das Schifflein und fuhr in das Haus, das mitten in dem Wasser stand. Hier wohnte sie mit ihren Kindlein mutterseelenallein, und wenn ihr die Zeit gar zu lang wurde, so setzte sie sich auf das Schifflein und fuhr auf dem blauen Wasser umher.

Der Krieg hatte inzwischen sein Ende erreicht und der König war mit der größten Sehnsucht nach Hause geeilt. Seine erste Frage war: „Wo ist meine Gemahlin:“ Aber er bekam zur Antwort: „Sie ist eines Tages plötzlich verschwunden, und Niemand weiß wo sie hingekommen ist.“ Kein Mensch gab ihm einen andern

Bescheid, als diesen. Da weinte er viele Tage aneinander und war gar nicht zu trösten. Als der Schmerz mit der Zeit etwas nachgelassen hatte, dachte er wieder an die Jagd, die er von jeher gern getrieben hatte. Manchen Tag jagte er ganz allein im Walde herum und kehrte erst spät Abends wieder nach Hause. Einmal begegnete es ihm aber, daß er sich im Walde verirrte und so lange pfad- und planlos herumtappte, bis er benachtete. Er suchte noch lange im Dunkel herum, konnte aber keinen Ausweg finden. Endlich kam er auf einen Hügel, von welchem aus er ein Licht erblicken konnte. Er ging dem Lichte zu und gelangte bald zu einem See. Auf demselben schwamm ein Schifflein herum und darin saß eine Frau mit ihren zwei Kindern. Er rief in seiner Bangigkeit zu dem Schifflein hinein und bat die Frau zu ihm heraus zu fahren und ihm ein Obdach für die Nacht anzuweisen. Die Frau fuhr heraus und hieß ihn in das Schifflein steigen. Sie erkannte ihn auch augenblicklich als ihren Gemahl, gab sich ihm aber nicht zu erkennen, sondern brachte ihn wie einen Fremdling in ihr Haus auf dem See. Hier stellte sie ihm ein kräftiges Nachtessen auf und bereitete ihm ein weiches Nachtlager. Er aß mit großem Appetit, weil er von dem vielen Herumlaufen hungerig geworden war, und nachdem er gegessen hatte, legte er sich wegen Müdigkeit alsogleich ins Bett. Im Schlafe begegnete es ihm, daß er den Fuß etwas über das Bett hinaushangen ließ. Die Königin bemerkte es und sagte zu ihrem Sohne: „Peter geh' hin und lege dem Vater den Fuß ins Bett.“ Der Peter ging hin und that, wie ihm die Mutter befohlen hatte. Der König aber war noch nicht tief eingeschlafen

und hatte die Rede der Frau so halb und halb verstanden. Das Wort Vater kam ihm so sonderbar vor, daß es ihm nimmer aus dem Kopf wollte. Weil er aber nicht wußte, ob er etwa bloß geträumt habe, so legte er jetzt die Hand über das Bett hinaus. Die Königin bemerkte das wieder und sagte zu ihrem andern Sohne: „Paul lege dem Vater die Hand ins Bett.“ Wie er das hörte, sprang er sogleich aus dem Bette und fragte die unbekannte Frau, ob sie denn wirklich seine Gemahlin und die zwei bildschönen Knaben seine Kinder seien. Als sie es bejahte, fiel er ihr und den Söhnen um den Hals, küßte und herzte sie ohne Ende und hatte eine Freude, daß er hätte laut aufjauchzen mögen. Er fragte die Königin um alles, wie sie hieher gekommen sei und woher sie die gesunden Hände und Füße bekommen habe und erzählte dann selbst wieder von seinen Kriegszügen und Abenteuern, so daß die Nacht vor lauter Fragen und Erzählen im Augenblick vorbeiging, ohne daß sie ans Schlafen gedachten.

Als der Tag anbrach, setzten sie sich alle vier auf das Schifflein und fuhren ans Ufer. Hier stiegen sie aus und begaben sich nun auf den Weg in die Heimath. Am Hofe wurde die Königin von niemandem erkannt und daß die zwei Knaben des Königs Söhne seien, das wäre gar keinem im Traume eingefallen.

Der König ließ jetzt Anstalt machen zu einer herrlichen Mahlzeit und lud zu derselben alles ein, was nur am Hofe war, und auch die Mutter der Königin. Bei der Mahlzeit fieng er an die Lebensgeschichte seiner Gemahlin zu erzählen, that aber, als ob sich dieselbe nur sonst mit irgend einer Frau zugetragen hätte. Als er

mit seiner Erzählung zu Ende war, fragte er die Wirthin, was die Mutter und Schwiegermutter, von denen in der Erzählung die Rede war, für eine Strafe verdienen würden.

Die Wirthin meinte, es könnte ihr Urtheil nicht ganz gerecht ausfallen, es solle die alte Königin urtheilen, die in diesen Stücken sicherlich mehr verstände. Der König wandte sich also an seine Mutter, und forderte sie auf ihre Meinung zu sagen. Sie war mit ihrem Urtheile bald fertig und sagte: „Solche Bösewichter verdienen auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden."

„Ist ganz recht," erwiederte der König und gab alsogleich Befehl, daß seiner Mutter und der Wirthin nach diesem Urtheil geschehe.

Der König und die Königin lebten jetzt froh und glücklich beieinander und hatten alles, was sie wünschten, in Hülle und Fülle. Am meisten Freude machten ihnen die zwei Prinzen, welche so schleunig heranwuchsen, daß man es ihnen fast von Tag zu Tag ansehen konnte. Sie waren bald so stark, daß sie mit dem Vater in den Forst hinausgehen und das Jägerhandwerk betreiben konnten.

Als sie in das Alter gekommen waren, wo junge Leute Lust bekommen, die Welt zu sehen, da sagten sie zu ihrem Vater: „Vater wir sind jetzt lange genug in der Heimath gesessen, wir wollen nun auch hinausziehen und uns in der Welt umschauen." Der Vater gab ihnen seine Erlaubniß und sie machten nun alles zur Abreise fertig. Auch gingen sie in den Wald hinaus und jeder von ihnen erwischte sich ein junges Bärlein, um es zum Tanzen abzurichten. Auch steckten sie ein Messer in einen

Baum und sprachen zu einander: „Wenn einer von uns wiederkehrt, und sieht dies Messer von Rost angelaufen, so soll ihm das ein Zeichen sein, daß dem andern ein Unglück begegnet ist.“ Sie gingen nun wieder nach Hause und nachdem die Bärlein einige Tänze gelernt hatten, und sonst zur Abreise in Ordnung war, nahmen sie Abschied von der Heimath und gingen hinaus in die weite, weite Welt. Der Peter reiste nach Babylon, der Paul aber noch tiefer hinein in das Morgenland.

Als der Peter in Babylon angekommen war, zog er mit seinem Bärlein in der Stadt herum und ließ es vor den Leuten seine Tänze aufführen. Der Ruf von dem jungen Menschen und seinem Tanzbärlein kam auch dem babylonischen Könige zu Ohren und er ließ ihn alsbald an den Hof berufen. Der Bursche erschien und gefiel dem Könige so sehr, daß er ihn nicht wieder fortließ, sondern bei sich am Hofe behielt. Er gewann ihn auch von Tag zu Tag lieber und war ihm bald so zugethan, daß er ihm seine Tochter zur Gemahlin gab und ihn zum Vizekönig von Babylon ernannte.

Der junge Vizekönig hatte keine liebere Unterhaltung, als die Jagd, und durchstreifte oft die finstern Wälder, ohne Jemanden mit sich zu nehmen, als sein tanzendes Bärlein. Die Vizekönigin hatte wohl oft große Sorge um ihn und sagte: „Schau geh' nicht allein hinaus in den finstern Wald. Es könnte dir leicht etwas zustoßen von wilden Thieren oder von bösen Menschen.“ Der Vizekönig aber ließ sich dadurch nicht irre machen, suchte seiner Gemahlin die Sorgen auszureden und ging wieder mit seinem Bärlein allein auf die Jagd.

So war er auch einmal mit seinem Bärlein tief in den Wald hineingerathen. Auf einmal sah er kohlschwarze Wolken heranziehen und hörte einen schaurigen Wind durch die Bäume rauschen. Es wurde immer finsterer und auf einmal fing es an zu regnen, als ob der Himmel offen wäre. Vor Wind und die Nässe bekam der Vizekönig bald so kalt, daß er Holz zusammenzulesen begann und sich ein Feuer anmachte.

Als das Feuer unter einem dichten Baume recht lustig aufflackerte, und er dabeistand und mit den Händen über die Flammen fuhr, kam ein altes Mütterchen herbei, dem vor lauter Frost die Zähne klapperten. „Darf ich mich nicht ein bischen wärmen an deinem Feuer?“ brummte die Alte und schaute den König verstohlen an. „Komm nur näher, erwiederte der Vizekönig, und schau, daß du warm bekommst. Es friert heute stark.“ „Aber thut mir das Vieh da wohl nichts?“ fragte die Alte wieder, schlug aber zugleich mit einer Ruthe, die sie mit sich trug, auf das Bärlein. Und im Augenblicke war das Bärlein in Stein verwandelt. Dann schlug sie mit der Ruthe auf den Vizekönig und augenblicklich hatte auch dieser seine menschliche Gestalt verloren und war in Stein verwandelt.

Der andere Bruder Paul war indessen weit, weit in das Morgenland hineingereist und hatte allerlei gesehen und erlebt, so daß er glaubte, es könne jetzt einmal genug sein, und sich anschickte nach Hause zu reisen. Nachdem er viele Tage und Wochen gewandert war, kam er endlich in dem Walde an, wo die zwei Brüder das Messer in den Baum gesteckt hatten. Voller Neugierde und Besorgniß suchte er den Baum auf, und mit dem

größten Schrecken sah er das ganze Messer mit Rost überzogen. Sogleich dachte er: „Meinem Bruder muß etwas Böses widerfahren sein; ich will mich aufmachen nach Babylon und sehen, was ihm begegnet ist." Augenblicklich kehrte er wieder um und machte sich auf's neue dem Morgenlande zu.

Nach langer, langer Wanderung kam er in Babylon an. Als ihn die Leute mit seinem Bärlein durch die Gassen kommen sahen, erhob sich von allen Seiten ein Jubel und Freudengeschrei, das gar nimmer enden wollte. Denn weil er seinem Bruder auf ein Haar gleich sah und auch ein Bärlein mit sich führte, so hielten ihn die Leute für den Vizekönig und thaten ihm alle Ehren an. Bei Hofe wurde er auch als Vizekönig begrüßt und freudenvoll aufgenommen, und der Vizekönigin war der schwerste Stein vom Herzen gefallen, weil sie glaubte, ihr Mann sei wieder gekommen. Paul gab sich auch nicht zu erkennen und erkundigte sich nur insgeheim über seinen Bruder.

Er war erst wenige Tage am Hofe als er einmal sagte, er wolle jetzt in den Wald hinaus gehen auf die Jagd. Da fieng die Vizekönigin an zu weinen und bat ihn kniefällig, zu Hause zu bleiben und ihr nicht wieder solche Aengsten zu verursachen. Er aber ließ sich nicht irre machen und ging mit seinem Bärlein hinaus in den Wald.

Er war noch nicht lange zwischen den Bäumen herumgestrichen, da zogen stockfinstere Wolken herauf und ein schneidiger Wind pfiff durch die Bäume. Es fieng an völlig unheimlich zu werden in dem dunkeln Walde, und wenn du und ich dabei gewesen wären, so hätten

wir uns zu Tod gefürchtet. Bald fieng es auch an zu schütten, als ob der Himmel offen wäre und Blitz und Donner wechselten immerfort ab. Wegen des scharfen Windes und der Nässe fing es an, den Paul zu frieren, er suchte Holz zusammen und machte sich ein Feuer. Als die Flammen unter einem dichten Baume aufflackerten und der Paul mit den Händen darüber hin und her fuhr, kam eine abscheuliche Alte mit einer Ruthe zwischen den Bäumen hervor, und schnatterte, als ob sie das Fieber hätte. „O wie ist es so kalt, wie beutelt es mich zusammen, darf ich mich nicht ein bischen wärmen?" murmelte sie in einem fort. „Komm nur her, sagte Paul, das Feuer ist groß genug für uns beide." „Aber thut mir das Bärlein wohl nichts?" fragte die Alte. „O nein" sagte Paul und riß der Alten die Ruthe aus der Hand, als ob er das Bärlein damit fortjagen wollte. Er schlug aber nicht auf das Bärlein, sondern auf die Alte und augenblicklich war sie in Stein verwandelt. Dann schlug er mit der Ruthe auf den nächsten Stein, und sieh da, statt des Steines stand ein Bärlein vor ihm, das gar freundlich um ihn herumtappte. Dann ging er wieder zum nächsten Steine und schlug mit der Ruthe darauf. Und augenblicklich stand sein Bruder vor ihm, fiel ihm um den Hals und wollte nimmer aufhören ihn zu herzen und zu küssen vor lauter Freude und Dankbarkeit. Dann gingen die zwei Brüder mit ihren Bärlein zurück nach Babylon, wo es eine Freude und Verwirrung abgab, die ohne Gränzen war. Die Leute sahen wohl, daß einer von den Beiden der Vizekönig sein müsse, konnten aber nicht unterscheiden, welcher es denn eigentlich sei. Manche schauten sich fast die Augen heraus, konnten aber doch

keinen Unterschied zwischen den Beiden herausfinden. Als sie endlich an den Hof kamen und vor die Vizekönigin traten, so wußte sich diese nicht zu rathen und zu helfen, weil sie ihren Gemahl nicht herausfinden konnte. Peter aber gab sich ihr durch ein verborgenes Merkmal zu erkennen und da war ihre Freude erst vollkommen. Sie lebten wieder froh und glücklich bei einander bis in ein spätes Alter.

Paul ging nach Hause zu seinen Eltern und auch ihm ging es gut sein Lebetag.

(Mündlich bei Meran.)

Der Menschenfresser.

Einmal verspätete sich ein Büblein, das Erdbeeren klaubte, im Walde. Es dunkelte schon und an ein Nachhausekommen war nicht mehr zu denken. Da dachte das Büblein: „Vielleicht wohnen Leute in der Nähe, bei denen ich übernachten könnte. Wart ich will mal auf einen Baum klettern und schauen, ob nirgends ein Haus zu sehen sei.“ — Gedacht, gethan. Es spuckte sich in die Hände und reffte auf eine Tanne hinauf, wie ein Eichkätzchen. Als es am hohen Wipfel droben hieng, schaute es nach allen Seiten aus und sah in nicht weiter Entfernung ein Hüttchen stehn. Darob hatte das Bübchen keine kleine Freude und stieg rasch und munter vom Baume herunter, dann schlug es den Weg zum Hüttchen ein, bei dem es auch bald anlangte; das Büblein wollte nun hineingehen, allein die Thüre war geschlossen. Da klopfte

der Knabe an die Thüre und bald wurde sie geöffnet, und ein altes kleines Mütterlein fragte um sein Begehr.

Da sprach das Büblein: „Ich bitt um eine Nachtherberge, denn ich komme heut nicht aus dem Walde und da draußen fürcht ich mich vor den Wölfen und Bären.“ —

Darauf antwortete das Mütterlein: „Mein gutes Kind, da bist du hier nicht am rechten Ort, denn hier wohnt der Menschenfreßer, der dich mit Haar und Bein auffräße, wenn er deiner ansichtig würde.“ —

Als das Büblein dies hörte, fieng es an zu weinen und sprach bittend: „Gebt mir doch eine Nachtherberge und versteckt mich vor dem Menschenfresser.“ Das Mütterlein hatte Mitleiden mit dem Knaben und führte ihn in das Hüttchen. Dort versteckte sie ihn in einem leeren Fäßchen, gab ihm ein Hölzchen und sprach: „Nun ducke dich und halte dich mäuschenstille. Wenn dich aber der Alte dennoch aufspürt und er einen Finger von dir sehen will, so halte ihm das Hölzchen heraus.“ — Dann ging sie weg und ihren Geschäften nach. Dem Büblein war aber in seinem Fäßchen höllenangst, so daß ihm der kalte Schweiß herabrann. So war ihm unter Furcht und Angst schon einige Zeit verstrichen, als es draußen polterte und der wilde Mann in die Stube trat. Dieser witterte und sprach dann:

„Ich schmeck, ich schmecke Menschenfleisch.“ — Da wollte das alte Mütterchen ihm diesen Glauben nehmen und sagte: „Du schmeckst, du schmeckst einen Hennendreck.“ —

Der Menschenfresser ließ sich aber nicht irre machen, witterte immer mehr und mehr und kam zum Fäßchen,

in dem das Bübchen saß, da sprach der Alte mit grauser Stimme:

„Da drinn, da drinn ist Menschenfleisch. Reck du deinen Finger heraus, damit ich sehe, ob du fett bist.“ —

Da dachte das Büblein an den Rath des alten Weibchens und hielt das Hölzlein heraus. Das betastete der Menschenfresser und sprach: „Dieses Stück ist noch holzdürr! Es muß noch gemästet werden.“ — Dann setzte er sich zum Tische, fraß, trank und fluchte, und ging, als er satt war, in's Bett. Das Büblein war aber seelenfroh und dankte Gott für seine Rettung. Dann schlief es auch ein. Am andern Morgen ging der wilde Mann schon frühe in den Wald. Als er fort war, hieß das alte Mütterchen den Knaben aus dem Fäßchen gehen und gab ihm ein Frühstück. Dann sagte sie: „Jetzt iß und stille deinen Hunger, dann will ich dich aus dem Walde führen.“ —

Der Knabe ließ sich das nicht zweimal sagen, aß, wie ein Drescher, und ging dann mit dem alten Mütterlein in den Wald hinaus. Dieses führte ihn durch dichten und dünnen Wald bis sie in's Freie kamen, dann sagte sie zum Bübchen: „Verspäte dich in Zukunft nicht mehr im Walde, denn es könnte dir schlechter gehen, als dieses Mal.“ — Das Bübchen dankte der kleinen Frau und lief dann über Stock und Stein in die Heimath. — Seit dem verspätete es sich nie mehr und kam immer zur rechten Zeit nach Hause.

(Mündlich in ganz Deutschtirol.)

Das Berggeistl

Es war einmal ein blutarmes Weib, und das lag sterbenskrank und hatte weder einen Bissen Brod, noch einen rothen Pfennig zu Hause. Da sprach es zu seinem einzigen Kinde, das ein gar braves, frommes Mädchen war: „Geh in Wald, Moidele! und klaube dort Beere. Die kannst du dann in die Stadt tragen und dort verkaufen.“ — Das Mädchen nahm ihr Weidenkörbchen und ging in den Wald hinein, und kam immer weiter und weiter im dunkeln Forste, bis es endlich Schwarzbeeren in Unzahl fand. Es sammelte nun dieselben in's Körbchen, hatte auf nichts Anderes Acht und wurde des Pflückens gar nicht müde. Dabei dachte es sich: wenn ich das Körbchen gehäuft voll habe, kann ich zwei Sechser bekommen und der Mutter auch etwas besseres als nur Brod kaufen. — Indessen war der Tag sehr vorgerückt und der Abend dämmerte schon hinter den Bergen herauf. Da stand auch das Mädchen auf, sah seelenvergnügt aufs volle Körbchen und wollte heim gehen.

Es machte sich nun auf den Weg, doch bald war der Steig verschwunden und es wußte nicht wohin und woaus. Es lief nun über Stock und Stein, durch Dick und Dünn, doch je weiter es gegangen, desto dichter wurden die Bäume und desto mehr begann es zu dunkeln. Da wurde es dem Kinde gar unheimlich zu Muthe, stand stille und weinte bitterlich. Dann faßte es sich wieder und ging vorwärts, doch an ein Finden aus dem Walde war nicht zu denken. Wie Moideln schon jede Hoffnung

nach Hause zu kommen aufgab, trappelte es plötzlich durch die Bäume daher und ehe sie es meinte, stand ein kleines, kleines Männchen, das in grauen Baumbart gekleidet war, vor ihr. Es war das Berggeistl. Als es sah, daß das Mädchen weine, redete es gar freundlich dieses an und fragte: „Was fehlt denn dir, daß du weinest?“

„Ach, antwortete schluchzend Moidele, ich habe Schwarzbeere geklaubt, um dafür Brod und Fleisch für die kranke Mutter zu kaufen, und jetzt find' ich nicht mehr aus dem Walde, und muß hier übernachten, und die kranke Mutter ist ganz allein.“

„Wenn nur das fehlt, erwiderte das Männchen, so ist dir leicht zu helfen. Warte, ich werde dich gleich aus dem Walde führen, folge mir nur!“ —

Mit diesen Worten ging das Berggeistl voraus, und wo es hintrat, war guter Weg. Das Mädchen folgte, obwohl es hundsmüde war, und bald wurde der Wald lichter und lichter und sie standen im Freien. Dem Moidele klopfte nun das Herz vor Freude und es dankte dem kleinen Männchen gar herzlich.

„Deine Mutter ist krank, sprach da das Berggistl. Weil du so brav bist, soll ihr geholfen werden.“ — Da bückte es sich und pflückte einige Kräuter, die es dem Kinde gab. „Siede sie heute noch, und gib das Wasser davon deiner Mutter zu trinken und sie wird alsogleich gesund werden.“ Das Berggeistl lächelte und im Husch war es verschwunden. — Moidele lief nun voll Freude heim und erzählte der Mutter, was ihm im Walde begegnet war.“ Dann ging es in die rußige Küche, machte Feuer an und sott die Kräuter. Als dies geschehen war, seihte sie das Wasser davon ab und brachte es der

Mutter. Diese trank es und kaum hatte sie den letzten Tropfen davon zu sich genommen, als sie ganz gesund sich fühlte und aufstand. —

Dies alles hatte der Bube des Nachbars, der öfters in die Hütte kam, gesehen und gehört und dachte sich: „Warte, jetzt will ich auch in den Wald hinausgehen und mir solche Wunderkräuter geben lassen. Die will ich dann in der Stadt um theures Geld verkaufen und mir dafür Zuckerfeigen und anderes anschaffen.“ —

Gedacht, gethan. — Am andern Tage ging der böse Bube in den Wald, aß dort Heidelbeere und als er deren satt war, drang er tiefer in den Wald und fieng endlich zu flennen und zu heulen an, daß die Bäume es wiederhallten. Er hatte schon lange gelärmt, als das Berggeistl dahergegangen kam und fragte: „Was machest du hier in meinem stillen Walde für einen Lärm.“ —

„Weil ich nimmer heimfinde und meine kranke Mutter ganz allein ist.“ Dabei weinte der Knabe und hob beide Hände auf und bat kniefällig, ihn doch aus dem Walde zu führen.

„Wenn dir nichts anderes fehlt, so soll dir geholfen werden,“ sprach das Berggeistl und ging voran. Der Knabe folgte ihm. Da führte das Berggeistl den falschen Buben vier Stunden lang durch den dichtesten Wald, bergab, bergauf, so daß er todmüde ward und seine Falschheit bitter bereute. Als der Knabe vor Müde beinahe nicht mehr weiter kam, stunden sie endlich am Saume des Waldes. Da war der Knabe froh und wollte schon davon laufen, als das Männlein sprach: „Warte, ich muß dir auch ein heilsames Kräutlein mitgeben.“ —

Bei diesen Worten bückte sich das Berggeistl und rupfte einige Blätter ab, die es dem Buben gab. — Dann sprach er: „Siede sie dir und trink vom heilsamen Wasser.“ — Kaum hatte der Knabe die Kräuter, so eilte er über Stock und Stein nach Hause und that nach den Worten des Berggeistls. Er ging in die Küche, machte Feuer an und sott die Kräuter. Dann seihte er das Wasser ab und trank es voll Gier. Doch sieh, kaum hatte er es getrunken, als er für seine Falschheit bitter, bitter bestraft wurde. Es begann ihn zu grimmen, daß er sich vor Schmerzen, wie ein Wurm wand und bog. Das dauerte einige Tage, und seitdem war er ein braver Bursche, denn das Kräutlein hatte eine gar heilsame Wirkung gethan.

(Mündlich aus Zirl.)

Beutel, Hütlein und Pfeiflein.

Es war einmal ein Vater, der hatte drei Buben und vermachte jedem von ihnen ein kostbares Erbstück. Für den ältesten bestimmte er einen Geldbeutel, der nie leer wurde, für den zweiten ein Hütlein, durch das man alles bekam, was man nur wünschte, und für den jüngsten ein Pfeiflein, mit dem man sich soviele Soldaten herbei- und fortpfeifen konnte, als einem in den Kopf kam. Nachdem der Vater gestorben war, nahmen die drei Söhne Besitz von ihrem Erbtheile und der Aelteste dachte daran, seinen Beutel gut anzuwenden. „Ei, sagte er eines Tages zu seinen Brüdern, ich habe gar keine Lust mehr in der

engen Stube zu sitzen, ich will hinausgehen und ein bischen die Welt anschauen. Wer einen Beutel hat, wie ich, dem kann es auf der Reise nicht fehlen." Also nahm er Abschied von seinen Brüdern und zog hinaus in Gottes freie Welt ohne Plan und Regel. Nachdem er eine Zeitlang herumgereist war, kam er in die Residenzstadt des Königs. Hier gefiel es ihm, weil es Gelegenheit gab sich zu zeigen und mit Gelde zu glänzen. Er lebte in Saus und Braus wie ein Fürst und gab es so groß wie es nur einer thun kann, dessen Beutel ohne Leiden ist. Alles in seinem Hause glänzte von Gold und Silber und in der Küche ging es so vornehm her, daß die Köche statt des Holzes Zimmetspähne verschürten. Darob verbreitete sich ein so starker Geruch in der ganzen Stadt, daß der König auf den fremden Mann aufmerksam wurde und ihn an seine Tafel zog, um sich des Nähern zu erkundigen. Der König hatte auch eine Tochter, die that dem neuen Gaste so schön und wußte sich so bei ihm zuzumachen, bis ihm endlich das Maul zerbrach. Er zeigte der schönen Prinzessin seinen Geldbeutel und erzählte ihr von der Wunderkraft, die ihm innewohnte. Der König hieß ihn bei Hof bleiben und hielt ihn so in Ehren, daß er ihn endlich gar zu seinem Minister machte.

Die schlaue Königstochter verschaffte sich indeß einen Geldbeutel, der dem wunderbaren Säckel ganz gleich sah und lud eines Tages den Minister zu einem Spaziergange ein. Der Minister nahm die Einladung an und ging mit der schönen Prinzessin hinaus in die freie Weite, bis sie zu einem großen schattigen Baume kamen. „Hier wollen wir ein wenig ausrasten, sprach die Königstochter, und ein gutes Glas zur Erquickung trinken." Der

Minister war ihr wieder zu Willen und so setzten sich Beide in der kühlen Schatten des Baumes. Die Prinzessin zog eine Flasche aus dem Sacke, und brachte es dem Minister. Dieser wußte nicht, wie faustdick es die Königstochter hinter den Ohren hatte, und that einen kräftigen Zug. Es dauerte aber nicht lange, so fühlte er die Wirkung des Schlafpulvers, das die Prinzessin in den Wein gethan hatte, ließ von Zeit zu Zeit den Kopf schnappen und schlief endlich wie eine Ratte. Nun machte sich die Prinzessin über seine Taschen her, stahl ihm den wunderbaren Beutel und that den nachgemachten, tüchtig mit Gold angefüllt, an dessen Stelle. Dann ließ sie den Minister Minister sein und machte sich aus dem Staube.

Als der Minister aufwachte und keine Königstochter mehr bei sich sah, kam ihm die ganze Sache nicht mehr richtig vor und sein erster Griff ging in die Tasche, darin er den wunderbaren Beutel zu tragen pflegte. Er gewahrte den vollen Beutel, stand auf und ging ohne weitere Sorge nach Hof zurück. Der Beutel hatte aber seine treffliche Eigenschaft verloren, so daß er in wenigen Tagen leer wurde und nimmer voll werden wollte. Der Minister merkte nun wohl, daß er von der Prinzessin hintergangen worden sei, konnte aber weder seinem Aerger Luft lassen, noch den kostbaren Beutel wiederbekommen. Nach langem Kopfzerbrechen reiste er nach Hause, um dort Hilfe zu suchen. Er ging zu seinem jüngern Bruder, der das Wünschhütlein geerbt hatte, und bat ihn: Lieber Bruder, ich bin um meinen Beutel schändlich betrogen worden und nur du kannst mir wieder dazu verhelfen. Sei doch so gut und leihe mir auf kurze Zeit dein Wünschhütlein, damit ich meinen Beutel wieder bekommen kann.

Ich würde dir dafür Dank wissen mein Lebetag. Der Bruder war ein guter Kerl und schlug ihm seine Bitte nicht ab, sondern brachte ihm alsogleich das wunderbare Hütlein. Der Minister wollte nimmer aufhören zu danken, nahm das Hütlein und reiste damit an den Hof zurück. Er ließ sich also beim Könige melden und der König lud ihn zur Mittagstafel ein. Da wurde gegessen, getrunken und musizirt, und der Himmel war voller Geigen. Der Minister machte zwar anfangs ein Gesicht, wie ein Pechstecher, vergaß aber bald Kummer und Sorgen und scherzte und lachte wie alle übrigen. Der schlauen Königstochter entging das nicht, sie setzte sich wieder an seine Seite, und wußte sich so bei ihm zuzumachen, daß er vor ihr kein Geheimniß hatte und ihr von seinem Wünschhütlein erzählte. „Ei, dachte die Prinzessin, das Hütlein ist viel werth, das lasse ich nicht aus." Sie machte es wieder, wie das erstemal, verschaffte sich ein Hütlein, das dem Wünschhütlein ganz ähnlich sah, und ging mit dem Minister spazieren. Unter einem schattigen Baume machten sie Rast und der Minister bekam wieder ein Tränklein, auf das er in einen tiefen Schlaf versank. Als er aufwachte, war die Prinzessin fort und sein Wünschhütlein war auch fort; denn so oft er mit dem Hütlein, das er jetzt auf hatte, etwas herbeizuwünschen versuchte, kam gar nichts zu wege. Was sollte nun der arme Minister machen? Den Beutel verloren, das Hütlein verloren und sonst auch nichts haben, das war ein bischen zu arg. Hätte er nur jetzt das Pfeiflein des jüngsten Bruders gehabt, er hätte Soldaten ausmarschiren lassen ohne Maaß und Ziel und würde Beutel und Hütlein schon wieder bekommen haben. Ja, — dieses

Pfeiflein sah ihn jetzt wohl recht an; aber er besann sich doch lange, bis er sich wieder entschloß nach Hause zu gehen und auch noch das Pfeiflein zu leihen. Endlich machte er sich auf den Weg und als er heimkam begab er sich zu seinem jüngsten Bruder: „Schau Brüderle, ich bin um alles gekommen, um Beutel und Hütlein. Wenn du mir dein Pfeiflein gar nicht leihen wirst, so werden wir das keineweder jemals zurückbekommen.“ Der jüngste Bruder war ein guter Kerl, brachte ihm sein Pfeiflein und wünschte ihm Glück auf den Weg. Nun war der Minister wieder hinten und vorn auf und eilte dem Hofe zu. Er ließ sich beim Könige melden und wurde wieder zur Tafel geladen. Da war alles kreuzlustig und der Minister nicht minder, denn Speise und Trank mundeten ihm gut. Das kostbare Pfeiflein ließ ihn auch nicht kopfhängerisch sein.

Wie aber die Prinzessin den Minister wieder sah und merkte, daß er so lustig sei, so dachte sie sich gleich: Holla, der hat gewiß wieder etwas mitgebracht! Sie setzte sich an seine Seite, that freundlich mit ihm, und wußte sich wieder so zuzumachen, daß er ihr das Pfeiflein zeigte und von dessen wunderbarer Eigenschaft erzählte. Nun ging Sinnen und Trachten der Prinzessin wieder einzig und allein darauf hin, des wunderbaren Pfeifleins habhaft zu werden. Sie verschaffte sich zu dem Ende ein ähnliches Pfeiflein, lud den Minister zu einem Spaziergange ein und gab ihm unter einem kühlen Baume ein Tränklein, das ihm alsbald die Augen zufallen machte. Als er nach langem Schlafe wieder zu sich kam, war die Prinzessin aus dem Staube und auf dem Pfeiflein, das er in der Tasche hatte, konnte er keinen

einzigen Mann herbeiblasen. Nun saß er freilich recht übel im Butter! Der Beutel fort, das Hütlein gestohlen und das Pfeiflein staubaus, — was war da zu machen? Bei seinen Brüdern hatte er nichts mehr zu hoffen, außer höchstens die Greiner, und an den Hof zurückzugehen konnte er auch keine Lust mehr haben. Er wußte nicht, was anfangen, vor lauter Zorn und Aerger. Endlich sprang er von seinem Sitze auf und lief über Hals und Kopf in den Wald hinein. Da irrte er lange Zeit herum und dachte an nichts, als an die drei verlornen Stücke. Eines Tages trug es sich zu, daß er tief im Walde an eine Klausnerhütte kam. Er ging hinein und da saß ein grauer Mönch, der ihn freundlich anredete, und um sei Anliegen fragte. Dem erzählte er sein ganzes Unglück von A bis Z und bat ihn, er möge ihm doch helfen, wenn es anders in seiner Macht stünde. Der Mönch horchte fleißig auf und murmelte für sich in den Bart hinein. Als die Erzählung zu Ende war, tröstete er den Minister und sagte: „Helfen kann ich dir schon, aber du mußt pünktlich vollziehen, was ich dir sage.“ Der Minister versprach auf's genaueste zu folgen und es wunderte ihn nur, was ihm der Alte für ein Mittel geben werde.

Der Mönch suchte eine Zeitlang in der Zelle herum, zog endlich einen Korb aus einer Ecke hervor und brachte ihn dem Minister: „Siehst du da hast du einen Korb voll Aepfel und unter diesen ist ein ausnehmend schöner, der ganz wunderbare Kräfte hat. Denn wer immer davon ißt, dem wachsen alsogleich Hörner, die ihm kein Doktor mehr wegdoktern kann. Du gehst nun in die Stadt, setzest dich auf den Marktplatz und bietest deine

Aepfel zum Verkaufe. Aber diesen schönen darfst du nicht wohlfeiler lassen, als um einen Louisdor. Denn wenn du ihn so theuer gibst, so wird ihn gewiß niemand anders kaufen, als der König." Der Minister versprach fleißig zu folgen, zog eine alte Kutte an, die er vom Mönch zu leihen bekam, und ging in die Stadt. Auf dem Obstplatze setzte er sich nieder und bot seine Aepfel zum Verkaufe. Viele Leute, die vorbei gingen und den schönen, großen Apfel sahen, feilten ihn an, aber als sie den Preis hörten und durch Handeln nichs ausrichteten, ließen sie ihn gerne stehen. Endlich kam die Köchin des Königs, sah den schönen Apfel und zahlte ohne Widerrede den hohen Preis. Sie tischte ihn am selbigen Tage noch bei der Mittagstafel auf und freute sich schon auf das Lob, das sie wegen des schönen Obstes davonzutragen hoffte. Bei der Tafel staunte alles über den herrlichen Apfel und weil es gar so etwas außerordentliches war, wurde er in drei Theile zertheilt, so daß der König ein Stück erhielt und eins die Königin und eins die Prinzessin. Alle drei machten sich mit der größten Gier darüber her und ließen sich kaum Zeit zum Käuen. Als aber alle drei einen Bissen verschluckt hatten, — wie schauten sie da einander an! Einem jeden schoben sich zwei Hörnlein zur Stirne heraus, die wuchsen immer schneller und schneller und in einigen Minuten schauten alle drei aus wie der leibhaftige Gangerle. Da wurde die größte Verwirrung im ganzen Schloße, man holte einen Arzt nach dem andern und eine Salbe nach der andern, aber nichts wollte helfen, — die Hörner blieben so fest und so lang als sie anfangs gewesen waren.

Als der Minister den kostbaren Apfel so gut an Mann

gebracht hatte, war er über die Maßen froh, nahm seinen Korb und ging schleunig in die Klausnerhütte zurück. Mit der größten Freude erzählte er dem Mönch von dem glücklichen Handel und schilderte ihm die Prinzessin vor, wie gut sie sich mit den Hörnern ausnehmen würde. „Jetzt warte ein wenig, sagte der Mönch, ich werde dir eine Salbe geben, mit der du die Hörner wieder wegbringen kannst. Aber dann sieh' zu, daß du deine drei Stücke wieder bekommst. Er holte eine Salbe, gab sie dem Minister und nahm Abschied von ihm. Dieser dankte lange Zeit und ging wohlgemuth in die Residenz zurück. Auf dem Wege kam er an ein Wirthshaus, in dieß ging er hinein und erkundigte sich, ob es nichts neues gäbe. „Ja neues genug," hieß es, „bei Hof sind ja Hörner gewachsen, und kein Doktor kann diese Dinge wieder fortbringen." „„Da wäre ja ich der Mann, erwiderte der Fremde. Die Hörner sollen fortgehn, wie weggeblasen."" „Ja wenn du das kannst, hieß es, dann geh nur und laß dich bei Hofe melden." Er ging und ließ dem Könige ansagen, daß ein Doktor gekommen sei, der alle Hörner flugs wegbringen könne. Wie der König das hörte, ließ er ihn sogleich zu sich kommen und bat ihn um seine ärztlichen Dienste. Der Minister packte seine Salbe aus, bestrich die Hörner des Königs und alsbald war nichts mehr davon zu sehen. Der König war herzlich froh, der unanständigen Zierde los zu sein, und rief nach seiner Gemahlin. Die Frau Königin mit dem zweizackigen Diadem trat herein und schrie vor Freude laut auf, als sie ihren Gemahl zum erstenmale wieder ohne Hörner sah. „Da ist der Mann der dich curiren kann, sagte der König. Komm und halte ihm dein Haupt hin." Die Frau Kö-

nigin lief auf den Doktor los, daß sie ihn fast mit den Hörnern niederstieß und bat ihn um seine Hilfe. Der Doktor machte nicht lange Umstände, bestrich die Hörner mit seiner Salbe und im Hui waren sie weg.

Auf den Ruf des Königs kam nun auch noch die gehörnte Prinzeß hereinstolzirt und schaute groß drein, als sie den König und die Königin auf einmal ohne Hörner sah. Sie erschrack ordentlich als sie daran dachte, daß sie jetzt die einzige gehörnte Person am Hofe sei. Sie war aber sogleich wieder getröstet, als sie der König zu dem Doktor führte, und ihr sagte, daß es dieser Mann sei, der für die Hörner helfen könne. Der Doktor griff sogleich zu seiner Salbe und schmierte die Hörner der Prinzessin damit ein. Aber o Schrecken! anstatt abzunehmen fingen die Hörner an zu wachsen und wurden um ein gutes Stück länger. Während alle vor Schrecken die Hände zusammenschlugen und zumeist die Pinzessin, lächelte der Doktor und sagte: „Königliche Hoheit müssen vielleicht ein ungerechtes Gut besitzen, weil die Salbe die verkehrten Wirkungen macht. Als die Prinzessin das hörte, wurde sie brennroth vor Scham, lief in ihr Gemach und brachte den wunderbaren Beutel. Der Doktor schob den zu sich und fieng wieder an, die Hörner einzuschmiern. Aber mein! Die Hörner fiengen wieder an zu wachsen und fuhren noch immer um ein gutes Stück in die Höhe. Da wußte sich die Prinzessin nimmer zu helfen vor Entsetzen und wollte anfangen den Doktor zu schelten. Dieser aber lächelte wieder und sagte: „Königliche Hoheit müssen noch ein ungerechtes Gut besitzen, weil die Salbe die umgekehrte Wirkung thut.“ Brennroth vor Scham lief die Prinzessin in ihr Gemach und kam alsbald mit dem

Wünschhütlein wieder. Der Doktor nahm das Hütlein zu sich und beschmierte die Hörner zum drittenmal. Die Hörner fiengen wieder an zu wachsen, wuchsen aber nicht rückwärts, sondern stiegen wieder fein langsam in die Höhe. Der Doktor aber ließ die Prinzessin nicht anfangen zu schelten und zu jammern, sondern sagte sogleich: „Königliche Hoheit müssen noch ein ungerechtes Gut besitzen, weil die Salbe die umgekehrte Wirkung thut.“ Brennroth vor Scham lief die Prinzessin in ihr Gemach und kam eiligst mit dem wunderbaren Pfeiflein wieder. Nun salbte ihr der Doktor die Hörner zum viertenmale und im Hui waren sie verschwunden. Die Prinzessin war froh, daß ich nicht sagen kann wie, und dankte wie ein Lotter. Auch König und Königin waren außer sich vor Freude und gaben ein großes Fest, das ich dir nicht beschreiben will, weil dir sonst die Zähne darnach wässern könnten.

Der Doktor war froh seine drei Stücke wieder zu besitzen und freute sich auf das gute Leben, das nun vom neuen angehen sollte. Zu seinen Brüdern wollte er nicht mehr zurückkehren, sondern die zwei Stücke, die er von ihnen geliehen hätte, ungerechter Weise für sich behalten. Dafür traf ihn aber die Strafe Gottes, denn der König fiel über ihn her, nahm ihm alle drei Stücke ab, und brachte ihn selber ums Leben.

(Mündlich bei Meran.)

Die Wette.

Büblein, wie heißest du?

„Hansele.“

Wenn du Hansele heißt, so muß ich dir schon wieder einmal ein Geschichtlein von einem Hansl erzählen. Hansl hieß ein recht dummer Bauer, der kaum fünfe zählen konnte. Dieser fuhr einmal mit seiner Kuh auf den Markt und weil das Vieh bald so langsam forttottelte, wie eine Schnecke, bald mit seinen schwerfälligen Füssen davonlief, daß der Koth aufflog, so ging dem Hansl die Geduld aus, und er brummte und fluchte und wachtelte mit seinem Stecken herum, daß ihn fast hätten die Gänse auslachen müssen. Er hatte noch einen guten Scheibenschuß bis zum Marktplatze, da er an einem Menschen vorbeikam, der eine Geis feilboth.

Hansl hörte das Angeboth und beschloß schnell einen Handel zu machen, um nur einmal die lästige Kuh*) ahnig los zu werden. „Auch schon auf, guter Freund?“ rief er. „Wollen wir etwa einen Tausch machen. Ich wollte mein Kühlele da auf den Markt treiben, — aber wenn du mir deine Geis dafür gibst, so brauch ich mir nicht viel Mühe zu machen, und ich geh wieder heim.“ Der Angeredete machte zuerst große Augen, dachte sich aber: „Eine Kuh für eine Geis, das thut sich allemahl, schob die Geis dem Hansl zu und führte dafür die Kuh nach Hause. Hansl fuhr mit der Geis seinem Heimatle zu, und es war ihm zu Muthe

*) ahnig, uhnig werden = los werden.

wie dem Vogel im Hanf, weil er ein so feines Geislein für die störrische Kuh eingehandelt hatte.

Aber alles auf der Welt dauert nicht lange, und so auch die Freude des Hansl. Die Geis fieng an, zu meckern, stellte sich dem Hansl gegenüber auf und lief dann auf ihn zu, daß sie ihn fast mit den Hörnern über den Haufen stieß. Dieser Spaß schien dem Viehe zu gefallen, und von Zeit zu Zeit bekam Hansl wieder ein paar Püffe. Das Ding wurde ihm bald zu arg, und wie ihm recht die Galle aufstieg, dachte er auch schon daran, die Geis auf gute Weise an Mann zu bringen. Wie gerufen kam eine Bäuerin aus einem am Wege gelegenen Hause, die eine ganze Heerde von Schnatter-Gänsen mit einem Stecken vor sich hertrieb.

„Guten Morgen, Weibele;“ rief Hans, „wollen wir einen Tausch machen?“ „Was willst du? schrie die Bäuerin — wenn die Vieher so schreien, daß man sein eigenes Wort nicht versteht!“ — Hans fuhr mit seiner Geis ganz nahe zur Bäuerin und ließ die Gänse schreien und pfeifen und aufhüpfen, so viel sie wollten: „Eine Gans sollst du mir geben für mein Geislein,“ schrie er der Bäuerin in's Ohr, „hast du verstanden?“

„Verstanden hab ich's jetzt wohl, antwortete die Bäuerin, aber das kann nicht dein Ernst sein.“

„Hand drauf,“ sagte Hansl, und drückte der Bäuerin recht kräftig die Hand.

„Selbst gethan, selbst haben,“ antwortete die Bäuerin, nahm die Geis und erwischte dafür dem Hansl eine Gans. Hansl ging nun seines Weges weiter, führte die Gans an einem Stricke und dachte an die guten Händel, die er heute schon gemacht hatte. Aber die

Freude dauerte kaum ein paar Augenblicke, denn die Gans hüpfte und flatterte rechts und links, den geraden Weg aber wollte sie nicht finden. Da fieng der Hansl wieder an ungeduldig zu werden, und in seinem Aerger schrie er endlich: „Wäre mir ein Pfifferling lieber, als so eine dumme Gans."

Ein Hennenmädl hatte diese Worte gehört, sprang sogleich aus dem Hause, wickelte Hennenkoth in ein Papier und lief dem Hansl damit nach.

„Heda, einen Pfifferling habe ich in dem Papiere."

„Ach einen Pfifferling, der wird dir halt um meine Gans nicht feil sein?"

„Warum denn nicht? Nur her mit der Gans; da ist der Pfifferling."

Das Hennenmädl nahm die Gans und lief in das Haus, Hansl nahm den Pfifferling, und zog seines Weges weiter. Er glaubte, was er da für ein Wunderding gekriegt habe, und war guter Dinge. Als er an ein schönes, vornehmes Wirthshaus kam, da ließ es ihn nimmer vorbei; er ging hinein und setzte sich in's Herrenzimmer.

Er war noch nicht lange bei seinem Seitel gesessen, da fiengen die Herren an herumzuschauen und herumzuriechen als ob es irgendwo nicht recht richtig wäre.

„Ist etwa der Pfifferling in meiner Tasche die Schuld?" fragte Hansl auf einmal die Gesellschaft, und zog das Wunderding hervor. Die Herren lachten laut auf, als sie den Pfifferling sahen, und sie merkten sogleich wie viel Uhr es bei dem Bäuerlein geschlagen habe. Sie hatten nun den armen Häuter für einen

Narren, und lockten ihm nach und nach die ganze Geschichte heraus.

Als er ihnen alles Stück für Stück erzählt hatte, riefen sie wie aus einem Munde: „Aber was wird denn dein Weib dazu sagen?“

„O meine Alte, die hat gewiß nichts gegen meinen Handel.“

„Aber das können wir doch nicht glauben, daß sie dich heute nicht ein wenig filzen wird.“

„Glaubt's, oder glaubt's nicht. Ich kenne mein Weibele schon.“

„Willst du wetten, daß es heute Sturm gibt, wenn du nach Hause kommst?“

„Wetten so viel ihr wollt.“

„So wetten wir hundert Gulden. Kriegst du's wenn du heim kommst, so zahlst du die hundert Gulden und sonst zahlen wir sie.“

„Ganz recht. Hand darauf!“ erwiederte Hansl und reichte jedem der Herren seine rechte Hand.

Er stand dann auf heim zu gehen, und zwei von den Herren mußten ebenfalls mit, um den Empfang bei seinem Weibe mit anzusehen.

Als Hansl mit den beiden Herren zu seinem Hause kam, fand er die Thüre gesperrt, denn sein Weib war schon in das Bett gegangen. Aber auf seinen ersten Ruf kam sie schon zur Thüre und schob den Riegel auf: „Bist du endlich da? Wie hast du das Kühlele verkauft?“

Hansl erzählte, wie er um die Kuh eine Geis eingetauscht habe, und die beiden Herren meinten schon jetzt werde das Wetter losgehen.

„Hast wohl recht gethan, — sagte die Bäuerin, — für eine Geis haben wir doch Futter genug, bei der Kuh aber hatte es immer seine liebe Noth. Hast du die Geis schon eingestellt?“

„Nein, ich habe das ungeschickte Viech ja um eine Gans umgetauscht.“

„O wie recht hast du gethan, mein Hansl. Wir haben ein leeres Bett im Hause, und jetzt können wir es doch mit Federn füllen. Aber wo hast du denn die Gans?“

„Ja, — die Gans habe ich freilich nimmer. Aber einen Pfifferling habe ich für dieselbe bekommen.“

„Nichts Besseres hättest du bringen können, mein Hansl. Heute ging ich zur Nachbarin hinüber und wollte von ihr ein Bischen Salz leihen, und denke dir, da schnarrte sie mich an und sagte: Du kommst doch um jeden Pfifferling zu mir. Jetzt braucht sie nichts mehr zu sagen, weil wir selbst einen Pfifferling im Hause haben.“

Die beiden Herren hatten bei diesem Zwiegespräche immer größere Augen gemacht und sahen jetzt wohl, daß die Wette für sie verloren sei. Sie zahlten dem Hansl die hundert Gulden und machten sich fein hübsch aus dem Staube.

Gefällt dir das Geschichtlein, Hansele?

„Ja.“

Möchtest du auch ein solcher Hansl sein?

„So dumm möcht ich nicht sein, aber die hundert Gulden kriegen von den Herren.“

(Mündlich bei Nattenberg.)

Der Vogel Phönix, das Wasser des Lebens und die Wunderblume.

Es verirrte sich einmal ein junger Ritter auf der Jagd dergestalt, daß er um alles in der Welt den Rückweg nimmer finden konnte. Von allen Seiten umstanden ihn alte Tannen, moosige Lärchen und riesige Fichten, und kein Weg und kein Steig zeigte ihm den Heimweg. Da war er gar traurig und suchte von neuem einen Ausgang, doch es war umsonst. Es begann schon Abend zu werden und die letzten Strahlen der Sonne zitterten und schoßen durch die Aeste der Bäume, daß es ein lustiges Spiel war, dann verschwanden sie. Es wurde nun im dichten Walde noch dunkler und unheimlicher. Da dachte sich der Ritter, im Walde hausen gar viele wilde Thiere, und diese werden mich zerreißen und auffressen, wenn sie mich hier finden. Er besann sich hin und her, was in seiner Lage zu thun sei. Wie er so eine Zeit lang nachgedacht hatte, fiel ihm ein auf einen Baum zu steigen, um dort zu übernachten. Er hoffte, daß er dort sicher sein werde. Gesagt gethan. Er kletterte die zunächststehende Tanne empor und immer höher und höher, bis er auf einen der höchsten Aeste droben saß, wie ein Eichhörnchen. Wie er so auf dem hohen Baume droben war, konnte er den Wald nach allen Seiten hin übersehen. Er hatte sich noch nicht lange umgeschaut, als er plötzlich ein Licht nicht gar ferne schimmern sah. Er merkte sich die Gegend, von der der Schein kam, genau, stieg dann behende vom hohen Baume herunter und wanderte dem Lichte zu. Mit seinem Schwerte

haute er sich Bahn durch das Gestrüppe und Gedörne, bis er endlich müde vor einer ärmlichen Bauernhütte, in der das Licht brannte, ankam. Er klopfte an die Thüre und bat um eine Nachtherberge. Kaum hatte er dies gethan, öffnete sich das Haus und ein altes Bäuerlein hieß ihn willkommen. Er wurde in die Stube geführt und dort von den Töchtern des Bauers gar freundlich aufgenommen. Eine davon ging alsogleich in die Küche, machte dort Feuer an und sott ihm einige Eier. Der Ritter erzählte, wie er sich verirrt habe und dann andere Jagdabenteuer, die er früher bestanden hatte. Als er das schmale Nachtessen zu sich genommen hatte, legte er sich, weil er so müde war, auf die Ofenbrücke, auf der er übernachten sollte. Er war nicht lange gelegen, als der Schlaf sich einstellte und er gar süß zu schlummern begann. Wie die drei Töchter des Bauern merkten, daß der schöne Ritter eingeschlafen sei, fiengen sie an von ihm zu reden. Da sagte unter anderm die Aelteste: „Wenn ich einen so schönen Mann bekommen würde, müßten meine Kinder werden, wie Milch und Blut.“ Die Zweite meinte, wenn sie einen so stattlichen Burschen hätte, müßten ihre Kinder lieblicher als Schnee und Wein aussehen. Da nahm die Jüngste das Wort und sprach: Bleibt mit euren Wünschen zu Hause! Wenn ich einen so prächtigen Mann bekommen würde, müßte ich Kinder kriegen so schön, wie weiß' und rothe Rosen, und ihre Haare müßten sein, wie von purem Golde!

Als sie dieses sprach, war der Ritter gerade erwacht und hörte ihre Rede. Und weil die Dirne so schön war, entschloß er sich, sie zur Frau zu nehmen. Er hielt sich aber ruhig und stille und ließ von seinem Vorhaben

Nichts merken. Am andern Tage, als die Jüngste zuerst in die Stube gekommen war, eröffnete ihr der Ritter seinen Entschluß. Das Mädchen wußte nicht, wie ihr geschah. Es blickte bald fragend den Ritter an, bald schlug es die Augen zu Boden. Als aber der schöne Herr auf seiner Rede bestand, hatte sie eine übergroße Freude und wußte nicht, was sie vor Lust thun sollte. Der Ritter theilte sein Anliegen ihrem Vater mit, und da dieser Nichts dagegen einzuwenden hatte, war die Heirath geschlossen, es mochte die beiden ältern Schwestern ärgern wie es wollte. Der Ritter nahm noch am nämlichen Tage von der Bauernhütte Abschied und kehrte mit seiner Braut auf sein Schloß zurück. Da ging es nun lustig und laut her, als die Hochzeit gefeiert wurde, daß der Traurigste hätte froh werden müssen. Der Ritter und seine schöne Frau lebten nun ein gar glückliches Leben und sie meinte oft, es könnte im Himmel nicht feiner sein, als sie es hier auf Erden hätte. — Es dauerte aber nicht lange, und das Glück wurde gestört. Der Ritter mußte nämlich in den Krieg ziehen, um das Land zu vertheidigen, und da hatte die Frau gar trübe, traurige Zeiten. Sie verging fast vor Sehnsucht nach ihrem lieben Gemahle und konnte vor Leid beinahe weder essen noch schlafen. Während der Ritter noch im Felde stand, erfüllte sich die Zeit der Frau, und sie genas zweier Kinder, eines Söhnleins und eines Töchterleins. Die Kinderlein waren aber so schön, wie rothe und weiße Rosen, und ihre Haare waren von purem Golde. Da hatte die Frau eine unaussprechliche Freude, daß ihr Wunsch so in Erfüllung gegangen war, und wollte ihrem Herrn gleich davon Nachricht geben. Sie bat deßhalb eine

Schwester, die auf's Schloß gekommen war um der Kinder zu warten, dem Ritter vom glücklichen Ereignisse zu schreiben. Diese ließ sich nicht zweimal heißen und schrieb einen Brief. Weil sie aber schon lange Zeit die jüngste Schwester um ihr Glück beneidet hatte, meldete sie dem Ritter im Briefe, seine Gemahlin habe zwei Kinder bekommen, diese hätten aber Hundsköpfe und seien so häßlich, daß sie ihm rathen müße, dieselben in's Wasser werfen zu lassen. Mit diesem Briefe sandte sie einen Boten an den Ritter. Dieser wollte anfangs, als er das Schreiben las, seinen Augen nicht trauen. Als er aber den Brief wieder gelesen hatte, und sah, daß es wirklich so heiße, war er anfangs innigst betrübt, doch bald verwandelte sich sein Schmerz in wüthenden Zorn und er gab Befehl, man solle die Kinder in das Wasser, seine Gemahlin aber in's Gefängniß werfen. Die grausame Anordnung des Ritters wurde vollführt. Die Rabenschwester ließ die zwei schönen Kinder in einen Mühlbach, und die Frau Ritterin in den Kerker werfen. Der Schmerz über diese schnöde Behandlung und die Trennung von ihren Kindern betrübten aber die gute Frau so sehr, daß sie erkrankte und in kurzer Zeit, wie todt, im Kerker gefunden wurde.

Die armen Kinder wurden vom kalten Wasser weggetragen, bis sie von einem Rechen, der bei einer einsamen Mühle stand, aufgehalten wurden. Als der Müller, der ein seelenguter Mann war, die armen naßen Kindlein sah, hatte er das größte Mitleid mit ihnen, nahm sie aus dem Wasser und trug sie in die Stube. Da sah er erst recht, wie schön sie waren, und konnte sich nicht satt an ihnen schauen. Wie er merkte, daß die

Kindlein noch am Leben seien, empfand er die größte Freude, legte sie in sein Bett und gab ihnen, als sie sich erholt hatten, zu essen und zu trinken. Er entschloß sich, die Kleinen, weil sie gar so schön waren, bei sich zu behalten und aufzuziehen. So lebten nun Brüderchen und Schwesterchen in der Mühle, wuchsen und wurden von Tag zu Tag schöner und lieber. Der Müller hatte seine Freude an ihnen und liebte sie so, als ob es seine eigenen Kinder wären, und sie hielten ihn für ihren wahren Vater und thaten Alles, was sie ihm an den Augen ansehen konnten. So ging es viele Jahre. Als die zwei Findlinge eines Abends wieder in der Stube bei dem Müller saßen, das Mädchen spann und der Knabe schnitzte, da eröffnete ihnen der Müller, daß er nicht ihr rechter Vater, sondern nur ihr Nährvater sei. Die Kinder machten, als sie dieß hörten, große Augen und wollten den Worten ihres vermeinten Vaters nicht glauben. Wie der Müller dies sah, erzählte er ihnen haarklein, wie er sie gefunden habe, und daß er trotz aller Bemühungen ihre Aeltern nicht habe auffinden können. Die guten Kinder wurden über diese Nachricht tiefbetrübt. So lieb der alte Müller gegen sie war, und so gut es ihnen in der Mühle ergangen war, so kam ihnen nun doch Alles fremd vor und sie empfanden eine große Sehnsucht nach ihrer wahren Heimath. So oft sie allein waren, sprachen sie darüber, wo wohl ihr Vaterhaus sein möchte, und nachts träumten sie davon. Diese Sehnsucht wurde nach und nach so stark, daß sie beschlossen, die Mühle und ihren Pflegevater zu verlassen und in die weite Welt zu wandern, um die Heimath aufzusuchen. Der Müller mahnte sie anfangs von ihrem

11

Beginnen ab, als er aber sah, daß sie sich von ihrem Vorhaben nicht abwendig machen ließen, gab er ihnen seinen Segen, gute Lehren und ein Säcklein mit Lebensmitteln mit auf die Wanderung. Sie zogen nun aus und gingen, weil ihnen der Müller erzählt hatte, daß er sie im Mühlbache gefunden habe, bachaufwärts. So waren sie schon lange gegangen und hätten von ihrer Heimath und ihren Aeltern keine Spur entdeckt. Da kamen sie eines Abends müde und matt zu einer großen, großen Stadt, und vor dieser stand ein prächtiges Schloß mit einem schönen Thore und hohen Thürmen.

„Schau es will schon Nacht werden, sprach das Mädchen, und ich bin so müde, daß ich fast keinen Fuß mehr auferhebe!“ — Das Bübchen antwortete: „Ich bin auch müde und dazu hungerig. Geh, schauen wir, daß wir im Schloße hier über Nacht bleiben können.“—

Sie gingen nun zum Burgthore und baten dort um eine Herberge. Dem Thorwart, der sonst ein mürrischer, griesgrämiger Kauz war, gefielen die bildschönen Kinder so, daß er sie einließ und ihnen freundlichen Bescheid gab. Der Ritter hatte an den Kindern sein Wohlgefallen und fühlte sich, ohne zu wissen warum, zu den Kleinen hingezogen. Er sprach lange und viel mit ihnen, ließ sie gut bewirthen und wünschte ihnen eine gute Nacht. Da waren Brüderchen und Schwesterchen seelenvergnügt und suchten, nachdem sie sich satt gegessen hatten, ein warmes Nestchen, worin sie gar gut schliefen und allerlei zusammenträumten. Als der Tag schon vorgeschritten war, erwachten die Zwillinge, nahmen ihr Frühstück und wollten dann weiter gehen, ihre Heimath aufsuchen. Bevor sie jedoch weiter wanderten, gingen sie zum Ritter,

um ihm für die Nachtherberge zu danken. Dieser empfieng sie sehr freundlich und fand die Kinder so lieb, daß er sie nicht weiter ziehen ließ. „Bleibt nur noch eine Zeit lang bei mir, sprach er, und es soll euch Nichts abgehen.“ Den Kindern gefiel dieser Antrag und sie entschloßen sich bald, in dem Schloße zu bleiben. So freundlich aber der Ritter war, so ungünstig war seine Wirthschäfterin. Diese hatte gegen die fremden Bälge, wie sie die zwei Kinder nannte, die größte Abneigung und wollte sie selbst durch Gewalt aus dem Wege räumen. Sie gab ihnen nur böse Worte, stieß sie hin und wieder, so oft der Ritter es nicht sah, und begegneten ihnen auf die liebloseste Weise. Als sie sah, daß die Kinder trotzdem im Schloße blieben und keine Miene machten sich zu entfernen, suchte sie durch List den Knaben, der ihr am meisten zuwider war, zu verderben. Sie that ihm nun schön, gab ihm gute Worte und schmeichelte sich bei ihm ganz und gar ein. Der gute Knabe ahnte nicht Böses, nahm alle ihre Liebkosungen für baare Münze und war ihr in allem willfährig.

Da sprach sie eines Morgens zu ihm: „Du könntest mir eine große Freude machen, wenn du mich wirklich gern hast.“ Der Knabe fragte sie, was er thun sollte, und sie antwortete: „Wenn du in den Wald hinaus giengest, den Vogel Phönix zu holen, wärest du der bravste Bursche auf der Welt.“ Dies sagte sie, weil sie wohl wußte, daß es dem Burschen unmöglich sein werde, und weil sie hoffte, der Knabe werde im Walde, der von wilden Thieren wimmelte, zerrissen und aufgefressen werden.

Der Knabe nahm seine Juppe und seinen Strohhut

und ging guter Dinge in den finstern Forst hinaus. Er war voll Freude und sah auf jeden Baum hinauf, in der Meinung, es könnte drauf der Phönix nisten. So war er schon eine gute Strecke gewandert und der Wald wurde immer dichter. Uralte Bäume standen so dicht, daß ihre bemoosten Aeste ineinander griffen und undurchdringbare Gehäge bildeten. Da war guter Rath theuer und dem Knaben fiel das Herz in die Hosen. Er fieng an sich zu fürchten und wußte nicht mehr wo an und wo aus. Wie er so rathlos dastand, kam ein Fuchs dahergeschlichen, der einen ellenlangen Schweif nachzog und gar pfiffig darein schaute. Als er ganz in die Nähe des Knaben gekommen war, fieng er an zu reden, und sprach: „Ich weiß wohl, du willst den Vogel Phönix. Wenn du aber mir nicht folgest, so wirst du den Wundervogel nie bekommen.“ Der Knabe konnte sich über den redenden Fuchs nicht genug verwundern, und ihm kam die ganze Sache nicht geheuer vor; doch folgte er dem Fuchse, der sich oft nach ihm umsah. Als sie so eine Strecke schweigend fortgewandert waren, kamen sie zu einem ungeheuern Strome, der hoch und wild einherging.

„Da drüben hat der Phönix sein Nest,“ sprach der Fuchs, als sie am Ufer standen. „Da hinüber mußt du, obwohl keine Brücke ist. Doch das macht nichts, wenn du nur Muth hast. Hänge du dich nur an meinen Schweif und halte an ihm fest, dann sollst du glücklich hinüberkommen. Läßt du aber den Schweif los, wirst du unrettbar verloren sein.“ Der Knabe hängte sich nun an den Schweif des Fuchses, und dieser sprang in den Fluß hinein und schwamm lustig durch das Wasser. Ehe man's

erwartet hätte, standen beide, freilich durchnäßt wie eine getaufte Maus, am jenseitigen Ufer. Da ragte ein steiler Felsen empor und daran hieng, wie hinauf geklebt, das Nest, aus dem drei junge Phönixe herausguckten. „Siehst du, sprach der Fuchs, das Nest dort oben? — Da mußt du nun hinauf und von den drei Jungen dasjenige holen, das in der Mitte ist. Würdest du aber ein anderes erwischen, müßtest du sterben.“ Der Knabe kletterte nun hinauf, wie eine Spinne, packte den bezeichneten Phönix und brachte ihn glücklich herunter. Nun ging es an die Rückfahrt. Der Knabe hängte sich wieder an den Schweif des Fuchses und dieser schwamm wieder durch das wilde Gewässer an's Ufer. Dann geleitete er den Knaben durch den wilden Wald bis zum Felde, und erst hier verließ er ihn. Dem Burschen war jetzt katzenwohl, weil er das Schloß wieder sah und er eilte mit der größten Freude auf dasselbe zu. Als er daselbst angekommen, lief er jubelnd zur Frau und gab ihr den Phönix. Diese nahm den Vogel an, lächelte und lobte den Burschen, obwohl ihr Herz vor Gift und Galle schwoll.

Nachdem ihr der erste Versuch, den Knaben zu verderben, mißlungen war, sann sie einen neuen Plan aus, seiner los zu werden. Dazu bot sich bald eine Gelegenheit. Der Graf wurde krank, so schwer, daß der herbeigerufene Doktor die Sache sehr bedenklich fand. Er zuckte die Achseln, räusperte sich und sprach sich endlich dahin aus, dem Kranken könne nur durch das Wasser des Lebens geholfen werden. Die böse Wirthschäfterin ging nun zum Knaben und trug ihm auf, das Wasser des Lebens zu holen. Sie wußte wohl, mit wie vielen Gefahren und Beschwerden dies Geschäft verbunden sei und hoffte

deßhalb, daß der Knabe darob zu Grunde gehen werde. Der Knabe war guter Dinge und machte sich gleich auf die Füße, um in der Ferne das Wasser des Lebens aufzusuchen. Er ging wieder in den Wald und dort immer weiter gegen Sonnenaufgang. Als er schon eine gute Strecke gegangen war, begegnete ihm wieder der Fuchs und fragte ihn: „Wohin gehst du?“

„Ich muß das Wasser des Lebens holen, erwiderte der Knabe, denn der Graf ist sterbenskrank.“

„Da hast du eine halsbrecherische Arbeit, versetzte der Fuchs. Doch sei getrost; denn wenn du mir folgst, soll es gut enden.“ Der Fuchs ging nun voraus und der Knabe folgte. Drei lange Tage wanderten sie ohne ein Wörtchen zu reden durch den stockfinstern Wald. Da begann sich endlich das Dickicht zu lichten und sie sahen vor sich einen Teich. Da sprach der Fuchs: „Dieser ist der Teich des Lebenswassers, daraus mußt du schöpfen. Ein Drache bewacht aber das Wasser und diesen müssen wir täuschen. Ich werde ihn necken, bis er mich verfolgen wird, und dann mußt du, sobald er mir nacheilt, bei Handen sein, das Wasser schöpfen und dich flüchten; denn würde er dich erreichen, so wärst du ein Kind des Todes.“

Der Fuchs ging nun verabredeter Weise voraus und näherte sich dem Drachen, der sich am Gestade sonnte. Sobald die wilde Bestie den Fuchs sah, fuhr sie auf ihn los und verfolgte ihn auf das Hitzigste. Der Knabe schlich sich indessen zum Teiche, füllte sich den Krug schnell mit Wasser und eilte über Stock und Stein auf der andern Seite davon. Er war noch nicht lange gelaufen, da kam ihm der Fuchs nach, und führte ihn aus dem finstern

Walde. Wie sie am Ende des Forstes waren, nahm der Fuchs Abschied, sagte jedoch, daß sie sich bald wieder sehen werden. Der Knabe eilte nun auf das Schloß, wo der todkranke Graf schon in den letzten Zügen lag. Er röchelte schon und seine Augen waren fast gebrochen. Man gab ihm nun vom Lebenswasser ein, und sieh! Kaum hatte er einen Tropfen davon auf die Zunge gebracht, so sprang er gesund aus dem Bette und fühlte sich stärker und besser, als jemals. — Der Graf hatte seitdem den Knaben noch lieber und hielt ihn wie seinen Augapfel. Das ärgerte die Schwester der verstorbenen Gräfin noch mehr und sie beschloß auf's Neue den Knaben zu verderben. Sie schmeichelte ihm mehr als je, liebkoste ihn und gewann ihn ganz. Da sprach sie eines Tages zu ihm: „Wenn du mir die schönste Blume in der Welt holtest, würdest du mir die größte Freude machen und ich würde dich noch lieber haben als jetzt.“ Sie dachte sich aber, wenn ich ihn um die schönste Blume in der Welt schicke, dann weiß Gott wie weit er gehen wird, und sicherlich wird er nicht mehr zurückkehren. Der Knabe nahm die Rede der Frau für baare Münze, griff zu seinem Stocke und machte sich auf, die schönste Blume in der Welt zu suchen. Er ging wieder in den dunkeln Wald hinaus, wo der Fuchs auf ihn schon wartete. „Wohin geht heute dein Weg?“ fragte er den Knaben. Dieser antwortete: „Ich soll die schönste Blume auf der Welt holen und weiß nicht, wo sie zu finden ist.“ —

„Da hast du keine leichte Aufgabe, versetzte der Fuchs, denn sie ist gar weit weg von hier. Wenn du sie erreichen willst, so mußt du dich auf mich setzen, denn sonst würdest du vor Mattigkeit erliegen, ehe du zur Blume kommst.“

Der Knabe ließ sich den Rath nicht zweimal geben, — schwang sich auf den Fuchs und ritt so schnell fürbaß, wie auf dem besten Reitpferde. In Eile ging es über Stock und Stein, Distel und Dorn und die Bäume alle schienen rückwärts zu laufen. Nachdem er lange, lange Zeit im Saus fortgeritten war, kamen sie zu einem großmächtigen Fluße. Da stieg der Knabe ab, hängte sich wieder dem Fuchs an den Schwanz und schwamm so an das jenseitige Ufer wie früher. Dann ging es wieder querfeldein, bis man zu einem zweiten Fluße kam, da stieg der Knabe wieder ab, hängte sich dem Fuchs an den Schwanz und schwamm an das jenseitige Ufer. Als sie dort angekommen waren, ging es wieder querfeldein, bis sie zu einem dritten Fluße kamen, der viel breiter und tiefer, als die zwei früheren, war. Er stieg wieder ab und übersetzte das Wasser wie früher. Als sie wieder das jenseitige Ufer erreicht hatten, kamen sie zu einem Baume, der gar hoch und schön war. An ihm hiengen drei Blumen, die in schönster Blüthe standen und so schön waren, daß man sich nichts Schöneres denken kann. Wie der Knabe ganz geblendet von der Pracht der Blumen dastand und sie in einemfort angaffte, sprach der Fuchs: „Siehst, wir sind nun an der Stelle. An diesem Baume sind die schönsten Blumen der Welt. Steige nun hinauf und hole dir eine herunter. Nimm aber nicht die größte und schönste, denn ihre Blätter würden bald abfallen; auch nimm nicht die kleinste, denn diese würde bald verwelken.“ Der Knabe kletterte nun rasch den Baum empor und pflückte die Blume, die ihm bezeichnet war. Froh stieg er dann vom Baume und trat den Rückweg an. Das war ein saueres Stück Arbeit. Es mußten wieder die

drei großen, breiten Flüße durchschwommen und der lange beschwerliche Ritt über Stock und Stein gemacht werden. Der Knabe war aber deßungeachtet guter Laune, denn er brauchte nur die prächtigste Blume anzublicken und es lachte ihm das Herz im Leibe. Nachdem er sieben Tage geschwommen und geritten war, kamen sie endlich an das Ende des Waldes zurück. Da stieg der Knabe ab, dankte dem guten Thiere und nahm von ihm Abschied. Der Fuchs sprach auch ein Lebewohl, sagte, daß sie sich in kurzer Zeit wieder sehen werden und verschwand im Walde.

Der Knabe machte nun hurtige Füße und eilte auf das Schloß, daß der helle Schweiß ihm über die Wangen rann. Jubelnd sprang er zur Frau und brachte ihr die schönste Blume von der Welt. Diese hatte aber keinen kleinen Schrecken, als der Bube heil und gesund zurückkam. Eine desto größere Freude hatte aber der Graf, als er den so herzlich geliebten, guten Knaben, den er schon verloren glaubte, wieder sah. Er herzte und küßte ihn und ließ ihm zu essen und zu trinken bringen, was der Tisch nur zu tragen vermochte. Als der Knabe sich gestärkt und ausgeruht hatte, da führte ihn der Graf mit sich auf sein Zimmer, nahm ihn dann bei der Hand und sprach zu ihm: „Du bist mein größter Wohlthäter, denn du hast mir das Leben gerettet. Ich will nicht undankbar sein und dir deine That gräflich belohnen. Wenn du mir noch ein Räthsel, das ich dir geben werde, lösen kannst, so werde ich dich zu meinem Erben einsetzen, und deine Schwester zu meiner Frau machen." Wie der Phönix, der in einem gar prächtigen Vogelhause sich im Zimmer befand, dies hörte, fieng er zu singen an:

„Gib nur dem Sohn das Gut,
Doch heirath nicht dein eignes Blut!“

Der Gesang des Phönix wurde aber nicht beachtet, und der Knabe verlangte die Aufgabe zu hören. Als der Junge auf seinem Begehren bestand und nicht nachgab, sprach der Graf: „Binnen drei Tagen sollst du mir sagen, warum ich so traurig bin“ — Die Frage kam zu unerwartet, und der Knabe wußte sich keinen Rath. Zwei Tage lang sann er umsonst auf die Lösung dieser Frage und konnte keine Antwort finden. Als er keinen Rath wußte, erinnerte er sich an den Fuchs und lief alsbald in den Wald hinaus. Er war noch nicht weit gegangen, als ihm der Fuchs begegnete. Er grüßte ihn und legte ihm das Räthsel, so ihm der Graf aufgegeben, vor. Darauf antwortete der Fuchs: „Sage dem Grafen, ihm mache die Sorge, daß er seine Frau zu voreilig verurtheilt habe, so schwermüthig.“ Dann nahm er von dem Knaben Abschied, legte die Vorderfüße auf dessen Schultern, beleckte ihm den Mund und bat ihn, recht bald wieder zu kommen. Der Knabe versprach ihm dieses hoch und theuer, und dann trabte das Thier in den Wald zurück. —

Der Knabe eilte auch auf das Schloß zurück und lief stracks zu dem Grafen. „Kannst du nun dein Räthsel lösen?“ forschte der Graf. „Ja,“ antwortete der Knabe. „Die Sorge, daß ihr die Frau zu voreilig verurtheilt habt, macht euch so trüb und schwermüthig.“ Als der Graf dies gehört hatte, fühlte er tief, daß der Knabe die reinste Wahrheit gesagt habe und sprach zu ihm: „Du hast Recht, und bist ein so kluges Kind, daß man keines deines Gleichen finden kann. Du sollst deßhalb mein

Erbe sein, und deine Schwester will ich als meine Braut zum Altare führen.“ Der Phönix war wieder im Zimmer und hörte diese Worte. Da begann er wieder zu singen.

„Gib nur dem Sohn das Gut,
Doch heirath nicht dein eig'nes Blut!“

Wie der Graf dies hörte, war er nicht wenig überrascht, denn es schien ihm gar absonderlich, daß ein Vogel sprechen könnte. Er staunte noch lange und fragte endlich den Knaben, wie er zu diesem Wundervogel gekommen sei. Dieser erzählte ihm, wie er auf Befehl der Schloßfrau habe den Vogel holen müssen und welche Abentheuer er auf dieser Fahrt bestanden habe. Da kam dem Grafen dies Alles und die Rede des Vogels so wunderlich vor, daß er auf der Stelle seine Schwägerin zu sich kommen ließ, und ihr den Vorgang mit dem Vogel erzählte. Als sie die Reime, die der Phönix gesungen hatte, hörte, war sie sehr betroffen, und ward bald roth wie Gluth, bald bleich wie Wachs. Sie glaubte, ihre Frevel seien verrathen, fiel vor dem Grafen auf die Kniee und bekannte ihm Alles, was sie verschuldet hatte.

Es schien nun sonnenklar, daß der Knabe und das Mädchen die Kinder des Grafen seien. Dieser umarmte seine wiedergefundenen Lieben, drückte sie an seine Brust, küßte und liebkoste sie. Dabei weinte er so sehr vor Freuden, daß eine Thräne die andere schlug. — Nachdem die erste Freude des Wiedersehens vorüber war, ging der Graf ernst und feierlich auf seine Schwägerin zu und sprach das Todesurtheil über sie aus, das auch alsbald vollzogen wurde. —

Der Graf und seine Kinder lebten nun glücklich beisammen. Da dachte eines Tages der junge Graf wieder

des Fuchses, dem er all sein Glück zu verdanken hatte. Er nahm nun Hut und Geschoß und ging in den Wald, um dort seinen Wohlthäter aufzusuchen. Er war noch nicht lange gegangen, als ihm der Fuchs schon entgegenkam, ihm die Hände leckte und recht freundlich that. Der Fuchs ging wieder als Wegweiser voraus und der junge Graf folgte ihm. Es ging weit, weit in den Wald hinein, bis sie zu einer schönen grasgrünen Wiese kamen. Da machte der Fuchs plötzlich Halt und sprach mit bittender Stimme: „Ich habe dir schon viel Gutes erwiesen, nun thue auch mir Etwas zu Dank." — Wie der junge Graf dies hörte, war er gleich bereit, alles, sei es auch noch so schwer, für seinen Wohlthäter zu thun, und fragte ihn, was er wolle. Da antwortete der Fuchs: „Ich bitte dich bei allem, was dir heilig ist, schlage mich todt!" —

Der Graf war über diese unerwartete Rede gar betroffen und sprach: „Wie sollte ich das thun und dich, dem ich Alles verdanke, tödten können?" —

Der Fuchs stand aber von seinem Begehren nicht ab, und bat inständig, er möchte ihn doch erschlagen. — Da konnte der Grafensohn nicht länger den Bitten widerstehen, nahm sich ein Herz, ergriff in Gottesnamen einen Prügel und versetzte mit abgewandtem Gesichte dem Thiere einen Schlag auf den Kopf. —

Kaum hatte er dies gethan, so hörte er einen Freudenschrei und als er umsah, erblickte er eine bildschöne Frau vor ihm. Sie eilte mit offenen Armen auf ihn zu, umarmte, küßte und herzte ihn, daß es eine Lust war. Wie er dastand und nicht wußte, wie ihm geschah, und er große Augen darob machte, öffnete sie den Mund und

sprach: „Lieber Sohn, wie sollte ich dir genug meinen Dank und meine Freude ausdrücken können! Du bist es ja, der mich von der Verwünschung meiner bösen Schwester befreit hat.“ —

Dem Grafen war nun Alles klar, und als er seine erlöste Mutter vor sich sah, kannte er kein Maaß des Glückes mehr, er weinte vor Freude und in seinem Herzen schlug und pochte es, wie in einer Schmiede. Nachdem die erste Freude vorüber war, dachten sie erst an die Ihrigen. Froh eilten sie dann dem Schloße zu, wo sie den Grafen und die Grafentochter im Garten fanden. Da hättest du die Freude sehen sollen, als der edle Herr seine todtgeglaubte schöne Frau wieder sah und in seine Arme schloß! — Da gab es nun ein Fest, wie seit Menschengedenken keines gefeiert worden ist. —

Seitdem lebte die Grafenfamilie glücklich beisammen, theilte Freude und Wohl, bis sie der Tod nach langer, langer Zeit schied.

(Mündlich aus Obermiemingen.)

Die Schlange.

Vor alter Zeit, da noch das Schloß auf dem Hügel droben stund, lebte in demselben ein Graf mit seiner Hausfrau. Sie hatten Güter in Hülle und hätten das glücklichste Paar sein können, wenn ihnen nicht ein Kind und der häusliche Friede gefehlt hätten. Vom frühesten Morgen bis spät Abends zankten und haderten Graf und Gräfin und er hieß seine Frau nie anders, als die hale *)

*) hal = glatt, schlüpfrig.

Schlange. So war es viele lange Jahre gegangen und der Graf war noch schlimmer als je, als seine Frau endlich wider Erwarten in die Hoffnung kam. Da ward der schlimme Herr freundlicher und freute sich ob des künftigen Erben. So ging es viele Wochen lang fort und man meinte, es sei der Friede für immer in das Schloß eingekehrt, als es schlimmer wurde als je; denn die Gräfin wurde, als die Wochen vorüber waren, einer Schlange entbunden. Als sich der Graf in seiner süßen Hoffnung so bitter getäuscht sah, war er erboster als jemals. Er tobte und wüthete wie ein wildes Vieh, schalt seine Frau eine böse Hexe, die mit dem Teufel im Bunde stehe, und wollte die Schlange ohne Weiteres tödten. Da bat die Gräfin so lange und so innig, daß er ihr Kind am Leben lasse, damit sie wenigstens sehe was daraus werde, bis er endlich nachgab und die Schlange nicht tödtete. Er blieb aber seitdem immer böse und kümmerte sich weder um Weib noch um Kind und ging seine Wege. Die Gräfin hatte aber die Schlange so lieb, als ob es der schönste Knabe wäre, und stand Tag und Nacht an der Wiege. Der Wurm aber wuchs und wuchs, und die Gräfin hatte ihn noch lieber und pflegte ihn als ihr eigen Kind. So ging es zwanzig Jahre hindurch und die Schlange war noch nie aus ihrer Kammer gekommen. Als sie zwanzig Jahre alt geworden und die Gräfin eines Abends bei ihr in der Kammer saß, öffnete die Schlange plötzlich ihr Maul und fieng zu sprechen an.

„Liebe Frau Mutter!“ sprach sie, „ich bin nun zwanzig Jahre alt und möchte heirathen; deßhalb bitte ich euch, daß ihr mir um eine Braut umsehet.“ Die Gräfin war nicht wenig erstaunt, als sie ihr Kind sprechen hörte,

und noch mehr über das, was es gesprochen. Sie versprach ihm seinen Wunsch zu erfüllen und suchte für ihre Schlange eine Braut. Allein das war ein schweres Kuppeln, denn es mochte eine Dirne noch so heirathszerrüttet sein, so wollte sie von einer solchen Versorgung nichts wissen. Die Schlange wiederholte tagtäglich ihre Bitte und die Gräfin sah sich immer ängstlicher um eine Braut für ihr Kind um, konnte aber keine auftreiben. Da kam ihr das Hennenmädl, das ein gar liebes, folgsames Kind war, in den Sinn und sie dachte, dieses werde gewiß darauf eingehen und es für ein Glück schätzen, wenn sie Frau Gräfin werden könne. Daran hatte sich aber die Frau Mutter verrechnet, denn das Hennenmädl wollte, als ihr der Antrag gestellt wurde, ganz und gar nichts davon wissen. Das Mädchen meinte, es werde, wenn es brav sei, wohl auch sonst durch die Welt kommen, und es könnte die Schlange doch nicht gerne haben. Es wolle lieber ein armes Hennenmädl bleiben und schwarzes Brot essen, als an der Seite eines so unheimlichen Thieres das reichste Leben führen. Wie die Gräfin dieses hörte, ward sie böse auf das arme Mädchen und sprach: „Wenn du dein Glück verschmähest, werde ich schon eine andere finden.“ — Das hatte aber seine Zeit und die Gräfin mußte überall, wo sie für ihr Kind warb, mit langer Nase abziehen. Als sie dies sah, wandte sie sich wieder an das liebe, fromme Hennenmädl und gab ihm viele schöne, süße Worte: „Sei doch nicht so dumm und steh nicht selbst deinem Glücke im Wege,“ redete sie ihr zu. „Wenn du mein Kind heirathest, wirst du Gräfin und bist für dein Lebetag aufgehoben. Was hast du denn, wenn du so bleibst, für

war die Gräfin froher Dinge und wünschte dem Brautpaare Glück. Die Schlange zeigte sich auch munter und die Braut liebkoste sie, daß man sich darüber wundern mußte. Indessen war es Abend geworden und am Himmel zogen die Sterne herauf. Da nahm die Gräfin von ihren Kindern Abschied und ließ sie allein. — Als die Schlange sich mit ihrer Braut allein im Zimmer sah, sprach sie: „Zieh dich aus.“ Da erwiderte die Braut: „Zieh du dich zuerst aus.“ Die Schlange schien über diese Antwort froh zu sein und schälte sich alsogleich eine Haut ab. Dann sprach sie wieder: „Zieh dich aus.“ Die Braut entgegnete: „Zieh du dich zuerst aus;“ und die Schlange zog wieder eine Haut aus. Dann sprach sie wieder: „Zieh dich aus“; die Braut antwortete aber wieder, wie die zwei ersten Male. So geschah es siebenmal und als die Braut zum siebenten Male gesprochen hatte: „Zieh du dich zuerst aus,“ da zog die Schlange die siebente und letzte Haut ab und siehe — anstatt der Schlange stand ein so wunderschöner Jüngling vor ihr, daß sie nie einen schönern Ritter gesehen hatte. Er flog auf sie zu, umarmte und herzte sie und nannte sie seine liebe, liebe Braut und seine Erlöserin. Dann bestiegen sie das hohe Brautbett und schliefen gar selig, bis der Morgen graute und es im Schloßhofe laut wurde. —

Als der Tag angebrochen war und das schöne Paar aus der Kammer trat, stand die Gräfin schon an der Thüre; denn es wunderte sie sehr, wie die Brautnacht vorübergegangen sei. Wie groß war da ihr Staunen, als sie anstatt der häßlichen Schlange den schönsten Mann sah! — Sie konnte Anfangs fast nicht ihren

Augen klauen. Als der schöne Ritter aber sie Mutter nannte und ihre Hand küßte, da sah sie ein, daß er wirklich ihr umgewandelter Sohn sei, und kannte keine Gränzen der Freude.

Es wurde nun die Hochzeit gefeiert, bei der es so laut und lustig zuging, wie im ewigen Leben. — Doch dauerte das Glück nicht immer. Wenn die alte Gräfin ihren Sohn betrachtete und sah, wie schön er war, da schien ihr, er sei für das Hennenmädel schade, und sie beneidete ihre Schwiegertochter um ihren Mann. Sie wurde immer verstimmter und neidischer, so, daß sie ihrem Sohne zuredete, er solle seine Gemahlin verstoßen. Der junge Graf aber, der seine Frau zärtlich liebte, hatte keine Ohren für die Rathschläge seiner Mutter und blieb seiner Frau treu. Als die alte Gräfin ihm wieder anlag und ihn durchaus bewegen wollte, seine Frau zu verstoßen, sprach er: „Meiner Gattin verdanke ich meine Erlösung, und deßhalb werde ich ihr immer dankbar und treu bleiben."

Seit dieser Rede sah die Gräfin ein, daß ihre Rathschläge umsonst seien und machte zu dem übeln Spiele ein gutes Gesicht. Das junge Ehepaar lebte noch lange, lange Zeit recht glücklich. (Mündlich aus Absam.)

Der Stinkkäfer.

Vor langer, langer Zeit lebte ein armer Knabe, der eine gar böse Stiefmutter hatte. Sie war so herbe, daß er ihr nichts recht machen konnte und alle Tage Schelt-

worte und Schläge bekam. Einmal gab sie dem guten, armen Kinde einen großen Korb und sprach: „Mach' dich, kleiner Darm, gleich in den Wald hinaus und klaube Moosbeer, und bringst du den Korb nicht voll zurück, so sollst Schläge bekommen, daß dir die Rippen krachen.“ —

Der arme Bursche nahm den Korb und lief mit weinenden Augen in den grünen Wald hinaus, denn er sah wohl, daß er, wenn er zehn Hände statt einer hätte, so viele Moosbeere nicht pflücken könnte und fürchtete sich vor den gedrohten Schlägen gar sehr. Im Walde kroch er von einer Staude zur andern, und pflückte nach Leibeskräften. Allein er sah nur immer deutlicher, daß er den Korb nicht werde voll machen können. Er hatte schon einige Stunden gearbeitet und die Sonne brannte gar heiß nieder. Da fieng der Knabe an schläfrig zu werden vor lauter Hunger und Müdigkeit. Er sank ermattet in das Moos und fieng an zu schlafen, daß es eine Lust war. Die Sonne wollte schon Abschied nehmen, als der Knabe seine Augen aufschlug und mit Schrecken sah, daß es schon Abend sei. Um wie viel größer war aber sein Schrecken, als ein winziges Männlein in einem grünen Röcklein vor ihm stand und ihm mit seinen kleinen stechenden Augen fest und steif in's Gesicht schaute. Als der Zwerg den Knaben so erschrocken sah, redete er ihm freundlich zu und fragte ihn, was er hier mache.

„Ja ich muß hier Moosbeere klauben, den ganzen Korb voll, erwiederte stotternd der Knabe, und wenn er nicht voll wird, bekomme ich Schläge, denn die Mutter ist gar so herb mit mir.“ „Sei getröstet,“ sprach das

Männlein, und fieng an Moosbeere zu pflücken, daß der Korb im Augenblicke voll war. Dann gab er dem Knaben ein Schächtelchen mit den Worten: „Du bist ein braver Bub; bleibe so und es soll dir nichts Uebles zustoßen. Nimm das Schächtelchen, doch öffne es erst in der größten Noth, wenn du sonst keinen Ausweg mehr siehst, und es wird dir geholfen werden.“ Der Knabe versprach es dem alten Männlein, griff freudig nach dem Schächtelchen und dankte dafür, wie brave Kinder es thun. Kaum war dies geschehen, so war das Waldmännlein auch verschwunden. Der arme Bursche steckte das Schächtelchen behutsam ein, nahm den vollen Korb auf den Rücken und wanderte froher, als je, seiner väterlichen Hütte zu, denn er hatte ja einen Helfer in seiner Tasche. Als er müde und vom Schweiße triefend heim kam, stand seine böse Stiefmutter schon auf der Thürschwelle und wollte ihn mit Scheltworten empfangen. — Wie sie aber den vollen Korb sah, bekam sie Respekt vor dem Buben und machte zum sauren Spiele ein süßes Gesicht. Seit diesem Tage quälte sie den Knaben nicht mehr so sehr und gab ihm oft freundliche Worte. In der That haßte sie das arme Kind doch, wie früher, und wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, sich seiner loszuschlagen. Der Knabe hatte nun glückliche Tage und sah wohl oft, wenn er allein war, das Schächtelchen an, öffnete es aber nie, denn er hatte dieses ja dem Männchen versprochen, und Hilfe war ihm auch gerade nicht nöthig. So ging es einige Wochen. Da kam einmal ein unbekannter Mann in's Dorf und dieser hatte ein gar wunderliches Pfeiflein. Wenn er damit pfiff, mußten ihm alle Kinder, die nicht gesegnet waren, nachlaufen, und

niemand konnte sie mehr von dem geheimnißvollen Pfeifer befreien. Wie der Hansl das Pfeiflein hörte, schoß es ihm auch in die Füße, daß er mitlaufen mußte, denn die böse Mutter hatte ihn absichtlich nie gesegnet. Der Mann ging pfeifend voraus, ein großer, großer Haufen ungesegneter Kinder folgte ihm. Der Zug ging durch das Dorf dem Walde zu, wo ein kahler, grauer Berg aufragte. Als sie bei diesem angekommen waren, that der Mann einen lauten Pfiff und der hohle Berg öffnete sich. Die armen Kinder mußten in den finstern Schacht hinein und hinter ihnen schloß sich polternd die Oeffnung des Felsens. Da hättest du die armen Kinder sehen sollen! — Von aller Welt verlassen befanden sie sich im stockfinstern Berggewölbe, wohin nie ein Sonnenstrahl drang, und wußten nicht, was mit ihnen geschehen werde. Sie weinten und jammerten, daß es ein steinernes Herz hätte rühren mögen; doch alles war umsonst.

So ging es drei Tage und drei Nächte, und Hansl weinte und klagte mit den übrigen Kindern. Am vierten Tage fiel ihm endlich ein, daß er ja das Schächtelchen noch ungeöffnet bei sich habe und daß ihm dieses vielleicht helfen könnte. Gedacht, gethan! — Mit der größten Vorsicht nahm er das Geschenk des Zwergleins aus seinem Sacke und öffnete es behutsam. Wie fühlte er sich aber in seinen Erwartungen getäuscht, als er bemerkte, daß ein ganz gewöhnlicher Stinkkäfer aus demselben hervorkroch, der endlich summend und brummend aufflog und bald da, bald dort surrend anprallte. So war er längere Zeit herumgesurrt, als er sich auf den Boden niederließ, die Erde aufwühlte, und endlich ein kleines, kleines Schlüsselein fand, das er dem Hansl

brachte. Diesen war darüber nicht wenig erfreut, nahm das Schlüsselchen und tastete an allen Ecken und Wänden herum, um ein Schlüsselloch zu finden. Er hatte wohl schon lange herum gesucht, als er endlich ein klein winziges Schlößlein fand, in das der Schlüssel gerade paßte. Er steckte ihn an, rieb ihn um und es sprang eine bisher nicht bemerkte Pforte auf. Welche Freude hatten da die armen Kinder, als das goldene Tageslicht in den hohlen Berg fiel und sie einen Ausgang sahen. Froh und munter eilten sie der Thüre zu, und in das Freie. Da war aber eine ihnen ganz unbekannte Gegend, die sich durch Schönheit und Anmuth auszeichnete, fette Wiesen und kühle Wäldchen mit riesigen Eichen und Buchen, und zwischendurch rieselten und murmelten spiegelklare Bächlein. Die schönsten Blumen hoben ihre bunten, duftenden Kelche empor und die prachtvollsten Schmetterlinge flatterten durch die laue, würzige Luft. Die Kinder kannten nun kein Ende der Freude und das eine lief dahin, das andere dorthin. Hansl, der seinen Stinkkäfer wieder in das Schächtelchen gesteckt hatte, ging allein auf einem Steige, der sich durch ein Wäldchen schlängelte, fort und dachte nach, was er nun anfangen sollte, denn er hatte gar wenig Lust, wieder nach Hause zurück zu kehren. Als er eine gute Strecke gegangen war, sah er plötzlich ein großes, prächtiges Schloß vor sich stehen. Es ragte mit seinen hohen Thürmen und Zinnen hoch über die riesigen Bäume empor, die es umgaben. Um das Gebäude zog sich ein herrlicher Garten mit grünen, stolzen Bäumen, glühenden Blumen und rauschenden Springbrunnen. Hansl konnte sich lange nicht an all dieser Pracht und Herrlichkeit

zu sehen. Als er alles lange Zeit angegafft hatte, dachte er sich, ich muß doch schauen, wie es drinnen ausschaut. Er suchte nun einen Eingang, aber all sein Suchen war vergebens, denn nirgends fand er eine Thüre oder ein Gitter. Er ging noch einmal um das Schloß herum und konnte gar nicht begreifen, wie man ein Haus ohne Aus- und Eingang bauen konnte. Wie er so dastand und schaute, hörte er plötzlich eine Stimme rufen: „Wenn du den Schlüssel findest, gehört dir Schloß und Hof.“

Da war der Junge nicht verlegen und nahm zu seinem Schächtelchen die Zuflucht. Der Käfer wurde losgelassen und das kluge Thierlein flog und surrte herum, bis es sich endlich auf dem Boden niederließ, die Erde aufgrub und dort einen goldenen Schlüssel fand. Hansl war über diesen Fund nicht wenig erfreut, und suchte nun am Thurme hin und her, bis er das Schlüsselloch sah. Da steckte er lustig den Schlüssel an, rieb ihn um, und in einem Nu war das Thor offen. Da hättest du dabei sein und alle die Pracht und Herrlichkeit im Schlosse sehen sollen. Und da gab's einen Jubel und eine Freude, daß dem Hansl Sehen und Hören darob verging. Als er so dastand und vor Staunen nicht zu sich kommen konnte, kam ein alter König auf ihn zu und dieser führte eine wunderschöne Prinzeß an seiner Hand. Der alte König umarmte den Hansl und dankte ihm für seine Erlösung, und die seiner Tochter und seiner Leute. Dann bot er ihm seine Tochter zur Frau und das reiche Königreich zur Erbschaft an. Da besann sich Hansl nicht lange, ging den Handel ein und es wurde noch an demselben Tage Hochzeit gehalten. Der

König war aber kein Anderer als der Stinkkäfer, in den er von einer bösen Hexe verwandelt worden war.

(Mündlich aus Absam.)

Der Fürpaß.

Einmal ist halt auch ein Mannl und ein Weibele gewesen, die nichts gehabt haben, als den Letter und jeden Kreuzer haben anschauen müssen. Das Leben ist ihnen nie verleidet und der Mann hat oft zum Weib gesagt: „Wir sind zufrieden und was braucht's mehr?"

Einmal hat der Mann müssen fort gehen und davor hat er dem Weib aufgetragen recht zu sparen und etwas für den Fürpaß zu behalten. „Ist schon recht, hat das Weib gesagt; sparen will ich schon, daß mir die Rippen krachen, und für den Fürpaß will ich schon etwas aufbehalten."

Der Mann ist also abgereist und hat alles seinem Weib überlassen. Das Weib hat gespart und geraggert, wie alle Wetter, und hat immer auf den Fürpaß gedacht.

Einmal ist nun ein Bettelmannl in's Haus gekommen und hat zur Bäurin gesagt: „O Bäurin, ich bitt' euch um etwas der Gotteswillen. Könnt ihr mir nicht ein Bröcklein Speck schenken?"

„„Nein, hat die Bäurin gesagt, ich kann jetzt nichts hergeben. Mein Mann ist weit fort, und ich muß alles für den Fürpaß aufsparen.""

„Das ist eben recht, hat das Bettelmannl g'meint; dann gebt nur mir den Speck. Ich bin ja selber der Fürpaß."

„„Ja dann, hat die Bäurin g'sagt, ist's freilich etwas anderes,““ und hat ihm die ganze Seite Speck geschenkt, die sie noch gehabt hat. Das Bettelmannl ist mit dem Speck durchgegangen, und die Bäurin hat gemeint: daß jetzt alles in Ordnung sei. Wie aber ihr Mann heimgekommen ist, hat die Sache ein anderes Gesicht bekommen. „Hast du fleißig gespart?“ hat er zuerst gefragt.

„„Ja, alles hab' ich für den Fürpaß aufgespart.““

„Und wo sind denn nachher die Sachen?“

„„Ja, du hast gesagt, ich soll für den Fürpaß sparen. Und dem Fürpaß hab' ich alles gegeben.““

„Was für einem Fürpaß denn?“

„„Der zu mir gekommen ist, die Sachen abzuholen.““

„Was für einer ist zu dir gekommen?“

„„Ja, daß ich's kurz sag', es ist ein Bettelmannl in's Haus gekommen, und wie ich ihm gesagt habe, ich könne ihm nichts geben und müsse alles für den Fürpaß behalten, so hat er gesagt: der Fürpaß sei er selber und ihm soll ich alles geben.““

Da ist der Mann zornig geworden, wie ein Piper, und hat räsonirt und gesagt: „Du dummes Weib, wirst du denn in alle Ewigkeit nimmer gescheidt? Ich habe gemeint, für die Zukunft sollst du etwas aufbehalten, damit wir nicht bittern müssen, wenn wir alt sind. Biß ist deutsch? Das ist doch zum Fußausreißen, nichts für den Fürpaß in der Hütte haben und noch dazu einen solchen Kürbiß von einem Weib erhalten zu müssen!“ So hat er fortgeschimpft, bis ihm fast der Athem ausgegangen ist, und hat sich halt gegrabt und gekümmert um die Zukunft, als wenn's gerade auf's Erhungern angekommen wäre. Da ist ihm auf einmal in den Kopf geschossen, es

möchte das Gescheidteste sein, seine einzige Kuh zu verkaufen und so für den Fürpaß zu sorgen. Dann ist er in den Stall gegangen, hat die Kuh abgelöst und ist damit auf den Markt gefahren.

Lange Zeit ist er mit seiner Kuh auf dem Markt gestanden und hat alle Leute angeschrieen, ob sie ihm nicht die Kuh abkaufen wollten. Aber die Leute sind alle vorbeigegangen und haben ihn bei seiner Kuh stehen lassen. Endlich ist einer mit einem Esel gekommen und hat zu ihm gesagt: „Wenn du mir deine Kuh gibst, so geb' ich dir dafür meinen Esel."

„„Was nützt mich der Esel, hat der Bauer gesagt, wenn ich dann für den Fürpaß nichts habe, behalt' ich gescheidter die Kuh.""

„Aber weißt du, was der Esel kann? Der Esel kann Geld furzen, und wenn du Geld hast, braucht dich der Fürpaß nimmer verzagt zu machen."

Da hat sich der Bauer gedacht: „Wenn das Ding so ist, dann muß ich den Esel freilich nehmen," und hat dem Händler seine Kuh dafür gegeben. Nachher ist er mit dem Esel heim gefahren und hat sich schon gefreut, den Esel einmal furzen zu lassen.

Unterwegs aber ist er zu einem Wirthshause gekommen und weil es schon angefangen hat finster zu werden, ist er dort über Nacht geblieben. In dem Wirthshaus sind aber lauter Hexen gewesen, und die haben dem Bauer so schön gethan und ihn so auszufragen gewußt, daß er ihnen nach und nach alles erzählt hat, warum er auf dem Weg sei, wie er gehandelt habe und was für eine wunderbare Eigenschaft sein Esel habe. Da haben die Hexen nicht

lange Spaß gemacht, haben ihm seinen Esel durch, und einen andern dafür in den Stall gethan.

Am andern Tag hat der Mensch den Esel aus dem Stalle geholt und ist wieder weiter gegangen. Wie er heim gekommen ist, hat er schon von weitem seinem Weib zugerufen: „Schau her, was ich bring'. Das ist ein Esel, der Geld furzt.“ „„Auch recht, hat das Weib gesagt. Einen solchen Esel kriegt man nicht alle Tage.““ Sie sind nun miteinander in den Stall gegangen, haben einen Stecken genommen und haben den Esel gewollt machen Geld furzen. Der Esel aber hat sich nicht gerührt und keinen Gran Geld gefurzt. Da ist das Weib zornig geworden, hat angefangen den Mann zu schimpfen und hat gesagt: „So dumm, wie du, hab' ich doch nicht gethan. Jetzt gehst du gehn mit der guten Milchkuh auf den Markt und gibst sie für einen alten Esel her, von dem wir nichts haben, als daß wir ihn füttern können. Hättest gescheidter die Kuh gar verschenkt, du Kelben, du.“ So hat sie ihn lange Zeit herabgemacht und hat ihm alle Titel gegeben, die sie nur gewußt hat. Der Bauer hat sich das halt müssen gefallen lassen und ist einmal fein tasig gewesen. Aber dann ist er wieder fortgegangen und hat den Menschen gesucht, der ihm den Esel angehängt hat. Wie er zu dem gekommen ist, hat er gesagt: Du Betrüger, du nichtsnutziger, schau, daß du mir meine Kuh wieder gibst, sonst werd' ich dich schon kriegen. Du hast gesagt, daß dein Esel Geld furzt, und das ist erstunken und erlogen.“ Der Mensch hat sich nicht lang schimpfen lassen und hat gesagt: „Wenn du lästern willst, so geh' in das Wirthshaus, wo sie dir den Esel abgetauscht haben, und leere dort dein Maul aus. Ich habe dir schon einen Esel gegeben, der

das Geldbringen kann. Aber weil du wirklich um den Esel herumgekommen bist, will ich dir jetzt eine Henne geben, die statt der Eier Gold legt. Schau' aber, daß es dir nicht wieder geht, wie mit dem Esel, und geh' nimmer in das Wirthshaus hinein."

Der Bauer hat die Henne genommen und hat gesagt: „Nein das Wirthshaus sieht mich gewiß nimmer." Aber gesagt ist's bald. Wie er wieder zu dem Wirthshaus gekommen ist, ist die Kellnerin auf der Thür gestanden und hat ihm allerhand vorgemacht, daß er hungrig sein müsse und itzt etwas zu essen brauche und daß es heut so lustig sei im Wirthshaus und — weiß ich, was alles? Kurzum sie ist so müd gewesen, bis es ihn endlich hineingerissen hat. Wie er in der Stube drinnen gesessen ist, haben sich die Hexen wieder herzugesetzt und ihn so lange ausgeratschelt, bis er halt endlich erzählt hat, wer ihm die Henne gegeben und was für wunderbare Eigenschaft sie an sich habe. Itzt haben ihm die Hexen wieder bei der Nacht seine Henne mit einer andern umgetauscht. Am andern Morgen hat er sich mit seiner Henne auf den Weg gemacht und hat sich lange auf das Goldlegen gefreut. Wie er heimgekommen ist, hat er seinem Weib schon von weitem zugeschrieen: „Weib, heute bring' ich etwas rechtes." „„Was bringst du denn?"" „Ich bring' eine Henne, die nicht Eier legt, wie die andern Hennen, sondern lauter Gold." Dann ist er in die Stube hineingegangen und hat gewartet, bis die Henne gelegt hat. Aber wie sie geschaut haben, ist nur ein Ei dagewesen und kein bißchen Geld. Da hat das Weib noch viel ärger aufbegehrt, als das erstemal, und hat gewettert, daß dem Mann lange Zeit die Ohren gesummt haben. Es ist ihm

freilich um das Geschrei der Alten weniger darum gewesen, als nur um die Henne, die sie ihm im Wirthshause abgetauscht haben.

Wie er sich nicht hat zu rathen und zu helfen gewußt, ist ihm endlich wieder eingefallen zum Händler zu gehn und zu schauen ob der ihm nicht helfen könne. Er hat sich also wieder auf den Weg gemacht und hat den Händler aufgesucht. Wie er ihn gefunden hat, hat er zu ihm gesagt: „O mein lieber Mensch, im Wirthshaus haben sie mir schon wieder die Henne abgetauscht und itzt ist mir halt alles hin, was ich gehabt habe. Schau, könntest du mir gar nimmer helfen?“ „Wenn du bei dem Wirthshaus nicht vorbeigehen kannst, dann ist dir nimmer zu helfen,“ hat der Händler gesagt. Der Bauer ist aber darauf bestanden, daß er in das verhexte Wirthshaus gewiß nimmer hineingehen wolle. „Wenn du mir das versprichst, hat der Händler gesagt, nachher will ich dir itzt ein Tischlein geben. Wenn du dazu sagst: Tischlein richte dich! so werden allemal darauf die herrlichsten Speisen angerichtet sein.“ Dann hat er ihm das Tischlein gegeben, und der Bauer ist völlig aufgehüpft vor lauter Freude und ist wieder heimzu gegangen. „Itzt, hat er sich gedacht, habe ich doch noch das Beste. Hätt' ich Geld gehabt, wie die Batzen, so hätt' ich doch immer die Speisen erst einkaufen müssen. So aber habe ich keine Mühe und mein Weib keine und wir können uns gerade zum gerichteten Tisch setzen.“

So hat er allerhand simulirt und ist derweil wieder zu dem Hexenwirthshaus gekommen. Die Kellnerin ist akkurat wieder auf dem Schweller gestanden und hat den Bauer angeredet. Er aber hat ihr keine Acht gegeben

und ist seinen Weg weiter gegangen. Itzt ist die Kellnerin zu ihm heraus, und hat ihm gar so süß vorgeredet und so verhert schön gethan, bis er endlich sein Versprechen vergessen hat und mit ihr ins Haus hinein gegangen ist. Da hat er ihr auch noch von seinem Tischlein erzählt, woher er es habe und was für eine wunderbare Eigenschaft es besitze. Wie die Herren von dem Tischlein gehört haben, ist ihnen sogleich die Lust darnach gekommen und sie haben es ihm wieder mit einem andern vertauscht. Wie er des andern Morgens fort gegangen ist, hat er das falsche Tischlein zu sich gepackt und ist daheim wieder recht übel angekommen. Kaum ist er sein Weib ansichtig geworden, so hat er angefangen erzählen von dem wunderbaren Tischlein, und was für ein herrliches Leben sie jetzt haben werden. Die Alte aber hat ihm nichts geglaubt und hat gesagt: „Zeig mir nur einmal was das Tischlein kann. Ich glaube nichts, bevor ichs nicht sehe.“ „Wirst schon glauben müssen,“ hat der Mann gesagt, hat dann sein Tischlein niedergestellt und dazu gesagt: „Tischlein richte dich.“ Das Tischlein ist aber fein ruhig geblieben und hat sich halt nicht gerichtet. Itzt ist das Wetter wieder losgebrochen. Gefabelt und gelästert hat die Bäurin noch viel ärger als die beiden ersten Male und der Bauer hat sich geschämt große Löcher auf. Er hat kein anderes Mittel gewußt, als wieder zu dem Händler hingehen und ihn noch einmal um Hilfe bitten. Hart ist ihm das freilich angekommen, aber lieber als nichts haben hat er es doch gethan.

Wie er zum Händler hingekommen ist, hat er ihm wieder seine Noth geklagt und ihn wieder gebeten, er

möchte ihm aus der Klemme helfen. Der Händler ist ein guter Kerl gewesen und hat gesagt: „Weil du's bist, will ich dir halt noch einmal helfen. Ich gebe dir jetzt ein Stück, womit du alle andern zurück bekommen kannst, wenn du nur willst. Sieh, da hast du einen Hammer, der heißt Schlögele tummel dich, und so oft du ihn beim Namen nennst, wird er jeden tüchtig durchhämmern, dem du etliche Prügel auf den Rücken wünschest!" —

Da hättest du hören sollen, wie der Mann gedankt hat für das Schlögele tummel dich und wie lustig er gesungen und gepfiffen hat auf dem Heimweg. Er ist aber nicht lange gegangen, da hat ihn schon wieder die Kellnerin vom Herenwirthshaus aufgepackt und ihm zugeredet, er solle ein Bischen einkehren. Diesmal hat er schleunig gefolgt, ist mit ihr in die Wirthsstube hinein und hat gesagt: „Schlögele tummel dich." Da ist der Hammer herausgesprungen, hat zuerst der Kellnerin und dann den andern Heren die Köpfe tüchtig abgetrommelt, und der Bauer hat zugeschaut und gelacht. Die Heren haben freilich gejammert und um Hilfe geschrieen, aber der Bauer hat gesagt: „Wenn ihr mir meine drei Stücke nicht zurückgebt, so werde ich euch maustodt schlagen lassen." Die Heren haben gleich versprochen Alles zurückzugeben und der Hammer hat mit seiner Arbeit aufgehört. Richtig hat der Bauer von den Heren den Esel, die Henne und das Tischlein bekommen und ist dann lustig nach Hause gegangen.

Wie ihm sein Weib begegnet ist, hat er geschrieen: „Ja Alte, sei lustig, jetzt hab' ich alles bekommen, den Esel, der Geld fürzt, die Henne, die Geld legt, und das

Tischlein richte dich, und noch dazu ein Schlögele tummel dich.“

Das Weib hat angefangen, hellauf zu lachen und hat gesagt: „Du wohl, du Dummkopf, hast noch allemal etwas sauberes heimgebracht. Wird dasmal schon auch etwas rechtes sein.“

Da ist dem Manne das Hahnl aufgestiegen und er hat gerufen: „Schlögele tummel dich!“ Der Hammer ist sogleich auf das Weib hingeschossen und hat ihr weiter den Kopf zusammengedroschen, daß es ein Elend gewesen ist. Wie der Mann geglaubt hat, daß es genug sei, hat er den Hammer wieder aufhören gemacht und seitdem ist die Alte friedlich und tasig gewesen ihr Lebtag. Daß sie bei dem Goldesel, der Goldhenne, dem Tischlein richte dich und dem Schlögele tummel dich ein gutes Leben gehabt haben, das kannst du dir denken.

Jtzt erzähl ich dir aber heut kein Geschichtlein mehr.

„O wohl erzähl noch eins.“

Nein, heut keins mehr. Jtzt aber sei still!

Sonst kommt der Putz von der Dill.

(Mündlich bei Meran.)

Der Esel.

Vor uralter Zeit war bei einem Grafen auf einem Schloße ein gar braves, stilles Mädchen im Dienste. Sie diente ihrer Herrschaft treu und redlich und lebte in Zucht und Sittsamkeit. Dieses und ihre Schönheit gewannen ihr die Herzen aller und die Gräfin liebte das Mädchen fast, wie ihr eigenes Kind. So lebte die

Dirne schon manches Jahr auf dem Schloße vergnügt und glücklich, als ihr plötzlich ein unliebes Eintreffen die Ruhe störte. Es trug sich nämlich zu, daß sich in einer Nacht Etwas, sie wußte nicht was, zu ihr in das Bett legte; es war ihr da ganz unheimlich zu Muthe und dies um so mehr, als sie auf ihre Fragen nie eine Antwort erhielt. Es schien ihr, als ob der unheimliche Schalk, bevor er in das Bett stieg, etwas Schweres auf den Boden geworfen hätte, denn es hatte einen starken Klatsch gethan. Das Mädchen konnte vor Angst und Furcht nicht schlafen und zitterte, wie Espenlaub. Morgens, als es Ave Maria läutete, verschwand das unheimliche Wesen. Was sich in dieser Nacht zugetragen, wiederholte sich von nun an in den folgenden Nächten, und das Mädchen konnte vor Furcht nicht mehr schlafen und sah gar blaß und traurig aus. Dieses merkte die Gräfin und fragte die Magd, was ihr fehle. Da faßte das Mädchen ein Herz und erzählte ihrer Gebieterin haarklein, wie in jeder Nacht ein unbekanntes Ding komme und zu ihr in's Bett steige. Als die Gräfin dies gehört hatte, sprach sie: „Sei getrost mein Kind! Ich werde dir ein Steinchen geben und wenn du durch dasselbe durchschaust, wirst du die Gestalt des unheimlichen Wesens, das deine Ruhe stört, sehen.“ Nach diesen Worten ging sie zu einem Kästchen, langte einen glänzenden Karfunkel heraus und gab ihn dem Mädchen mit freundlicher Miene. Die Gräfin dachte aber im Herzen, wenn du meinen verwünschten Stiefsohn durch diesen Zauberstein anschauest, dann ist er auf's Neue verzaubert und er kann erst nach sieben Jahren wieder erlöst werden. Die Dirne nahm den Karfunkel mit Dank an und versprach, ihn nach dem Rathe der Gebieterin zu gebrauchen.

Als es wieder nachtete und die Dirne im Bette lag, kam wieder der unheimliche Besuch. Es klatschte Etwas zu Boden und dann stieg etwas in das Bett und legte sich neben die Magd. Diese hatte den Karfunkel und beobachtete durch denselben das, was in das Bett gestiegen war. Sie staunte nicht wenig, als der schönste Jüngling neben ihr lag. Er hatte lange blonde Haare und sein Gesicht war roth und weiß, wie Milch und Blut. Kaum hatte sie aber angefangen ihn zu betrachten, so fuhr er sie an: „Was hast du, verfluchte Hexe! mir gethan! Jetzt muß ich wieder meine Eselshaut nehmen und an den Ort der Verwünschung zurückkehren, bis mich Jemand erlöst.“ Mit diesen Worten sprang er aus dem Bette, nahm die auf dem Boden liegende Eselshaut, hüllte sich in dieselbe und verschwand in Eselsgestalt.

Die Dirne hatte keinen Frieden mehr und konnte die ganze Nacht hindurch keine Viertelstunde schlafen. Beim ersten Hahnenkraht verließ sie ihr Bett und ging in die Kirche und klagte dem heiligen Georg ihre Noth. Als sie auf das Schloß zurückgekehrt war und die Gräfin zu ihr kam und sie fragte, wie es in der Nacht gegangen wäre, erzählte sie ihr Alles und fragte die Frau, wie der arme Esel erlöst werden könnte. Die Gräfin wollte auf diese Frage keinen Bescheid wissen und meinte, man solle den Esel Esel sein lassen. Dem Mädchen kam aber der Esel nicht mehr aus dem Kopfe und es dachte bei Tag und bei Nacht daran. Da hörte es einmal, daß in dem Walde ein alter Einsiedler wohne, der ebenso durch Frömmigkeit als Weisheit berühmt sei. Bald hatte es sich entschlossen zu dem ehrwürdigen Manne seine Zuflucht zu nehmen und an einem Feiertage ging es in den grünen Wald hinaus,

um den Einsiedler aufzusuchen. Als es schon eine gute Strecke im Walde gegangen war, kam es endlich zur Klausnerhütte, vor der der Einsiedler saß. Er hatte einen langen weißen Bart und trug eine grobe braune Kutte. Das Mädchen ging auf ihn zu, küßte ihm die Hand und theilte ihm ihr Anliegen mit. Als der Greis es gehört hatte, sprach er: „Mein liebes Kind, da kann ich dir nicht helfen. Geh aber noch eine Viertelstunde weiter und dann wirst du wieder einen Waldbruder finden, der kann dir vielleicht in deiner Noth guten Rath geben.“ —

Das Mädchen war mit dem Bescheide zufrieden, dankte dem frommen Alten und ging weiter in den Wald hinein, um den andern Einsiedler auch zu sehen. Als sie eine Viertelstunde durch die hohen Tannen und die breitästigen Buchen gegangen war, kam sie endlich zur zweiten Klausnerhütte, vor der der Einsiedler saß. Er hatte einen noch längern weißen Bart als der erste und sah noch ehrwürdiger aus. Das Mädchen ging auf ihn zu, küßte ihm die Hand und theilte ihm ihr Anliegen mit. Als der Greis es gehört hatte, sprach auch er: „Mein gutes Kind, da kann ich dir nicht rathen. Gehe aber noch eine Viertelstunde weiter und dann wirst du wieder einen Waldbruder finden, der kann dir vielleicht in deiner Noth guten Rath geben.“ Die Dirne war mit dem Bescheide zufrieden, dankte dem frommen Alten und ging weiter in den Wald hinein, um den dritten Einsiedler aufzusuchen. Der Wald ward immer dichter und kein Weg führte durch die enge an einander stehenden Buchen. Sie ließ sich aber dies nicht verdrießen und ging in gerader Richtung vorwärts. Als sie eine Viertelstunde gegangen war, kam

sie zur dritten Klausnerhütte und davor saß der Einsiedel. Dieser war uralt und sah aus, wie ein Waldmann. Sein Bart reichte ihm bis an die Füße und seine Augenbrauen wölbten sich hoch und dicht. Das Mädchen ging auf ihn zu, küßte ihm die Hand und theilte ihm ihr Anliegen mit. Als der Greis dies gehört hatte, sprach er mit tiefer Stimme: „Mein gutes Kind, da kann ich dir guten Rath geben. Eine halbe Stunde von hier liegt ein Teich, in dem alle Verwünschten sich aufhalten müssen. Geh du hin und du wirst den Esel und noch viele andere, die dort gebannt sind, erlösen können. Um dies zu thun, brauchst du nur die verschiedenartigen Felle, die am Ufer liegen, schnell in den See zu werfen." Der greise Waldbruder zeigte der Dirne dann den Weg, den sie nehmen sollte, und gab ihr seinen Segen.

Sie war über diesen Rath sonder Maaß erfreut, dankte ihm und küßte ihm die Hand. Dann ging sie in der vom Einsiedler gezeigten Richtung vorwärts. Das war ein harter Weg. Es ging durch Dick und Dünn, über Stock und Stein. Als das Mädchen so eine halbe Stunde sich vorwärts gearbeitet hatte, fieng der Wald an lichter zu werden und bald stand es im Freien und ein großer, blauer See lag vor seinen Füßen. Am Ufer lagen viele, viele Felle von verschiedenen Thieren. Sie sah sich ein bischen um und als sie die Eselshaut erblickt hatte, ergriff sie alsogleich dieselbe und warf sie in den See und so machte sie es mit den übrigen Fellen, bis sie damit fertig war. So oft sie aber ein Fell in das Wasser geworfen hatte, tauchte ein erlöster Mann oder eine erlöste Frau auf und stieg an das Ufer. Als kein Fell mehr vorhanden und alle Verwünschten erlöst waren, trat der schöne

Jüngling, den sie einst durch den Karfunkel gesehen hatte, an der Spitze der übrigen Erlösten zur Dirne, verneigte sich vor ihr und dankte für die Rettung in seinem und der Anderen Namen. Er erzählte ihr, wie er durch seine böse Mutter, die Gräfin, in einen Esel verwandelt worden sei. Als er ihr Alles erzählt hatte, fragte er sie, ob sie nicht seine Frau werden wollte. Das Mädchen nahm den Antrag gerne an, und nachdem sie aus dem Walde zurückgekehrt waren, wurde die Hochzeit mit aller Pracht gefeiert.

(Mündlich im Gnadenwalde bei Absam.)

Der Grindkopf.

Es war einmal ein recht armes Bäuerlein, das oft nicht wußte, wie es sich und seinem Weibe den Hunger stillen sollte. Da ging es nun einmal in den Wald hinaus und klaubte Holz. Da wispelte ein großer fremder Mann daher, der hatte einen grünen Hut, und eine lange Hahnenfeder drauf, und sein Gesicht schaute recht wild aus. „Du", sagte er zum Bäuerlein, „ich weiß, daß du dich sehr hart durchschlagen mußt, und habe Mitleid mit dir. Wärest du nicht froh, wenn dir jemand helfen würde?"

„Ja freilich wäre ich froh", antwortete das Bäuerlein, „aber wer wird mir auch helfen können"?

„O das kann ich ganz leicht", versetzte der Fremde, „ich habe mir vorgenommen, dir zu helfen, und weil es mich nicht viel kostet, verlange ich auch nicht viel dafür.

Schau, gib mir das, was du in deinem Hause nicht weißt, und dein Glück ist gemacht. Ist es dir so recht, dann schlage ein".

Da dachte das Bäuerlein: „Es kann gewiß nichts gar kostbares sein, wenn ich es in meinem Hause nicht einmal weiß", und topp, schlug er ein.

„Heute nach vierzehn Jahren", fuhr der Fremde fort „mußt du mir das Versprochene auf diese Stelle bringen. Jetzt geh nur nach Hause und sei lustig; im Keller wirst alles finden, was du nur wünschest", und mit diesen Worten war der unheimliche Mann verschwunden.

Der Bauer kümmerte sich nicht weiter um das Holz, und eilte mit freudestrahlendem Gesichte heim, um seinem Weibe das große Glück, das ihnen zu Theil geworden war, zu verkünden. „Grete", rief er schon unter der Thüre, „Grete, geh' nur gleich in den Keller und bring uns zu essen und zu trinken, was einem schmeckt, wenn man lange Zeit Hunger und Durst gehabt hat". Das Weib stutzte und meinte, Hans sei närrisch geworden, ging aber doch aus Neugierde in den Keller hinab. Und siehe, Alles war im Ueberflusse vorhanden, wie man es sonst nur bei steinreichen Leuten findet. Ganze Kisten voll Geld standen herum und der Duft der herrlichsten Speisen stieg ihr in die Nase.

Neben den vollen Schüsseln sah sie große Flaschen voll funkelnden Weines, und in großen Truhen waren die schönsten Kleider aufgehäuft. Grete sah nun wohl, daß ihr Mann vernünftig und wahr geredet habe.

Sie nahm ein Paar Schüsseln und etliche Flaschen mit sich und ging damit hinauf zu ihrem Manne. Dann setzten sich beide zu Tische, und aßen und tranken, und

ließen sich wohl sein. Als der ärgste Hunger gestillt war, fiengen sie wieder an, zu plaudern, und Grete sagte:

„Aber, lieber Mann, wie ist denn das zugegangen, daß auf einmal der Keller voller Zeug und Sachen ist? Da muß doch etwas anderes dahinter sein"?

„Gelt", antwortete Hans, „jetzt sind wir reiche und vornehme Leute, brauchen uns nicht mehr zu schinden und zu plagen und die Vögel fliegen uns gebraten in's Maul. Und sieh', wie wohlfeil wir zu all' dem Glücke gelangt sind: Wir haben keine andere Verpflichtung, als das, was ich nicht weiß, in vierzehn Jahren herzugeben". Und dann erzählte er ihr den ganzen Hergang im Walde mit jenem fremden Manne.

Als das Weib das hörte, wurde es ganz traurig und sagte: „O, wie unbesonnen hast Du gehandelt! was für ein Unheil hast Du über uns gebracht. Das Kind, das wir bekommen werden, hast du verkauft." Da wurde auch der Mann traurig und niedergeschlagen, und von der Stunde an sah man keines von beiden jemals wieder fröhlich.

Als das Kind auf die Welt kam, war es ein wunderschönes Knäblein, aber auf der Stirne hatte es schon ein Zeichen. Die Mutter konnte es nie anders, als unter Thränen ansehen, und wenn der Vater den schönen Knaben erblickte, und an sein künftiges Schicksal dachte, so mußte er allemal weinen.

Wie der Knabe etwas älter war, und reden konnte, fragte er die Mutter oft, warum sie so traurig sei. Sie sagte ihm aber nie den Grund, sondern erwiederte ihm immer nur: „Du wirst es zeitig genug erfahren".

Die unglücklichen Leute genossen wenig von ihrem Reichthume und dachten nimmer an Geld und Gut, sondern nur an die vierzehn Jahre. Statt des Geldzählens zählten sie Jahr und Stunden und ehe sie sich's versahen, war das vierzehnte Jahr vorüber. Da nahm nun die Mutter laut weinend Abschied von ihrem Kinde, segnete es, und der Vater machte sich trauernd mit dem Knaben auf den Weg in den Wald.

Als sie sich an der Stelle befanden, wo der Tausch geschehen war, wispelte schon der Mann daher mit dem grünen Hute und der langen Hahnensichel drauf. „Sehen wir uns wieder", rief er schon von weitem, „nun das ist Recht, daß du dein Versprechen hältst. Währest du nicht gekommen, hätte ich zwar auch nichts machen können, aber so ist es besser. Der Kleine soll es gut haben bei mir; zu arbeiten gibt es wenig, und zu essen und zu trinken bekommt er vollauf".

Mit diesen Worten nahm er den Knaben zu sich und führte ihn fort. Der Vater sah ihnen betrübt nach und ging dann gar betrübt und traurig nach Hause.

Der Fremde war ein Schwarzkünstler und führte den Knaben auf einem fast unentdeckbaren Pfade durch den grünen Wald, bis sie nach langer Zeit zu einem Schloße kamen, in dem der Zauberer wohnte. Vor dem Schloße war eine Lache und ein Stall, und in dem Stalle war eine Löwin und ein Schimmel. Der Schwarzkünstler wandte sich zum Knaben und sagte: „Du darfst in meinem Schloße Alles gebrauchen, was du willst, darfst essen und trinken, was du willst, darfst Kleider anlegen, welche du willst, nur darfst du mir ja nicht in die Lache tauchen, und mußt mir die Löwin und den Schimmel

pflegen. Der Löwin gibst du das, was du selbst ißt, dem Schimmel aber nichts anderes, als trockenes Heu. Ich werde nun auf eine Zeit lang fortreisen und wenn du dich brav hältst, und thust, wie ich gesagt habe, so wird es dir gut gehen, sonst ist es um dich geschehen."

Der Zauberer ging fort und der Knabe that alles, wie es ihm befohlen war: der Löwin gab er, was er aß, dem Schimmel trockenes Heu und ging nie zu nahe an die Lache. Als der Mann wieder zurückkam und sah, wie die Löwin fett und der Schimmel mager geworden war, da lobte er den Knaben und sagte, er solle nur so fortfahren, und dann ging er wieder fort. Wie nun der Bursche wieder einmal in den Stall ging, hub der Schimmel an zu reden und sagte: „Warum gibst du denn mir schlechtes Futter und der Löwin das, was du ißt? Versuche es einmal und gib mir das, was du der Löwin gibst, und der Löwin trockenes Heu, daß sie mager werde und ich fett. Fürchte deinen Herrn nicht, thue, was ich dir sage, tunke deine Finger in die Lache vor dem Stalle und besorge nichts". Dem Knaben kam es seltsam vor, daß das Roß auf einmal reden konnte. „Ja, versuchen kann ich es wohl einmal", dachte er. „Es wird etwa doch nicht gar so gefehlt sein. Er gab nun dem Schimmel das, was er selbst aß, und bald war dieser fett; die Löwin hingegen war bald ganz abgemagert, weil sie nichts als trockenes Heu bekam. Einmal ging er auch zur Lache, tauchte den Finger ein, und wie er das gethan hatte, sieh', da zog er denselben ganz golden heraus. Er mochte reiben und schaben wie er wollte, das Gold blieb haften. Da war er nun voll Angst und Sorge und band sich das Fingerlein ein, als hätte er sich beschädigt. Nicht lange

darauf kam der Zauberer, und als er die magere Löwin und den fetten Schimmel und das eingebundene Fingerchen sah, da wußte er gleich alles, was geschehen war und fuhr den Knaben zornig an: „Warum hast du mir nicht gefolgt? Hättest du das vorige Mal deine Pflicht nicht fleißig erfüllt, so würdest du jetzt nicht mehr lange leben. Dieses Mal will ich noch nachsichtig sein, doch wenn du in Zukunft dich nicht ordentlich hältst, so bist du des Todes".

Bald ging der Zauberer wieder fort und der Knabe that ganz nach dessen Vorschrift, so daß die Löwin fett und der Schimmel mager ward. Da hob der Schimmel wieder einmal zu reden an und sprach: „Gib mir wieder das, was du ißt, und der Löwin trockenes Heu und tauche deinen Kopf in die Lache! Fürchte den Zauberer nicht! Wenn er zurückkommt, so nimm den Sack hinter dem Tennenthor und sitze auf mich und ich werde dich forttragen. Der Mann wird uns wüthend nacheilen, aber wenn du meinst, er fasse dich, so schlage den Sack über die Schultern zurück und er kann dir nicht mehr schaden". Der Knabe traute den Worten des Schimmels und gehorchte ihm. Er gab der Löwin trockenes Heu und dem Schimmel, was er selbst aß, und tauchte den Kopf in die Lache. Und als er den Kopf aus der Lache zog, siehe! da rollten Locken über sein Haupt herab, die waren von hellem Golde. Während er aber erfreut um sich blickte, da sah er den Zauberer von weitem daherkommen mit lautem Schelten und Toben. Er gedachte der Worte des Schimmels, lief sogleich hinter das Tennenthor und holte den Sack. Dann sprang er in den Stall und schwang sich auf den Schimmel. Dieser flog eiligst zur Stallthüre hinaus und im

vollen Galopp gings dann über Stock und Stein durch des Waldes Dickicht. Der wilde Mann war bald dahinter und wollte den Reiter ergreifen, aber da schlug dieser gleich den Sack über die Schultern und der Zauberer mußte zurückfliehen.

Das Roß und sein Reiter legten in kurzer Zeit einen langen Weg zurück und kamen in einen Wald, wo sie einen Stall antrafen. Da sagte der Schimmel: „Ich werde hier in diesem Stalle bleiben; du gehst den Berg da hinauf und wirst zu einem Königsschloße kommen. Dort suche als Küchenjunge aufgenommen zu werden; man wird dich gewiß nicht abweisen. Aber laß ja deine goldenen Locken nicht sehen, bevor ich es dir erlaube. Wenn dir aber etwas zustößt, wo guter Rath theuer ist, so komme nur zu mir herab, ich werde dir schon helfen".

Da ging der Knabe den Berg hinauf und kam zu dem Schloße und wurde als Küchenjunge angestellt. Es ging ihm droben ganz gut und man hatte ihn gerne, weil er so schön war. Die goldenen Locken ließ er aber nie sichtbar werden und verbarg sie mit der größten Sorgfalt. Auf dem Schloße wohnte ein König, der hatte wunderschöne Töchter. Da geschah es einmal, daß die älteste davon Hochzeit hielt, und man fragte den Küchenjungen, der nun ein hübscher Jüngling geworden war, ob er sich über das Hochzeitauskochen aussähe. Er sagte, versuchen wolle er es schon einmal, ging dann zum Schimmel hinab und fragte, wie er es anstellen sollte. Der Schimmel zeigte ihm ein Pulver und sagte: „Nimm dieß und schütte es eine Stunde vor der Mahlzeit in heißes Wasser, dann werden zur Zeit nach einander die besten Speisen erscheinen". Der Junge nahm das Pulver mit sich in das Schloß und

traf weiter gar keine Vorbereitungen zum Mahle. Alle lachten oder ärgerten sich über seine Fahrläßigkeit und Jedermann meinte: das wird etwas sauberes werden von einem Hochzeitsschmaus. Aber er ließ sie sagen, was sie wollten, und kehrte sich an Niemand. Eine Stunde bevor das Mahl beginnen sollte, machte er Wasser heiß und schüttete sein Pulver hinein. Wie nun die Essenszeit kam, sieh! da stiegen nacheinander die herrlichsten Speisen aus dem Wasser hervor und Alle, welche sie kosteten, sagten, sie hätten ihr Lebtag nichts Besseres in den Mund gebracht. Der König war über die Massen zufrieden und befahl, die letzten drei Speisen solle der Koch selbst auftragen. Allein dieser wollte nicht folgen, bis er endlich, weil man durchaus nicht nachgab, die letzte Speise selbst auf den Tisch brachte. Er nahm jedoch selbst im Speisesaale die Mütze nicht vom Kopfe. Da wurde er aufgefordert, wenigstens aus Ehrfurcht vor dem Könige sein Haupt zu entblößen, wenn er es auch der übrigen Gäste nicht thun wollte. Er weigerte sich aber durchaus und da man drohte, ihm mit Gewalt die Kappe herabzureißen, sagte er: „Wenn ich euch sage, wie mein Kopf aussieht, so werdet ihr froh sein, daß er bedeckt ist, denn ich bin grindig".

Auf dieses Wort stoben die Gäste auseinander, als ob ein Sturm dareingefahren wäre. Der Küchenjunge wurde augenblicklich verjagt und ging wieder hinab zu seinem Schimmel. Diesem erzählte er alles und fragte ihn, was jetzt zu machen sei. Der Schimmel sagte: „Geh nur wieder in das Schloß hinauf und schau, daß man dich als Gärtner anstelle." Zugleich wies er ihm einen Samen an, den er ausstreuen solle; daraus würden dann die schönsten Blumen hervorsproßen, sobald er deren bedürfe. Der

Jüngling gehorchte, ging auf das Schloß und wurde als Untergärtner angestellt, da man gerade einen brauchte. Er säte den Samen aus und that redlich seine Pflicht; aber jedermann scheute den vermeintlichen Grindkopf und wich ihm aus.

Wie er einmal Bäume putzte, da geschah es, daß ihm ein Ast die Mütze etwas in die Höhe streifte und dadurch die goldenen Locken sichtbar machte. Hiebei hatte ihn die jüngste Königstochter beobachtet, und weil er auch sonst ein hübscher Bursche war, gewann sie ihn sogleich lieb. Auch er schaute nicht ungern auf die Prinzessin und hatte immer seine herzliche Freude, wenn sie durch den Garten ging und Pflanzen und Bäume anschaute. So ging es lange Zeit fort.

Da hielt einmal die zweite Tochter Hochzeit und jeder Gärtner mußte einen Blumenstrauß bringen. Auf das Verlangen des Untergärtners schossen aus dem Beete, worin er den wunderbaren Samen gesäet hatte, sogleich die herrlichsten Blumen empor, die er zu einem wunderschönen Strauße band. Sein Strauß war weit schöner, als alle übrigen, aber dessen ungeachtet wollte ihm denselben Niemand abnehmen, bis auf die jüngste Prinzessin, welche sogleich darnach griff. Sie bog die Blumen etwas aus einander, — da sah sie drinnen helles Gold blinken und wie sie ein wenig schüttelte, rollte eine Menge Goldstücke auf den Boden. Da erstaunten alle im ganzen Saale und Jeder hätte gern den kostbaren Strauß gehabt. Der Untergärtner blieb aber dennoch verachtet und hieß nur der Grindkopf.

Die Königstochter und der Untergärtner suchten von jetzt an einander so oft als möglich nahe zu kommen und

hatten sich von Tag zu Tag lieber. Dem Könige blieb alles verborgen, bis endlich die Prinzessin sich den Muth nahm, dem Vater zu entdecken, daß sie den Untergärtner gern habe und zum Gemahl möchte; von seinen goldenen Locken aber sagte sie nichts, weil es ihr verboten war. Da war der König sehr zornig, daß seine Tochter einen Grindkopf gern habe und schalt und schmähte sie. Weil aber die Tochter auf ihrer Liebe bestand und ihn bat, er möchte ihr den Gärtner zum Gemahle geben, so sprach er: „Nun, so thue, wie du willst, du eigensinniges Ding, und nimm ihn zum Mann. Jedoch wird keine Hochzeit gefeiert werden, und ihr müßt, wenn ihr euch geheirathet habt, im Hennenhause wohnen". Die Tochter ging mit diesem Bescheide zum Untergärtner. Sie heiratheten einander, bezogen das Hennenhaus und hatten sich gar lieb. So lebten sie lange Zeit recht vergnügt und glücklich und die Tage vergingen ihnen wie Sekunden.

Da geschah es einmal, daß der König einen Krieg führen mußte. Alle seine Kriegsmannen rückten in's Feld, nur den Untergärtner wollte man nicht mitziehen lassen. Da ging dieser zum Schimmel hinab und fragte, was er thun solle. Der Schimmel gab ihm Rüstung und ein Schwert und sagte: „Zieh nur in's Feld! Man wird dich in dieser Rüstung gewiß nicht erkennen. Das Schwert ist gut, und auf jeden Streich, den du damit thust, wird ein Mann fallen. Wenn der Krieg aus ist, dann bring mir alles wieder zurück"!

Der Gärtner war darüber voll Freude, ging noch von seiner Gemahlin Abschied nehmen und rückte dann in den Krieg. Niemand vermuthete unter dem schönsten aller Ritter den Grindkopf. Wie es nun zum Kampfe kam,

that dieser Wunder der Tapferkeit und der Sieg war beinahe ihm allein zu verdanken. Das sahen zwei Ritter mit neidischen Augen und wollten selbst als Urheber des Sieges gelten. Sie wollten ihn tödten und schossen nach ihm, trafen ihn jedoch nur an einem Fuße. Die Diener des Königs eilten sogleich herbei und verbanden die Wunde mit Binden, die mit dem Namen des Königs bezeichnet waren. Die Wunde gab dem schönen Ritter nicht viel zu schaffen und er eilte schnell zum Schimmel und stellte ihm Rüstung und Schwert zurück. Der Schimmel sagte ihm, jetzt dürfe er gelegentlich die goldenen Locken sehen lassen.

Der Untergärtner kehrte nun in das Schloß zurück und ging in das Hennenhaus.

Der König ließ eifrigst nach dem Ritter fragen, dem seine Diener die Wunde verbunden hatten. Da trat der Grindkopf vor ihn und sagte: „Der Ritter, den du verlangst, bin ich selber gewesen". Der König wollte dies nicht glauben, bis ihm der Grindkopf die Binde zeigte, worauf sein Name gezeichnet war und zugleich die Mütze vom Haupte zog, so daß die reichen goldenen Locken sichtbar wurden. Obwohl ihn der König Anfangs schalt, daß er sich nicht früher entdeckt hatte, so war er doch über die Massen erfreut, daß der tapfere Ritter mit den schönen, goldenen Locken sein Schwiegersohn sei, und veranstaltete eine prächtige Hochzeit. Und wie die Gäste beisammen saßen und guter Dinge waren, da trat die Mutter des Grindkopf gar schön gekleidet in den Saal. Sie war vom Schwarzkünstler, der sie noch vor ihrem Knaben in den Wald gebracht hatte, in den Schimmel verwandelt worden und war nun durch ihr Kind erlöst.

Mutter und Sohn, König und Prinzeß lebten nun lange Zeit glücklich beisammen und nach dem Tode des Königs erhielt der Grindkopf die Krone und herrschte milde und gerecht, bis auch er starb.

Dann hab' ich ein Eiszapf'n angezund'n,
Dann ist er abgloschen,
Dann bin ich auf und davongloffen.

(Mündlich aus dem Zillerthale.)

Der Bauernbursche.

Ein Bauernbursche ging an einem Sonntage abends von seiner Heimat weg, um zu einem Mädchen heimgarten zu gehen. Er hatte ziemlich weit bis zum Hause des Mädchens und sein Weg führte ihn über einen Bach und dann durch einen pechfinsteren Wald. Da stand mitten zwischen den riesigen Bäumen eine Kapelle und dabei erblickte der Bursche einen großmächtigen Kerl, den er nicht kannte. Er glaubte aber, daß er in der gleichen Absicht dieses Weges sei, wie er selbst. Er redete ihn an und sie hatten noch nicht viele Worte gewechselt, da ging es an's Streiten. Vom Streiten kam es zum Raufen und der Bauernbursche mußte sich lange Zeit mit dem Fremden herumbalgen, bis er ihn endlich zu Boden warf. Da kam es ihm vor, als wenn er einen Kohlsack niedergeworfen hätte. Der Unbekannte, der unter ihm auf dem Boden lag, erhob seine Stimme und sagte: „Laß mich sogleich auf oder ich zerreiße dich, wie Sonnenstäubchen." Da merkte der Bursche, mit wem er es zu thun habe, ließ

den Kerl auf und machte sich fort. Als er nach Hause kam, merkte er erst, daß er die Sohlen so durchgerannt hatte, daß die Stiefelröhren bis zu den Knieen heraufgeschoben waren. Er ging sogleich zum Vater in die Kammer, weckte ihn auf und erzählte, wie es ihm ergangen sei. Der Vater richtete sich im Bette auf, hörte seine Erzählung an und gab ihm dann einen tüchtigen Verweis, wie es sich für einen gescheidten Vater gebührt.

(Mündlich bei Meran.)

Die Trude.

Es war einmal ein steinreicher Herr und dieser hatte eine gar absonderliche Magd. Sie ging jede Nacht aus und kam oft erst am frühen Morgen zurück, weil sie eine Trude war und einen großen Trieb in sich fühlte, andere zu drücken. Um dieses zu thun, schlich sie in dunkler Nacht in die Schlafzimmer und drückte die Schläfer so, daß sie nicht mehr im Stande waren, sich zu bewegen. Dies nächtliche Ausgehen blieb dem Herrn nicht lange geheim, er ließ die Magd vor sich kommen und fragte sie, warum sie nachts immer fortgehe. Sie solle es nur offen eingestehen, denn eine Lüge würde ihr doch nichts nützen. Da nahm sich die Magd kein Blatt vor den Mund, gestand Alles offen und sprach: „Haben Sie Erbarmen mit mir, gnädiger Herr! Ich gehe nicht aus freier Wahl zur Nachtzeit aus, sondern weil ich muß. Denn ich war in einer unglücklichen Stunde geboren, und bin deßhalb eine Trude. Es drängt und treibt mich, etwas Lebendiges

zu drücken, und mir kann nicht geholfen werden, bevor ich nicht etwas Lebendiges todtdrücken darf.“ —

Als der Herr dies hörte, hatte er Mitleiden mit der aufrichtigen Dirne und sprach: „Wenn dir so geholfen werden kann, dann sei getrost. Du sollst geheilt werden. Du kannst mein bestes Pferd, das ich im Stalle habe, erdrücken.“ — Die Dirne war mit dieser Erlaubniß sehr zufrieden und dankte für die Gnade. In der folgenden Nacht ging sie wirklich in den Stall und kam erst morgens wieder zurück. Man fand das Pferd todt im Stalle, sie war aber von ihrem Drange erlöst.

(Mündlich aus Reutte.)

Das Kasermännlein.

In alter Zeit ging einmal ein Bauernknecht auf das Bergmahd, um Heu herabzuholen. Auf dem Wege dahin kam er an einer Alpe vorbei, auf der eine Sennhütte leer und öde stand. In diese schrie er muthwillig hinein: „Kasermannl, wenn ich zurückkomme, mußt du mir Buttermilch geben,“ und ging seine Wege weiter. Der Bursche war bald auf dem Heumahd droben, besorgte lustig und froh seine Arbeit und dachte nicht mehr an seinen Scherz. — Als er nach vollbrachter Arbeit nach Hause kehrte, dunkelte es schon. Er beeilte deßhalb seine Schritte, um nicht auf dem Wege von der Nacht überfallen zu werden. Wie er aber zur Kaserhütte kam, sprang plötzlich ein kleines, mageres Männchen heraus, das einen großen Kübel voll Buttermilch trug. Der kleine Knirps hielt

ihn auf und sprach: „Du hast heute beim Vorbeigehen von mir Buttermilch verlangt, da hast du sie nun. Jetzt trinke sie bis auf den letzten Tropfen aus, sonst wird es dir nicht gut gehen.“ Mit diesen Worten gab er dem zitternden Knechte das Gefäß und blieb stumm und unbeweglich, wie eine Bildsäule, vor ihm stehen. Der Knecht wußte sich nicht zu rathen und zu helfen, denn es war augenfällig, daß er so viel Milch nicht austrinken könne. Endlich fieng er an zu trinken und trank, daß er zu zerbersten drohte. Als er aber sah, daß er nicht mehr trinken könne und daß das Gefäß beinahe noch voll sei, nahm er allen seinen Muth zusammen und sagte zum Kasermännlein: „Für heute habe ich genug Milch getrunken. Die übrige werde ich nach Hause nehmen und sie dort trinken. Ich werde gewiß keinen Tropfen im Kübel lassen.“ —

Als das Männlein diese Rede gehört hatte, sprach es mit freundlichem Ernst: „Sei froh, daß du diese Ausflucht gefunden hast. Dies war das einzige Mittel, dich zu retten.“ Und warnend setzte es bei: „Sei in Zukunft nicht mehr so leichtsinnig und muthwillig, du würdest es theuer büßen.“ — Mit diesen Worten war der Kasergeist verschwunden. Der Knecht kehrte gewitzigt nach Hause, wohin er auch die Buttermilch schaffte, und erlaubte sich nie einen ähnlichen Spaß mehr.

(Mündlich aus Selrain.)

Das Gromoaser Mannle.

A Gromoaser Mannle hat an Stöcken in der Hand hgöt, ist af a Büchele auch'n gangen. Droben hat ar g'schrieren: „Hui, Hui.“

(Mündlich im Oetzthal.)

Eichhorn, Käfer, Maus.

Es lebte einmal ein reicher, mächtiger König; dieser hatte nur eine wunderschöne Tochter, welche aber so ernst und so traurig war, daß sie noch nie in ihrem Leben gelacht hatte.

Da der König gerne einen Eidam und Nachfolger im Reiche gehabt hätte, so fragte er seine Tochter, ob sie sich nicht verehelichen wollte. „O ja, war ihre Antwort, aber nur mit jenem Jünglinge, der mich zum Lachen bringt, damit ich Hoffnung habe, frohe Tage mit ihm zu verleben. Alle jene Freier aber, die dies nicht können, sollen sterben.“ Dies sagte sie, weil sie gerne frei geblieben wäre; denn sie hoffte, dadurch jeden Bewerber zurückzuschrecken. Der König suchte ihr diese grausame Bedingung auszureden, aber sein Bemühen war umsonst, so daß er den Entschluß seiner Tochter endlich bekannt machte. —

Kaum war dies geschehen, so strömten von Nah und Fern die Söhne der edelsten Ritter, Fürsten und Könige herbei, um sich die Hand der Königstochter sammt dem Königreiche zu erwerben.

Ein Jeder hoffte durch verschiedene Streiche die ernsthafte Jungfrau zum Lachen zu bringen. Aber Alles war vergebens; je mehr erschienen, desto mehr ließen unter dem Beile des Scharfrichters ihr Leben, bis es endlich ganz still und ruhig wurde, denn Keiner wollte die gefährliche Probe nachmachen.

Da hörte in einem fernen Winkel des Reiches auch ein Bauer von der Bekanntmachung des Königs, und erzählte das Ganze beim Essen. Er und die Seinigen lachten nach Herzenslust über die Thorheit derjenigen, die wegen einer schönen Jungfrau das Leben lassen wollten; der Bauer bemerkte aber nicht, daß Jemand nicht seiner Meinung sei. Dieß war sein Sohn Hansl, ein rechter Tölpel, der nicht recht reden gelernt, und zu wenigen Stücken zu brauchen war, weil er Alles verkehrt that.

Als dieser von der schönen Königstochter hörte, und wie derjenige sie heirathen könnte, der sie zum Lachen brächte, ging ihm auf einmal ein Licht auf und er dachte: „Das muß ja mir am Besten gelingen, weil ich andere Leute lachen machen kann, wenn ich nur will.“ Nach dem Essen sagte er deßhalb zum Vater: „Ich will es versuchen, ob ich nicht die Königstochter zum Lachen bringe und dann zum Weibe erhalte.“

Der Vater wollte ihm diesen Plan ausreden; denn so dumm auch Hansl war, so hatte er ihn doch so gern, weil er sein einziges Kind war; aber Alles war umsonst. Dem Hansl lag die Königstochter so im Sinne, daß er darüber sogar erkrankte. Da sagte endlich der Vater zu ihm: „Wenn ich dich nicht gehen lasse, so stirbst du mir doch, deßhalb kannst du gehen, wann du willst, und die Königstochter erobern oder sterben; denn zur Arbeit bist

du doch nicht mehr zu brauchen." Bei diesen Worten sprang Hans freudig aus dem Bette und war plötzlich gesund; er richtete seinen Schnappsack zurecht, schnitt sich einen Stock ab und machte sich noch denselben Tag auf, um die Königstochter zu erwerben. Sein Weg führte ihn durch einen großen, großen Wald. Da hörte er auf einmal eine wunderschöne Musik; er lugte lange umher, bis er endlich auf dem Wipfel eines Baumes ein Eichhorn erblickte, das eine Flöte blies.

Er wußte anfangs gar nicht, wie er etwa das liebe Thierlein fangen könnte. Nach langem Hin- und Herdenken reffelte er endlich ganz leise den Baum hinan, ergriff das Eichhorn beim Schweif, zog es mit sich herab und steckte es dann sammt der Flöte in den Schnappsack. Dann ging er fröhlich weiter.

Wenn ihm unheimlich war, so ließ er das Eichhorn, das er an ein Schnürlein angebunden hatte, aus dem Sack herausspaziren, theilte mit ihm sein Stücklein Brot und dafür blies es ihm die herrlichsten Stücke vor.

Auf der Wanderung kam Hansl endlich aus dem Walde auf eine breite Straße. Da hörte er von Ferne ein Hackbrett so schön klingen, wie er es zu Hause noch nie gehört; er wunderte sich darob, weil er keinen Menschen sah. Nach langem Herumblicken und Suchen gewahrte er endlich einen großen Käfer, der auf einem Brette herumhüpfte so zwar, daß es einen allerliebsten Ton gab. Er erhaschte den Käfer und schob ihn sammt dem Brette in den Sack zum Eichhorn.

Froh und munter setzte er seinen Weg fort, denn er hoffte, bald die Stadt zu erreichen. Er kam durch schöne Felder und Wiesen. Wie er so dahinschlenderte, da klang

ein gar wunderbarer Ton an sein Ohr; so was hatte er noch nie gehört. Neugierig blickte er nach allen Seiten herum und sah endlich unter einem Baume eine Maus, die auf einer Maultrommel spielte. Nach langem Jagen und Springen erhaschte er sie endlich, und sie mußte sammt ihrem Instrumente zu den zwei andern Genossen in den Sack spazieren, wo sie sich in die Wette mit dem Eichhorn um die letzten Brotkrummen des Hansl stritt.

Nach einigen Tagen kam dieser in der Königsstadt an. Er fragte alsogleich nach dem Könige und dessen Tochter und klopfte dann mit aller Gewalt an die Thore der Burg. Wie der Pförtner sein Anliegen hörte, wollte er ihm schnell die Thüre weisen; aber Hansl ließ nicht nach mit Lärmen und Bitten, bis ihn der Pförtner meldete. Alsogleich durfte Hansl erscheinen. Wie er mit seinem Schnappsacke in den Saal trat, wo ihn die Königstochter mit ihrem Vater und dem ganzen Hofstaat erwartete, wäre er auf dem glatten Boden bald gefallen; er nahm aber ohne alle Umstände den Stock vom Rücken, leerte den Inhalt auf den Boden und ließ seine lieben Thierlein musiciren, während er selbst die sonderbarsten Gesichter und Sprünge machte. Diese Erscheinung war so neu, Hansl geberdete sich so toll, daß die sonst so finstere Prinzeß sich des Lachens nicht enthalten konnte. Wie dies der König sah, erschrack er sehr. Erzürnt ließ er den Hansl in den Kerker werfen, und in wenigen Tagen wollte er ihn tödten; nur die drei unschuldigen Thierlein ließ man ihm.

Die Königstochter hatte aber eine große Liebe für den Hansl und verlangte ihn durchaus zum Gemahl; denn sie hoffte, daß bei einigem Unterricht er schon recht werden würde. Der König schlug ihr die Bitte ab.

immer ab. Er wolle einen Prinzen, nicht einen Bauernburschen zum Eidam, war die gewöhnliche Antwort.

Da wurde sie traurig und noch am selbigen Tage mußte sie sich zu Bette legen und wurde ernsthaft krank. Wie sie so einsam und klagend im Bette saß und an ihren lieben, lustigen Hansl dachte, erschien die Maus desselben mit einem Zettelchen, worauf geschrieben stand, ob sie ihn wohl liebe; wenn nicht, so müsse er sterben, denn nur sie könne ihn retten. Die Königstochter war darüber sehr erfreut und schrieb auf die andere Seite des Zettelchens, das sie der Maus um den Hals band: „Ich liebe nur dich allein und ohne dich muß ich sterben". Hansl war bei dieser Nachricht sehr erfreut und hoffte auf ein gutes Ende.

Die Königstochter wurde aber täglich schlechter und schlechter, weil ihr der Vater die Bitte immer abschlug. Alle Aerzte gaben sie auf, und die ganze Stadt wurde traurig, denn alle liebten sie sehr. Als nun eines Tages der Kerkermeister dem Hansl die Speise brachte, so fragte ihn dieser, warum er so traurig und in der Stadt Alles so ruhig sei.

„Ja", sagte dieser, „die Tochter des Königs wird bald sterben".

Da sprach Hansl: „Sage zum König, daß ich ein Kraut wisse, von dem die Tochter gewiß gesunden werde". Der König ließ den Hansl alsogleich kommen, und die kranke Prinzeß wurde schnell gesund. Wie dies der König sah, so willigte er endlich in die Bitte seines Kindes; er gab dem Hansl einen Lehrer, und ließ ihm nach wenigen Wochen seine Tochter zu Gemahlin. Unter grossem Jubel feierten beide die Hochzeit. Nachdem sich Hansl

in seine neue Rolle hineingearbeitet hatte, beschlich ihn die Sehnsucht, seine Eltern zu besuchen und ihnen die Schwiegertochter zu zeigen. Er machte deßhalb seiner Gemahlin diesen Vorschlag. Freudig ergriff diese den Antrag und schnell wurden die Anstalten zur Reise getroffen. Von einer zahlreichen Dienerschaft begleitet, kamen sie im väterlichen Dorfe an. Hier ließ er die Gemahlin mit der Dienerschaft bleiben. Er selbst zog seine alte Bauernkleidung an und eilte der Heimath zu, nachdem er gesagt, was er thun werde und was sie thun sollte.

Die Eltern waren hoch erfreut, als sie den Sohn erblickten und lachten in einem fort, als er ihnen erzählte, wie er in die Stadt gekommen, dort durch seine Thierlein die Königstochter lachen gemacht, wie man ihm aber die Braut und die Thierlein mit vielem Geld und schönen Worten abgeschwatzt habe. Als er aber sagte, daß er das Geld, welches gar so schwer gewesen, für zwei Strutzen einem Bäcker gegeben, damit er auf dem Wege nicht verhungere, da schalten sie ihn den einen Tölpel hin, den andern her. Nicht lange darnach, während die Mutter noch fortdonnerte, kam die Königstochter verabredeter Maßen vorgefahren. Sie sagte zu den erstaunten Leuten, daß sie gekommen sei, die Eltern des Hansl zu besuchen, der sie lachen gemacht, und wolle auch hier zu Mittag speisen, und Hansl solle bald erscheinen.

Als Hansl hörte, daß man ihn verlange, so bat er die Mutter in einem fort, daß er doch die Speisen hinein tragen dürfe, um Alles zu sehen. Die Mutter gestattete ihm endlich, die Knödel aufzutragen. Wie er nun behutsam trippelnd zur Thürschwelle gelangte, stolperte er und die Knödel rollten auf dem Boden herum und zu den

Füßen der Königstochter hin. Diese lachte hell auf. Hansl kroch zwar emsig auf dem Boden herum, sammelte die Knödel wieder und legte sie auf den Tisch; aber seine Mutter zerrte ihn fort und sperrte ihn in den Schweinestall, damit er in Gegenwart so hoher Gäste keine Dummheit mehr anstellen könnte. Nach dem Essen besah die Königstochter die ganze Wirthschaft; wie sie aber in die Nähe der Ställe kam, da polterte und stürmte Hans, daß es ein Gräuel war. Auf die Erkundigung, was denn so herumpoltere, sagte die Bäuerin, daß es ein wildes Schwein sei; man dürfe aber nicht einmal die Thüre öffnen. Auf der Königstochter Verlangen jedoch öffnete man und es stürzte zu Aller Erstaunen Hans heraus und eilte auf Umwegen dem Wirthshause zu. Dort kleidete er sich um und fuhr in der Kutsche vor seiner Eltern Haus. Die Königstochter ging ihm entgegen und stellte den Bauersleuten in ihrem Gemahl den Hansl vor, der vor Kurzem die Knödel verworfen. Nachdem die guten Leute vor Verwunderung kaum zu Athem gekommen waren, erzählte ihnen die Königstochter, wie Hans ihr Gemahl geworden sei. Da fand die Freude der Bauersleute kein Ende und die Mutter des Hans ging in die Küche und kochte, daß es eine Art hatte. Dann wurde vollauf gegessen und getrunken. Abends dann fuhren alle mit Hans und der Königstochter in die Stadt, wo sie gar glückliche Tage verlebten.

(Mündlich aus Zillerthal.)

Der starke Hansl.

Ein armes Bäuerlein hatte viele Knaben, mit denen er sich hart durcharbeitete; denn ein Jeder hatte einen großen Löffel, keiner aber konnte etwas verdienen. Nachdem sie aber größer geworden, mußten sie auseinander, um sich ihr Brot durch der Hände Arbeit selbst zu verdienen. Der älteste davon, Hansl genannt, war ein sehr starker Bursche, der bald bei einem Bauer einen Platz fand; denn dieser glaubte dadurch einen zweiten Knecht zu ersparen, wenn er den starken Hansl in's Haus brächte. Gleich am ersten Tage mußte Hansl dreschen, aber sieh! alle Dreschflegel waren dem Hansl zu leicht, er schlug sie alle auf den ersten Streich entzwei. Er ging deßhalb in den Wald hinaus und machte sich von zwei großen Bäumen einen, der für ihn paßte. Aber mit diesem Dreschflegel hatte er bald die Tenne durchgeschlagen, so daß jetzt schon der Bauer Sorgen bekam, wie es etwa wohl das ganze Jahr mit einem solchen Knechte gehen werde. Er machte jedoch für diesmal bloß ein saures Gesicht und sagte zum Hansl, er solle jetzt mit den andern Dienstboten essen gehen, damit er hernach in den Wald fahren könne, um Holz für eine neue Tenne zu holen. Beim Essen waren aber dem Hansl die gewöhnlichen Löffel viel zu klein; er ging deßhalb in die Küche, nahm die Wassergatze und fischte mit dieser den andern Tischgenossen die Nudeln in einigen Minuten weg. Da fieng die Bäurin zu stürmen an, als sie für die andern Leute noch einmal kochen mußte; aber es

war umsonst, denn Hansl war für ein ganzes Jahr gedungen worden und die Bäuerin mußte bald stille sein, um die Sache nicht noch ärger zu machen.

Hansl war unterdessen mit zwei Ochsen und einem großen Wagen in den Wald hinausgefahren, um Bäume für die neue Tenne zu holen. Hier riß er die größten Bäume sammt den Wurzeln aus der Erde, und lud sie auf den Wagen. Die Ochsen waren aber nicht im Stande, die ungeheure Last vom Fleck zu bringen. Er band die Ochsen deßhalb auch auf den Wagen und zog Alles selbst nach Hause, wo er die neue Tenne bald fertig hatte. Der Bauer sann nun auf eine List sich den unlieben Knecht vom Halse zu schaffen. Er befahl ihm, einen Ziehbrunnen zu graben. Wie Hansl bei dieser Arbeit etliche Klafter tief in der Erde war, da trug der Bauer wetteifernd mit dem Weibe große Steine herbei und wälzte sie auf ihn hinab. Dieser aber rief von Unten herauf, man solle doch die Hühner wegtreiben, die ihm immer Sand in die Grube hineinscharrten, sonst komme er mit der Arbeit nicht weiter. Wie die zwei an der Grube das hörten, da wußten sie sich gar nicht zu helfen. Sie blickten lange rathlos herum und ersahen endlich einen großen Mühlstein, welchen sie herbeizuschaffen und hinabzuwälzen beschlossen. Es kostete ihnen viele Mühe, den großen, schweren Stein von seinem Platze bis an den Rand des Brunnens zu bringen, aber nach längerer Anstrengung gelang es ihnen doch. Wie sie ihn hinabwarfen, fiel der Stein so auf, daß der Kopf des Hansl mitten durch das Loch fuhr und ihm der Stein auf den Schultern fest sitzen blieb. „Juhei, rief Hansl und stieg aus der Grube herauf, Juhei, jetzt hab ich einen Sonn-

tagskragen, wie ich noch nie einen so schönen gehabt." Vor Freude hüpfte und tanzte er wie rasend eine Zeit lang herum, legte dann seinen Sonntagskragen ab und stieg wieder in die Grube hinab, wo er nun ungehindert fortarbeiten konnte. Da fiel den geängsteten Bauersleuten noch ein Mittel ein, sich den Knecht vom Halse zu schaffen. Nicht gar weit vom Dorfe war eine einsam stehende Mühle, deren letzter Eigenthümer, ein rechter Geizhals, sich um eine große Summe Geldes mit Leib und Seele dem Teufel verschrieben hatte. Auf einmal war aber der Müller verschwunden, die Mühlen standen, und Niemand wagte sich in deren Nähe, denn es war nicht geheuer darin und man sagte allgemein, die Teufel hätten dort ihren Wohnsitz genommen.

Nach dieser Mühle nun sandten die Bauersleute den Hansl, der von der ganzen Geschichte Nichts wußte, mit einem großen Wagen voll Getreide, um es zu mahlen. Wie er bei der Mühle ankam, war die Thüre fest verschlossen; drinnen aber lärmte und polterte es fürchterlich herum. Hansl sprengte die Thür; da hüpften und sprangen Dutzende schwarzer Teufel von einer Ecke in die andere, grinsten und bleckten mit den Zähnen. Das erzürnte den Hansl gar sehr. Alsogleich kehrte er das Wasser ein, daß die Mühlsteine blitzschnell sich drehten und die Funken auseinander flogen. Er packte dann einen Teufel nach dem andern und mahlte sie alle sammt dem Getreide herunter, so daß das Mehl ganz schwarz wurde, und kehrte dann nach vollbrachtem Geschäfte zum Bauer zurück. Jetzt hatte Hansl vor Nachstellungen Ruhe; er mußte den ganzen Winter hindurch Steine brechen, zu andern Dingen wagte der Bauer ihn nicht zu verwenden.

Im Frühjahr fragte er den Knecht, ob er gehe, wenn er ihm den ganzen Jahrlohn zahle. „O ja,“ sagte Hansl. Der Bauer bezahlte ihn voller Freude aus, und dieser suchte und fand bald bei einem andern Bauern ein Unterkommen. Dieser hatte aber schon von Hansls Stücklein gehört und glaubte deßhalb die Sache recht klug anstellen zu müssen. Er nahm ihn deßhalb unter der Bedingung als Knecht an, daß er alle Arbeiten verrichten müsse, die man ihm auftrage; werde er deßhalb zornig, so solle er die Ohren und den Jahrlohn dazu verlieren; werde aber der Bauer zornig, so bekomme Hansl des Bauern Ohren, den doppelten Lohn und das Jahr sei dann zu Ende. Hansl ging gerne den Vorschlag ein. In den ersten Tagen ging Alles gut von Statten; der Knecht arbeitete recht brav, nur der Bäuerin war er bei Tische gar zu schnell. Die zweite Woche mußte er mit den andern Dienstboten auf die Wiesen hinaus, um zu mähen. Hier arbeitete er so viel wie zehn Andere; als aber die Zeit des Essens heranrückte, sagte der Bauer zu ihm: „Wir gehen jetzt essen, aber du sei unterdessen nicht faul, sondern arbeite fein brav.“ Hansl machte über diesen Befehl große Augen. „Bist etwa zornig?“ fragte der Bauer mit einem spöttischen Lächeln. „Gar nicht,“ meinte Hansl und arbeitete unverdrossen weiter. Als aber der Bauer mit den Seinen beim Mittagsessen saß, eilte Hansl in den Stall, holte zwei der schönsten Kühe heraus, trieb sie zum Metzger und verkaufte ihm die Kühe; von dem Erlös ließ er sich beim Wirth was Ordentliches geben, und eilte dann wohlgestärkt wieder zur Arbeit aufs Feld zurück.

„Ich habe zwei Kühe verkauft, sagte er zum Bauer,

und mir was zu essen geben lassen, hier hast du das übrige Geld" und reichte dem Bauer, wie zum Spott, noch etliche Gulden hin. Diesem stieg das Blut in den Kopf und er griff nach einem Rechen. „Bist etwa zornig" fragte Hans. „Gar nicht," antwortete der Bauer, indem er den Rechen fahren ließ und schnell nach den Ohren griff.

Ein anderes Mal verkaufte Hansl die Pferde, ein anderes Mal die Schweine und so trieb er es fort, bis alle Ställe leer standen. Der Bauer jammerte zwar, durfte aber nicht zornig werden. Da fiel ihm ein Mittel ein. Er hatte bestimmt, daß das Jahr zu Ende sei, wenn der Kukuk schreie. Er befahl deßhalb seinem Weibe, sich mit Teig zu bestreichen und dann in einem Federbett sich herumwälzen und auf einen Baum zu steigen, wo sie das Geschrei des Kukuks nachahmen sollte. Als Hansl den Kukuk hörte, lief er in die Kammer, lud seine Flinte und schoß den Kukuk vom Baume. Wie dies der Bauer sah, da schlug er die Hände über dem Kopf zusammen und schrie und fluchte, daß man's im ganzen Hause hörte. „Bist etwa zornig?" fragte Hans. „Wer sollte nicht zornig werden, antwortete der Bauer, zuerst verkaufst du mir mein Vieh und jetzt schießt du mir gar das Weib todt."

„Jetzt gib mir nur alsogleich die Ohren und den doppelten Lohn her," meinte Hansl, „und das Jahr ist zu Ende." Der Bauer bat und flehte, ihm doch die Ohren zu lassen, er wolle sie theuer bezahlen. Alles umsonst. Hansl schnitt ihm ohne Umstände die Ohren ab, nahm den doppelten Lohn und ging dann singend

und pfeifend seines Wegs, um anderswo ein Plätzchen zu finden.

(Mündlich aus Zillerthal.)

Das verzauberte Schloss.

Es lebte einstens ein reicher, mächtiger Graf. Dieser hatte drei Söhne, von denen die zwei ältern ziemlich herangewachsen waren, als ihre liebe Mutter starb; der dritte war aber noch sehr jung und klein. Die zwei ältern hatten keine größere Freude als auf die Jagd zu gehen, oder mit den Pferden sich herumzutummeln und den jüngsten Bruder zu necken; denn dieser blieb den ganzen Tag bei seinem trauernden Vater zu Hause, und fand nur seine Freude an den schönen Geschichten und angenehmen Erzählungen desselben. Deßhalb liebte ihn auch der Vater gar sehr. So ging es mehrere Jahre fort. Der Jüngste war auch größer geworden und der Vater hatte allmählig die Trauer um sein geliebtes Weib gemäßigt; aber dafür kam jetzt ein anderes großes Unglück über ihn, er wurde sehr krank und bekam einen häßlichen Ausschlag. Von weit und breit wurden die berühmtesten Aerzte berufen, doch keiner kannte ein Kräutlein oder ein Wässerlein gegen diese häßliche Krankheit.

Da erzählte eines Tages ein altes Weiblein, daß weit von hier sich ein Schloß befinde mitten in einem See, und in demselben schlafe eine verzauberte Königstochter. Dort könne man ein Wässerlein bekommen, das alle Krankheiten heile und von dem der alte Graf ganz gewiß gesund würde.

mußt auch erfüllen, was ich dich heiße. Du mußt dein Pferd in viele Stücke zerhacken und an diesem Platze mich Morgen um Eilfuhr erwarten. Die Stücklein nimmst du mit, wenn ich dich in's Schloß führe; denn drinnen wimmelt es von den verschiedensten Thieren, kleinen und großen, wilden und zahmen. Wenn ich dir winke, so wirfst du ihnen ein Stück vor, damit du ungehindert durchgehen kannst; ebenso auf dem Rückwege. In dem Zimmer, wo sich die schlafende Prinzessin findet, nimmst du die mittlere von drei, auf einem Tische stehenden Flaschen und dann eile wieder hinweg, denn um Zwölfuhr dreht sich Alles im Schlosse herum. Du wärest verloren, wenn du dich noch im Schlosse befändest und die Prinzessin wäre dann unerlösbar." Hierauf entfernte sich das Weiblein.

Er erfüllte getreulich, was ihm befohlen war. Mit den Stücklein seines Pferdes harrte er schon in aller Frühe auf seine Führerin. Um Eilfuhr erschien sie in einem Kahne und brachte ihn in's Schloß. Hier begegneten ihnen die seltsamsten Thiere, kleine wie große, zahme wie wilde, an den Thüren aber hielten Löwen Wache, von denen er einem jeden ein Stück Pferdefleisch hinwerfen mußte. So kam er von einem Zimmer in das andere und das Weiblein öffnete immer mit einem goldenen Schlüssel. Endlich kamen sie in's Zimmer, wo die Prinzessin war; diese war aber eine wunderschöne Jungfrau und schlief fest auf einem herrlichen Bette. Der Jüngling war ganz entzückt von der holden Gestalt, er konnte sich daran nicht satt sehen; gerne wäre er geblieben, aber der nahe Glockenschlag und die Führerin mahnten ihn zur Eile. Schnell ergriff er die mittlere von drei Flaschen, die auf einem Tische standen, warf noch einen Blick auf die Schläferin, die

die Augen zu öffnen schien, und eilte dann blitzschnell aus dem Schlosse, indem er auf den Wink der Führerin seine Stücklein vertheilte. Kaum hatte er das Schloß hinter sich, als auch die Glocke Zwölf schlug und im Schloße ein Gepolter und Lärm entstand, als drehe sich Alles nach Oben und Unten. Doch plötzlich wurde es still. Glücklich brachte ihn das Weiblein mit der Flasche an's Ufer. Hier fand er zu seinem größten Erstaunen ein schön gesatteltes Pferd, das ihm froh entgegen wieherte; er schwang sich hinauf und sprengte wohlgemuth der Heimath zu. Nach einigen Tagen spät Abends kam er beim Wirthshause an, wo seine zwei Brüder sitzen geblieben. „Jetzt, sagte er zu sich selbst, kannst du dir wohl gütlich thun, nachdem du ein so schönes Stück Arbeit vollbracht hast.“ Er stieg deßhalb ab und ging zu seinen Brüdern hinein. Diese waren mit dem Abgang ihres Geldes auch allmählig stiller geworden und saßen ganz trübsinnig in einem Winkel. Wie sie ihn nun eintreten sahen, sprangen sie vor Freude auf und baten ihn doch zu erzählen, wie es ihm ergangen sei. Er erzählte ihnen die ganze Geschichte und zeigte ihnen die Flasche mit dem Heilwasser. Damit sie am andern Tage mit ihm nach Hause könnten, kaufte er ihnen die Pferde los und legte sich dann wohlgemuth und ohne allen Argwohn schlafen. Nicht so die Brüder. Diese wollten es ihm durchaus nicht gönnen, daß er das Heilwasser erobert hatte und dadurch seinen Vater retten konnte. Sie schlichen deßhalb ganz leise an sein Lager um zu lauschen, ob er wohl tief schlafe. Ihn umgaukelten die süßesten Träume. Während dem aber nahmen seine Brüder ihm heimlich die Flasche weg, theilten den Inhalt unter sich, füllten sie dann mit Quell-

wasser, stellten sie an ihren frühern Ort und schliefen dann fest bis an den Morgen. Ohne allen Argwohn sattelte der Jüngste sein Pferd und verwahrte seine Flasche wohl; auch die zwei ältern brachen auf und ritten froh mit ihm der Heimath zu. Kaum angekommen erzählte der Jüngste die ganze Geschichte, die er erlebt, zog dann seine Flasche hervor und wusch den Vater; doch blieb dieser krank wie zuvor.

Da fragte er seine zwei andern Söhne, ob etwa sie das wahre Heilwässerlein gefunden hätten. „Wir haben wohl eines," sagten sie und ein Jeder zog seine Flasche hervor; und während sie den Vater wuschen, erzählten sie eine erdichtete Geschichte, wie sie dazu gekommen und nachdem sie zu erzählen und zu waschen aufgehört hatten, da wurde der Vater plötzlich gesund und blühend und schön wie ein Jüngling.

Da gingen dem Jüngsten die Augen auf, und er betheuerte, daß ihm die ältern Brüder die Flasche gestohlen hätten. Aber er konnte das nicht beweisen, und deßhalb wurde sein Vater sehr zornig auf ihn. Da schlich er gar einsam und traurig durch die Hallen der Burg und jetzt erst dachte er an die holde Prinzessin, die ihm über seinem Vater ganz aus dem Gedächtnisse entfallen. Wie er so herumirrte und nur an sie dachte, kam ein mit sechs Schimmeln bespannter Wagen dahergefahren; darin saß eine schöne Jungfrau von einer zahlreichen Dienerschaft umgeben. Der Graf eilte mit seinen drei Söhnen der Unbekannten entgegen und hieß sie aufs freundlichste willkommen, als der Jüngste in ihr die schlafende Prinzessin erkannte und seine Freude nicht mehr mäßigen konnte. Er eilte auf sie zu und bot ihr seine Rechte. Sie aber er-

zählte dem Grafen, wie sie durch den Jüngsten sei gerettet worden und jetzt da sei, ihn als ihren Bräutigam abzuholen. Als dies der Jüngste hörte, nahm er von seinem Vater und den beschämten Brüdern alsogleich Abschied, stieg mit seiner Braut in den Wagen und fuhr mit ihr in's Schloß zurück. Dort hielt er Hochzeit und lebte viele Jahre mit ihr recht glücklich und zufrieden. —

(Mündlich aus Zillerthal.)

Der gehende Wagen.

Es lebte einmal in einer großen, schönen Stadt ein reicher Mann mit einer Tochter, die er sehr liebte. Alles, was sie nur wünschte, gewährte er ihr; nie hatte sie von ihm oder von den Dienstboten eine abschlägige Antwort erhalten. Wie sie größer geworden und zu einer schönen Jungfrau herangewachsen, bat sie der Vater, sie sollte sich doch aus den ersten Häusern der Stadt einen Jüngling zum Manne wählen. Sie aber wollte das nicht. Da aber der Vater mit seinen Bitten nicht nachließ, so erklärte sie endlich, daß sie dazu bereit sei aber nur unter Bedingungen: Sie müße einen Wagen erhalten, der nur von ihr geleitet vorwärts sich bewege, dann vier Kleider, ein himmelblaues mit goldenen Sternen besäet, ein silbergewirktes und ein golddurchwirktes und Eins, das aus den Bälgen der Feldmäuse gefertigt sei; und alle die verlangten Sachen müßten in drei Tagen fertig sein. Wie der Vater die Anforderung seiner Tochter hörte, war er

sehr bestürzt; doch durfte er ihr selbe nicht abschlagen, um sie nicht zu betrüben. Er ließ deßhalb die besten Schmiede der Stadt kommen und bat sie innerhalb dreier Tagen einen Wagen zu verfertigen, wie ihn die Tochter verlangte; ebenso wurden die kostbarsten Stoffe zu den drei Kleidern gekauft und zum vierten alle Mausfänger aufgeboten, um an Mäusebälgen keinen Mangel zu leiden. Am dritten Tage war auch wirklich zur größten Freude des Vaters der Tochter Wunsch erfüllt. Der Wagen hielt vor der Thüre und auf ihm lagen die vier verlangten Kleider. Die Tochter setzte sich in den Wagen und wollte alsogleich eine Probefahrt machen. Wie sie darauf saß, drehten sich die Räder, und der Wagen rollte und rollte unaufhaltsam fort und die Tochter kam mit ihren Kleidern in ein ganz unbekanntes fremdes Land. Nicht weit von einer großen Stadt zerbrach der Wagen. Sie stieg ab und sah sich eine Zeit lang die Gegend an. Sie erblickte eine hohle Eiche und in dieser barg sie die die drei Prachtkleider, das aus Mausfellen aber zog sie an und ging in die Stadt.

Hier suchte sie vergebens nach einem Unterkommen, denn nirgends wollte man die Unbekannte im grauen Pelzkleide dulden; nach langem Herumfragen bekam sie endlich doch bei einem Grafen einen Platz in der Küche. Hier mußte nun die schöne Jungfrau in Schmutz und und Asche herumkriechen, die Fußböden fegen, Schüßel und Teller reinigen und alle Geschäfte der niedrigsten Küchenmagd verrichten. Die Nacht schlief sie in einem schlechten Kämmerlein auf halbfaulem Stroh und hatte nichts darin als einen Stuhl und einen kleinen Kleiderkasten. —

Lange Zeit hatte sie schon im Grafenhause gedient, als der Herr einen großen Ball gab, der mehrere Tage dauern sollte; eigentlich wollte er sich aber unter den schönen Jungfrauen der Stadt eine Braut wählen. Jetzt hatte die Küchenmagd harte Tage; immerfort mußte sie Wasser tragen, Alles säubern und reinigen, Hühner rupfen und dergleichen Mehreres. Wie Alles bereitet war, erschienen die vornehmsten Gäste aus der Stadt. Da erinnerte sich die verlassene Magd an ihren Vater und wie sie zu Hause bei solchen Festlichkeiten immer dabei gewesen, wie sie getanzt habe und wegen ihrer Schönheit allen Andern vorgezogen worden. Sie bat deßhalb die Köchin, hinter der Thüre Alle beim Ein- und Ausgehen beobachten zu dürfen. Nach langem Bitten und nachdem sie ihre Geschäfte verrichtet, wurde es ihr gestattet. Sie aber ging in ihr Kämmerlein, wusch und putzte sich und eilte dann zur hohlen Eiche, zog hier das himmelblaue, mit goldenen Sternen übersäte Kleid an und eilte in's Haus zurück. Alles machte der schönen Unbekannten ehrerbietig Platz und sie gelangte unerkannt und ohne Hinderniß in den Saal. Da erstaunten Alle, die sie sahen, über ihr prächtiges Kleid, noch mehr aber über ihre Schönheit; der Graf war aber ganz überrascht. Er ging ihr entgegen, führte sie auf den ersten Platz und tanzte nur mit ihr allein. Nach einer Stunde aber verschwand sie aus dem Saale, eilte nach der hohlen Eiche, zog die gewöhnliche Kleidung an und erschien dann unbemerkt hinter der Thüre um zu sehen und zu beobachten, was sie für einen Eindruck hervorgebracht habe. Die Gäste gingen bald auseinander, denn der Graf, tief betrübt wegen ihres Verschwindens, hatte für diesen Tag die Festlichkeit bald

beendet und Alle auf den folgenden Tag wieder eingeladen. Alle erschienen auch wieder im schönsten Schmucke und bestrebten sich, dem Grafen, der sehr traurig nach der holden Unbekannten im blauen Kleide herumsuchte, aufzuheitern; aber alle Bemühungen waren vergebens. Sollte er fröhlich werden, so mußte die so sehnlich Erwartete erscheinen. Diese ging auch, nachdem sie alle ihre Geschäfte verrichtet hatte, die Köchin mit der Bitte an, hinter der Thüre Alles besehen zu dürfen. Es wurde ihr gestattet. Sie aber eilte in ihr Kämmerlein, wusch und putzte sich, eilte zur hohlen Eiche, legte das silberdurchwirkte Kleid an und eilte in's gräfliche Haus zurück. Wie sie durch die geöffneten Saalthüren eintrat, eilte ihr der Graf freudetrunken entgegen, führte sie auf den ersten Platz, sprach und tanzte nur mit ihr allein und war ganz selig in ihrer Gegenwart. Nach einer Stunde aber verschwand sie aus dem Saale. Der Graf hatte jedoch an die Thore treue Wächter gestellt, welche der Unbekannten nachschleichen sollten. Sie wußte dies, weßhalb sie durch ein Hinterpförtchen zur hohlen Eiche eilte, dort die gewöhnliche Kleidung anzog und dann nach Hause zurückkehrte. —

Mit ihr war aber auch alle Freude verschwunden. Der Graf von ihrer Schönheit bezaubert und wegen ihres Verschwindens ganz untröstlich, entließ die Gäste bald, nachdem er sie Alle auf den folgenden Abend wieder geladen hatte; denn er hoffte, daß die Unbekannte, wenn sie wieder erscheinen sollte, an dem Entweichen durch Umringung des Hauses könnte verhindert werden.

Wie er gehofft, so geschah es auch. Die Magd eilte am folgenden Abende nach erhaltener Erlaubniß zur Eiche, zog

dort das golddurchwirkte Kleid an und ging ins Schloß zurück. So schön wie diesmal war sie noch nie gewesen. Der Graf empfieng sie mit Jubel und Freude; er sprach und tanzte nur mit ihr; für alles Andere war er taub und blind. Doch wie die Stunde um war, wollte sie auch wieder zur hohlen Eiche entfliehen. Aber dies war nicht möglich, denn das ganze Haus war mit Dienern umringt. Sie schlüpfte deßhalb in ihr Kämmerlein, zog das kostbare Kleid aus und wollte es verbergen. Ein Diener hatte aber die Unbekannte in die Kammer der Küchenmagd entfliehen sehen. Dies hinterbrachte er alsogleich dem Herrn. Wie dieser hörte, daß die Unbekannte in die Kammer der Küchenmagd entflohen, ließ er die Thür sogleich öffnen und hier fand er seine Küchenmagd, wie sie eben im Begriffe war, das Kleid im Kasten zu verbergen. Er fiel ihr alsogleich um den Hals, und bat sie dann das Kleid wieder anzuziehen und mit ihm in den Saal zurückzukehren. Wie er mit ihr dort erschien und sie vor Allen seine Braut nannte, da war Jubel und Freude und gleich am andern Tage wurde Hochzeit gehalten. Beide aber lebten froh und glücklich recht viele Jahre im Kreise schöner Kinder und Enkel. —

(Mündlich aus Zillerthal.)

Der daumlange Hansl.

An dem Saum eines großen Waldes stand eine elende Hütte, worin zwei arme Eheleute mit ihren eilf Söhnen wohnten; diese waren aber sehr klein und der älteste von ihnen nicht viel größer als eines Mannes Daum, so

daß man ihn allgemein den baumlangen Hansl nannte. Da die Eltern sehr arm waren und das nöthige Brod nicht mehr auftreiben konnten, so dachten sie daran, sich die Kinder vom Halse zu schaffen. In einer Nacht besprachen sie diese Sache und beschloßen, die Kinder am andern Tage in den Wald zu führen und dort sich selbst zu überlassen. Hansl hatte aber die ganze Berathung der Eltern heimlich gehört und dachte nun auf ein Mittel, wie er mit seinen Brüderchen wohl allein den Weg aus dem Walde nach Hause finden könnte. Zu diesem Zwecke stopfte er sich am andern Tage seine Taschen voll mit kleinen runden Kieselsteinen, und ging dann mit seinen Eltern und Brüdern ganz sorgenfrei in den Wald hinein. Nach einiger Zeit entfernten sich die Eltern von ihnen unter dem Vorwande, als suchten sie Holz, gingen aber schnell auf einen andern Weg nach Hause zurück. Die Brüderchen warteten lange aber vergebens; da machte Hansl, der nicht wußte, warum sie so lange warten sollten, ihnen den Vorschlag, nach Hause zurückzukehren, er werde den Weg schon finden. Wirklich brachte er alle glücklich nach Hause; denn auf dem Weg in den Wald hatte er in einiger Entfernung ein Steinchen nach dem andern fallen lassen; diese Steinchen suchte er nun auf und so gelangte er auch glücklich zu Hause an. Die Eltern erschracken zwar, wie die Kinder ganz wider ihr Hoffen kamen, mußten jedoch Freude heucheln; sie beschloßen aber, die Sache doch noch einmal zu versuchen. Sie führten deßhalb am andern Tage die Kinder in den Wald an einen ganz unbekannten Ort hin. Hansl hatte diesmal kleine Häufchen von Sand gebildet, um so den Rückweg zu finden Die Eltern machten sich wieder davon und

eilten nach Hause; die Kinderchen warteten lange aber vergebens auf ihre Rückkehr, deßhalb wollten sie allein nach Hause gehen. Da hatte sich ein starker Wind erhoben, der die Sandhäufchen des Hansl vernichtete, so daß sie bald den Weg verloren. Eine Zeit lang irrten sie im Walde herum; endlich stieg Hansl auf eine hohe Tanne um zu sehen ob nicht in der Nähe ein Haus oder eine Hütte wäre. Da sah er wirklich in nicht gar großer Entfernung aus einer Hütte Rauch aufsteigen. Er stieg eilig herab und ging mit seinen Brüderchen auf die Hütte zu; sie war aber gesperrt.

Hansl klopfte gar leise an. Da öffnete ein altes Weiblein und fragte was sie wollten. „Ach, flehte Hansl, schenkt uns doch ein Stücklein Brot und laßt uns über Nacht bleiben, damit uns nicht die Thiere freßen.“ Das mitleidige Weiblein gab einem Jeden ein Stücklein Brod und verbarg dann Alle unter dem Ofen; denn der Herr der Hütte war ein Menschenfreßer und konnte von seinem Raubzuge bald zurückkommen. Wirklich kam er auch bald und rief, so wie er in die Stube getreten: „I schmeck, i schmeck a Menschenblut.“ Er schnoberte in der Stube herum und hatte die Kleinen hinter dem Ofen bald gefunden. „Ihr seid gerade recht für Mitternacht“ sagte er und legte sich dann auf die Bank, wo er bald einschlief. Als das Weiblein die Worte des Menschenfressers gehört hatte, so erschrack sie sehr, denn die kleinen Kinder hatte sie gar lieb. Sie befahl ihnen deßhalb, als der Menschenfresser fest schlief, unter dem Ofen hervorzukommen und sie führte sie in eine Kammer. In derselben aber schliefen die eilf Töchter des Menschenfressers und jede hatte eine goldenes Krönlein auf dem Haupte. Die

Krönlein nahm nun das Weiblein heimlich weg und setzte sie dem Hansl und seinen Brüderlein auf, die leinenen Zipfelkäpplein derselben aber den Töchtern des Menschenfressers. —

Um Mitternacht stand dieser auf und hatte bald ausgespürt, daß die fremden Kinderlein in der Kammer seiner Töchter wären. Schon wollte er den Hansl fassen, als er das goldene Krönlein merkte und deßhalb irre geführt wurde. Er griff daher nach den leinenen Zipfelkäpplein und biß so seinen Töchtern die Köpfe ab. Hansl aber machte sich mit seinen Brüderlein aus dem Staube und sie liefen und liefen, bis sie vor Müdigkeit nicht mehr weiter konnten und sich deßhalb in eine Höhle verkrochen, um da sicher zu sein. Mit Tagesanbruch hatte der Menschenfresser seinen Irrthum gemerkt; zornig zog er seine Stiefel an, um dem flüchtigen Kindern nachzueilen. Die Stiefel aber hatten die Eigenschaft, daß sie einen hintrugen, wohin man wollte. Deßhalb hatte er die Kinderlein, die ihm mit den goldenen Krönlein entflohen, auch bald gefunden. Er lachte hellauf vor Freude, als er sie sah und legte sich dann vor die Höhle hin, um ein wenig auszuruhen. Hansl aber kroch heimlich mit seinen Brüdern aus der Höhle hervor und zog dem Schläfer seine Stiefel ab. Diese waren sehr groß, so daß Alle darin Platz hatten. Hansl dachte: ach kämen wir nach Hause Und sieh, kaum hatte er es gedacht, so sprangen die Stiefel neben einander fort und fort, bis sie zu Hause ankamen. Jetzt hatten die Eltern eine große Freude an ihnen; denn aus den goldenen Krönlein lösten sie viel Geld und Hansl verdiente sich auch viel, denn er wurde Bote und zwar der beliebteste und bald auch der reichste,

weil er mit seinen Stiefeln die Geschäfte am schnellsten besorgen konnte. (Mündlich in ganz Deutschtirol.)

Die verwünschte Prinzessin.

Es ist schon lange seitdem her, da hatte einmal ein mächtiger Kaiser eine Heerschau angeordnet. Die Soldaten mußten von nah und fern zusammenkommen, und auf einem weiten Felde in zwei Reihen sich aufstellen. Da ritt nun der Kaiser mit seiner goldenen Krone auf dem Haupte mitten durch und besah sich die Krieger. Unter andern bemerkte er einen sehr alten Veteranen, dessen Haare schon schneeweiß waren. Der Kaiser hielt bei ihm an und fragte ihn: „Wie lange hast du schon gedient?“ — „Vierzig Jahre, Herr Kaiser,“ erwiderte ehrerbietig der Alte. — „Gut,“ sprach der Kaiser, „du hast deine Zeit nun voll und sollst der Mühen nun enthoben sein. Stelle dich morgen um Neunuhr im Audienz-Saale.“ Nach diesen Worten ritt der Kaiser wieder weiter und erblickte einen wunderschönen, noch blutjungen Mann, der muthig dreinschaute. Er hielt bei ihm an und fragte ihn: „Wie viele Dienstjahre zählst du?“ Der Jüngling trat ehrerbietig vor und antwortete etwas verlegen: „Nur zwei, Eure Majestät, habe aber doch auch den letzten Krieg mitgemacht, und mein Muth hat mich nicht verlassen.“ Der Kaiser fand Wohlgefallen an dem schönen, muthigen Burschen und sprach: „Du scheinst ein braver Mann zu sein. Stelle auch du dich morgen um Neunuhr in dem Audienzsaal.“ — Der Kai-

ser ritt wiederum weiter und bemerkte bald einen greisen Veteranen, den er fragte: „Wie lange dienst du bei der Armee?“ — Der alte Krieger antwortete: „Achtundvierzig Jahre, Herr Kaiser. Ich habe in dieser Zeit viele Kriege mitgemacht und manche Wunde davon getragen. So hat mir in letzter Schlacht so ein Türkenhund eine Kugel in's Bein gejagt, die mir noch oft Schmerzen macht. Aber der Kerl mußte es theuer bezahlen, denn er wurde gleich darauf von unseren Kugeln zu Boden gestreckt.“ — Dem Kaiser gefiel der alte Mann, der noch so feurig erzählte. „Stelle dich morgen um Neunuhr im Audienzsaale“, sprach der Fürst, ritt weiter und musterte die noch übrigen Soldaten.

Am andern Tage putzten sich die drei beorderten Soldaten aufs beste heraus und stellten sich Schlag Neunuhr im kaiserlichen Audienzsaale. Sie wurden vom Kaiser sehr freundlich empfangen und dann sprach er zu ihnen: „Ihr habt euch wacker gehalten und verdient einen Lohn. Weil ihr eure Pflicht so treu erfüllt habt, enthebe ich euch der fernern Kriegspflicht und will euch würdig beschenken. Zwischen zwei Dingen könnt ihr wählen, entweder könnt ihr hier bleiben und hier eure lebenslängliche Versorgung haben, oder ihr könnt weiter ziehen, und wenn ihr dieses thun wollt, so werde ich jedem von euch ein tausend Gulden zum Abschiede geben.“ — Als die drei diesen Vorschlag gehört, wurde ihnen die Wahl nicht sauer. Einstimmig baten sie um die tausend Gulden und wollten in die Weite wandern. Der Kaiser ließ, als er dieß sah, alsogleich den Reichskassier holen und befahl ihm, jedem der drei Soldaten ein tausend Gulden auf der Stelle auszubezahlen. Die drei Ab-

schieder empfiengen sogleich ihr Geld und zogen, nachdem sie dem Kaiser mit gerührtem Herzen gedankt hatten, mit einander fort. Sie waren noch nicht weit gewandert, als sie in einen großen, dunkeln Wald kamen, durch den eine Straße führte. Ehe sie noch das Ende des Waldes erreichten, überfiel sie die Nacht und sie mußten unter den Bäumen ihr Lager halten. Am folgenden Tage kamen sie endlich ins Freie und eine wunderschöne Gegend lag vor ihnen ausgebreitet. Am Ausgange des Waldes prangte auf einem Wiesenhügel ein herrliches Schloß, an dessen Fuße ein freundliches Dorf sich hinzog. „Seht da das Schloß! Gehen wir doch hinauf, um es anzusehen," sprach da der junge Soldat. — „Was werden wir da droben thun," entgegneten die zwei Alten, „wir haben Hunger und Durst, und gehen lieber ins Dorf und suchen dort eine Schenke." Gesagt, gethan! Sie lenkten ihre Schritte dem Dorfe zu, während der junge Bursche den Weg zum Schlosse nahm. Bald stand er vor dem großen Thore, das weit geöffnet war. Als er sah, daß kein Wächter da sei und daß keine lebende Seele im Hofe sich zeige, trat er muthig ein und stieg die marmorne Treppe hinauf. Er kam dann auf einen Gang, aber auch da zeigte sich kein lebendes Wesen. Endlich gelangte er in einen herrlichen Saal, in dem eine große Tafel stand, auf der die kostbarsten Speisen dufteten. In der Mitte war aber ein großes leeres Teller. Er sah sich noch einmal um, ob nirgends Jemand sich zeige, und als er sich allein erblickte, setzte er sich nieder und aß von all den Gerichten nach Herzenslust, bis er satt war. Als er noch dasaß und sich gütlich that, klopfte es plötzlich an die Thüre.

„Herein!“ rief der Bursche aus Leibeskräften. Da öffnete sich die Thüre und eine Schlange kroch herein und auf den Tisch hinauf, wo sie im leeren Teller Platz nahm und sich zusammenrollte. Obwohl dem jungen Soldaten die Furcht fremd war, so gruselte es ihn doch ein wenig, als er mit der unheimlichen Schlange ganz allein im weiten Saale war. Sein Staunen und seine Furcht wurden noch größer, als die Schlange zu reden begann. „Fürchte dich nicht,“ sprach sie, „und thue, was ich dir sage. Wenn du meinen Worten folgst, kannst du sehr glücklich werden. Ich bin eine verwünschte Prinzessin. Du kannst mich erlösen, wenn du nur willst, und dann bin ich mit allen meinen Schätzen dein. Sag mir also, ob du alles, woran meine Erlösung geknüpft ist, thun wollest.“ Da besann sich der Soldat nicht lange und sprach: „Potz Hagel und Donnerwetter! ich habe dem Tode so oft in den Rachen geschaut, d'rum werden mich diese Dinge auch nicht erschrecken!“ — Da sprach die Schlange: „Gut, so höre deine Aufgaben. Es werden drei Nächte nacheinander um die zwölfte Stunde viele, viele Soldaten mit ihrem Könige ins Schloß kommen. Sie werden dich an allen Enden und Ecken des Schlosses suchen, bis sie dich finden. Dann wirst du vor den König geführt werden, der alles Mögliche aufbieten wird, um von dir eine Antwort heraus zu kriegen. Du mußt dich aber nicht bewegen lassen, auch nur ein Wort zu sprechen. Fasse nur Muth und bleibe trotz aller Versprechungen und Drohungen stumm, wie ein Fisch; denn wenn du nur eine Silbe sprichst, sind wir beide verloren. Du wirst mißhandelt und gemartert werden, laß dir aber dadurch kein Wort entlocken. Mögen sie dich

auch noch so quälen, am folgenden Morgen wirst du dich besser befinden, als früher, und alle diese Martern werden dir zum Besten gereichen. In der dritten Nacht werden sie dir sogar den Kopf abschlagen, aber am folgenden Morgen wirst du frisch und gesund sein. Wenn du im Schweigen ausharrest, wirst du mich erlösen und uns beide glücklich machen.“

Mit diesen Worten war die Schlange verschwunden. Der Soldat dachte über die wunderbare Geschichte nach und faßte, da er sein Herz nicht in den Hosen hatte, alsogleich den Entschluß, die Schlange zu erlösen. Er blieb deßhalb muthig am Tische sitzen, aß und trank und als ihm die Zeit zu lang wurde, zündete er ein Licht an und las in einem Buche, das auf einem Tische lag. So trieb ers, bis es Zwölfuhr schlug. Da hörte er plötzlich im Hofe einen Lärm, daß fast das Schloß darüber zitterte. Rossegetrampel, Waffengeklirre und Geschrei hallten bis zum Saale herauf. Bald kam der Lärm näher, es flog die Thüre auf, und sieben Soldaten stürzten in den Saal und auf den Jüngling los. Sie nahmen ihn in ihre Mitte und führten ihn in ein Zimmer, wo ihr König auf dem Throne saß. Als dieser den eingeführten Soldaten sah, rollte er zornig die Augen und fragte ihn: „Elender Wicht, was thust du hier und störst den Frieden des Schlosses?“ Der junge Soldat verlor seinen Muth nicht und blieb stumm, wie ein Stein. Der König fragte zum zweiten und zum dritten Male und sein Gesicht röthete sich immer mehr vor Grimm. Der junge Soldat aber ließ sich nicht schrecken und verlor keine Silbe. Da kam der König fast außer sich vor Wuth, befahl eine Bank zu holen und den halsstärrigen Burschen zu prü-

geln. Es geschah, und doch, wie auch die Hiebe wispelten, der junge Soldat war und blieb stumm. Da schlug es Einuhr und der König zog mit seinen Kriegern ab. Der Soldat blieb aber auf der Bank liegen und schlummerte bald ein. Als er spät am Morgen erwachte, war er frischer und wohlgemuther als je, und ihm kam Alles, was er in der Nacht gesehen und gehört hatte, nur wie ein Traum vor. Er besichtigte sich nun ein wenig das Schloß und dann ging er in den Speisesaal, denn seine Magenuhr zeigte schon auf Mittag. Er fand den Tisch wieder herrlich bestellt, setzte sich nieder und aß nach Herzenslust. Wie er dasaß, klopfte es wieder an die Thüre, und auf das „Herein" des Soldaten kam die Schlange, kroch wieder auf den Tisch und setzte sich in das leere Teller.

Doch diesmal hatte sie schon einen gar schönen Mädchenkopf, der übrige Leib aber war der einer Schlange. Sie lächelte dem Soldaten freundlich zu und sprach: „Du hast dich brav gehalten und die erste Nacht glücklich überstanden. Fahre nur so fort und rede keine Silbe. Folgest du mir, werden wir beide glücklich werden." Der Soldat versprach ihrem Rathe nach zu kommen, und alsogleich war die Schlange wieder verschwunden. Er trieb es nun wieder, wie am ersten Tage, trank und aß und griff dann aus Langeweile zu dem Buche. Darin las er, bis es Zwölfuhr schlug. Da lärmte es wieder im Schloßhofe, wie in der ersten Nacht und Soldaten kamen wieder in den Saal und holten den jungen Abschieder. Dann wurde er wieder vor den zornigen König geführt und befragt, was er hier im Schloße thue. — Er antwortete aber keine Silbe und darob ergrimmte der König so sehr,

daß er ihn von den Soldaten auf's Aergste mißhandeln und peinigen ließ. Der junge Soldat blieb aber bei seinem Vorsatze, sprach keine Silbe und wie es ein Uhr schlug, zog der König mit seinen Soldaten ab. Der Abschieder legte sich wieder auf eine Bank, schlief süß und gut, bis er am späten Morgen frisch und munter erwachte. — Er vertrieb sich die kurze Zeit des Vormittags mit allerlei Dingen und dann ging er wieder in den Speisesaal, um dort sein Mittagsmahl zu nehmen. Er fand wieder den Tisch herrlich gedeckt und die köstlichsten Speisen dampften darauf. Er setzte sich nieder und tafelte, daß es eine Lust war. Da klopfte es wieder an die Thüre und, als er „Herein" gesagt hatte, kam die Schlange, aber jetzt war sie schon halb Jungfrau. Sie begab sich wieder auf den Tisch und nahm im leeren Teller ihren Platz. Sie war diesmal gar freundlich, lächelte dem Soldaten zu und sprach: „Bisher hast du meine Worte treulich befolgt und ich danke dir dafür. Harre aber muthig aus und bestehe auch die künftige Nacht. Diese wird die letzte und gefährlichste Probezeit sein. Wirst du dieses Mal auch kein Wort reden, dann ist dein Glück gemacht". — Er versprach es ihr und dann verschwand sie wie die zwei vorigen Male. Der Soldat saß nun wieder allein da, ließ es sich wohl schmecken und wartete auf die letzte Nacht. Es fieng ihn gar nicht an zu gruseln, als dieselbe näher rückte, denn er dachte, die wird mich nicht umbringen. Als es wieder Mitternacht war, fieng es an zu trommeln und zu pfeifen und der König mit seinen Leuten kam. Sieben Mann kamen wieder und holten den jungen Soldaten und führten ihn vor den König. Dieser versuchte wieder auf jede Weise vom Ab-

schieden ein Wort herauszubringen, aber umsonst. Als alle Versuche sich nutzlos erwiesen, erzürnte er so heftig, daß er befahl, ihm den Kopf abzuschlagen. Der Soldat vertraute auf die Worte der Schlange und ließ dies ruhig geschehen. Als der Schlag geführt ward, fiel der Soldat in einen so tiefen Schlaf, daß er erst spät morgens wieder erwachte. Da war das erste, daß er nach dem Kopfe griff, um zu erfahren, ob er ihn noch habe.

Als er fühlte, daß der Kopf noch auf dem alten Flecke sitze, war er herzlich froh und stand auf. Wie staunte er aber, als ganze Schaaren von Bedienten kamen, ihm Wäsche und neue Kleider brachten und ihn ihren Herren nannten. Nachdem er angekleidet war, geleiteten sie ihn zum Frühstücke und dann führten sie ihn durch das Schloß und zeigten ihm all die Pracht und Herrlichkeiten. Da kamen sie unter andern auch an einer Thüre vorbei, die gar zierlich gearbeitet war. Der junge Soldat wollte hinein, um das Gemach zu sehen. Da antworteten aber die Bedienten, ihre Herrin hätte dies verboten. Der Soldat ließ sich aber von seinem Wunsche nicht abwendig machen und sprach endlich: „Jetzt bin ich euer Herr, und ich befehle euch, die Thüre zu öffnen und mich hineinzuführen.“ — Da öffneten sie die Thüre und führten ihn ins Zimmer. Darin war die Jungfrau, die ihn mit zornigen Blicken vom Kopfe bis zu den Füßen maß. Dann sprach sie: „Dein Stolz hat dir geschadet. Weil du so eigensinnig und herrisch bist, so kann ich noch nicht deine Braut werden. Deines Stolzes wegen muß ich dich aus dem Schlosse entlassen. In drei Wochen werde ich dir aber kund thun, ob ich deine Frau werde oder nicht.“

Mit diesen Worten gab sie ihm einen Beutel und entließ ihn.

Dieser Beutel hatte aber eine gar absonderliche Eigenschaft, denn so oft man hineinfuhr, konnte man eine Hand voll Dukaten heraus holen. Der Soldat war darüber froher Dinge, verließ das Schloß und ging ins Dorf hinunter. Dort fand er in einer Kneipe seine zwei Kameraden, die auf ihn gewartet hatten und sich kreuzwohl sein ließen. Als sie ihren Kameraden wieder sahen, hatten sie große Freude, und alle Drei fiengen nun an in die Wette zu zechen. Da erzählten sie sich auch dies und das, und der Jüngste machte aus seinen Erlebnissen auch kein Geheimniß und prahlte mit seinem Glücke. — Seine zwei Genossen wurden ihm darüber neidig und verabredeten sich, als sie zu Bette gegangen und allein waren, wie sie ihn um sein Glück bringen wollten. Endlich ward beschlossen, sie wollten den Wirth bereden, dem Jüngsten an jenem Tage, an dem die Jungfrau kommen sollte, einen Schlaftrunk zu geben. Am folgenden Tage bestachen sie den Wirth und dieser fand sich zur That bereit. Als die drei Wochen vergangen waren und die Prinzeß kommen sollte, mischte der Wirth einen so starken Schlaftrunk unter den Wein, daß der jüngste Soldat sogleich betäubt zu Boden fiel und in einen knietiefen Schlaf versank.

Er war noch nicht lange in diesem Zustande dagelegen, als eine prächtige Kutsche, von zwei Schimmeln gezogen, daherfuhr. In ihr saß die Jungfrau, ganz weiß gekleidet, und ein weißer Schleier bedeckte ihr Haupt. Sie fragte nach dem jüngsten Soldaten. Als sie aber hörte, daß er schlafe, sprach sie, sie werde morgen wieder kom-

men und fuhr von dannen. Am Abende that der Wirth wieder einen Schlaftrunk in den Wein des jungen Soldaten und dieser betäubte sich wieder ganz und gar. Als er noch schlief, kam wieder eine herrliche Kutsche dahergefahren. Sie selbst war roth und zwei stolze braune Pferde zogen sie. Die Prinzeß, die im Wagen saß, war auch ganz roth gekleidet. Als sie hörte, daß der Soldat noch schlafe, gab sie den Bescheid, sie werde morgen wieder kommen, und fuhr von dannen. Gegen Abend erwachte der Soldat wieder und war, als er sah, daß er die Ankunft der Jungfrau verschlafen habe, sehr betrübt. Aus Verdruß darüber fieng er wieder an zu trinken und war bald wieder vom Schlaftrunke betäubt. Bald schnarchte er im tiefsten Schlafe und schlief spät in den folgenden Tag hinein. Zur bestimmten Stunde kam wieder eine schwarze Kutsche, zwei feurige Rappen waren daran gespannt. Im Wagen saß die Jungfrau, auch sie war schwarz gekleidet. Als sie hörte, daß ihr Erlöser wieder schlafe, ging sie in sein Zimmer, zog sein Schwert aus der Scheide, schnitt sich damit in den kleinen Finger und schrieb mit ihrem Blute folgende Worte auf das Schwert: „Wenn du morgen in Residia bist, heirathe ich dich.“ — Dann ging sie leise fort — denn wecken durfte sie ihn nicht — und fuhr von dannen. — Als er aus seinem schweren Schlafe erwachte und die Worte las, wurde er sehr bestürzt und traurig, denn er wußte gar gut, daß dieses nur durch ein Wunder geschehen könnte. Er beschloß aber dennoch sich aufzumachen und gegen Residia zu wandern. Wie er so traurig seinen Weg ging, kam er in einen dunkeln Wald. Er war noch nicht lange gegangen, als ein Bär auf ihn zutrottelte

und ihn fragte, warum er so traurig sei. Da faßte sich der Soldat ein Herz, und schilderte dem Bären seine traurige Lage haarklein. Als er seine Erzählung beendet hatte, sprach der Bär: „Wenn es nur das ist, so ist leicht zu helfen. Setze dich nur auf meinen Rücken, halte dich fest und dann will ich dich noch heute nach Residia bringen.“ — Der Soldat folgte dem Rathe, setzte sich auf den Braun und dieser flog brummend über Berg und Thal, daß sie in drei Stunden in Residia waren, obwohl diese Stadt von dem Dorfe zehntausend Meilen entfernt war. Da sprach der Bär: „Siehst du, diese Stadt ist Residia!“ — Der Soldat sprang nun vom Rücken des Bären herunter, bedankte sich und wollte in die Stadt gehen. Der Bär stellte sich aber vor ihn und bat, er möchte ihm mit seinem Schwerte den Kopf abschlagen. Der Soldat war durch diese Bitte ganz überrascht und rief aus: „Gott bewahre mich davor, daß ich meinen größten Wohlthäter morde!“ — Allein der Bär hörte nicht auf zu bitten und sprach: „Die größte Wohlthat, die du mir erweisen kannst, thust du mir, wenn du mir den Kopf abhauest.“ Als der Soldat sah, daß der Bär nicht aufhöre zu bitten, zog er sein Schwert und hieb ihm den Kopf ab. Dann machte er sich auf die Füsse und ging auf die Stadt zu. Wie er aber noch einmal umblickte, sah er an der Stelle, wo er den Bären geköpft hatte, einen schönen weißen Jüngling stehen, und dieser rief ihm seinen Dank zu. Der Soldat eilte in die Stadt und begegnete dort einigen Soldaten. Er fragte diese: „Wo ist das beste Wirthshaus?“ — Die Soldaten glaubten, der Bursche sei nicht bei Sinnen oder er wolle sie foppen, spotteten ihn deßhalb aus und

sagten: „Du Narr, was willst du blutarmer Schlucker in einem Wirthshause? Du hast ja keinen rothen Pfennig, geschweige so viel, um in's vornehmste Gasthaus zu gehen." — Er sagte kein Wort darauf, sondern griff in seinen Zaubersäckel und schenkte jedem eine Handvoll Dukaten. Da machten sie große Augen, wurden freundlich und führten ihn zum besten Gasthause. Er ging hinein, setzte sich nieder und ließ sich zu essen und trinken geben. Wie er so dasaß, fragte er den Wirth, was es Neues gebe. Dieser antwortete: „Das Neueste ist dies, daß gestern die Königstochter, die vor vierzig Jahren spurlos verschwunden war, wieder gekommen ist. Morgen wird sie sich auch einen Bräutigam wählen und deßhalb auf der Altane erscheinen und jene mustern, die darunter vorbeifahren. Aus diesen wird sie sich den Bräutigam suchen." Als dies der Soldat gehört hatte, bestellte er sich bei dem Wirthe eine weiße Kutsche, mit zwei Schimmeln bespannt, und schaffte sich auf den folgenden Tag ein weißes Kleid an. —

Am folgenden Morgen fuhr er zur bestimmten Stunde, als die Prinzessin auf der Altane stund, in der weißen Kutsche am Ende der übrigen Freier langsam vorbei. Die Prinzessin wählte aber diesmal keinen Bräutigam, sondern ließ durch einen Herold kund thun: Die Bewerber um ihre Hand sollten am folgenden Tage noch einmal vorüberfahren und dann werde sie wählen. —

Da ging der Soldat guten Muthes in das Gasthaus zurück, aß und trank und bestellte sich auf den morgenden Tag eine rothe Kutsche, die mit zwei Füchsen bespannt sein sollte. Zugleich ließ er sich ein rothes Kleid machen. — Am folgenden Tage bestieg er ganz roth ge-

kleidet die rothe, mit zwei braunen Pferden bespannte Kutsche und fuhr vor die Königsburg zur festgesetzten Stunde. Dort schloß er sich dem Zuge der Werber an und fuhr wieder zuletzt und sehr langsam unter der Altane vorbei. —

Die Prinzessin wählte aber diesmal noch keinen Bräutigam, sondern ließ durch einen Herold kund thun: die Freier sollten am folgenden Tage noch einmal kommen und dann wolle sie wählen.

Da kehrte der Soldat wieder in's Gasthaus zurück und trank und aß frohen Muthes. Dann bestellte er sich auf den morgenden Tag eine schwarze Kutsche mit schwarzem Gespann und ließ sich ein schwarzes Kleid machen. — Als am folgenden Tage die von der Prinzessin festgesetzte Stunde anrückte, bestieg er, schwarz gekleidet, den schwarzen Wagen und fuhr auf den Burgplatz. Dort schloß er sich dem Zuge der Freier an und fuhr zuletzt und langsam unter der Altane vorbei. Als die Königstöchter ihn diesmal in schwarzer Kleidung und in schwarzer Kutsche sah, ward es ihr klar, daß dieser Freier ihr Erlöser sein müsse. Sie ließ ihn deßhalb zu sich holen und als sie in ihm ihren Retter wirklich erkannte, fiel sie ihm um den Hals und hieß ihn ihren Bräutigam. Da gab es eine gar große Freude im Schloße und noch am nämlichen Tage wurde die Hochzeit gefeiert. Da war der Himmel voll Geigen und das Brautpaar blieb auch in Zukunft glücklich, wie am ersten Tage.

(Mündlich aus Selrain.)

Sauerkraut und Todtenbeine.

Vor langer Zeit lebte ein armes Bäuerlein, das drei Töchter hatte. Die zwei ältern waren gar schön und gescheidt, die jüngste konnte eben nicht mit ihrer Schönheit prahlen und auch am Verstand schien es ihr zu fehlen. Die zwei stolzen Dinger thaten über die Maßen groß und nobel und mußten immer schöne Kleider haben, um den reichsten Bauerntöchtern nicht nachzustehen. Wenn sie dann so geputzt waren, lachten sie ihre jüngste Schwester aus und thaten nicht anders, als ob sie ihr Stubenmädchen wäre. Dieser Staat, den sie führten, kostete aber viel Geld und das arme Bäuerlein sah, daß er bei dieser Wirthschaft trotz alles Kratzens und sich Abschindens auf die Gant kommen müße. Deßhalb sagte er eines Tages zu seinen Töchtern: „Meine Kinder, der Handel wird mir bald zu arg, wenn ich alle drei länger kleiden und nähren soll. Ihr seid so alt, daß ihr euch selbst das Brod verdienen könnt und deßhalb mein' ich, soll eine von euch auf den Dienst gehen.“ — Damit war die älteste alsogleich einverstanden, denn sie glaubte, sie werde wegen ihrer Schönheit in der Stadt ein gutes Unterkommen finden. Sie packte ihre Kleider und Habseligkeiten zusammen und verließ voll schöner Hoffnungen die väterliche Hütte. Sie schlug den nächsten besten Weg ein und kam bald in einen großen stockfinstern Wald, der sich viele Stunden ausdehnte. Als sie einige Stunden im Forste fortgegangen waren, fühlte sie Müdigkeit in ihren Gliedern und Hunger in ihrem Magen. Sie setzte

sich deßhalb auf einen Stein, der am Wege lag, und zog ein Stück Brod aus ihrem Küttelsacke, um sich zu laben. Kaum hatte sie aber zu essen angefangen, als ein schneeweißer Pudel kam und sich ihr gegenüber setzte. Es war ein gar abgemagertes Thier und der Hunger sah aus seinen Augen. Er winselte und bat um ein Stücklein Brod, aber die Hartherzige dachte sich, Selbstessen macht fett, und kümmerte sich um den Pudel blutwenig. Nachdem sie sich gestärkt hatte und weiter gehen wollte, fieng der Hund plötzlich an zu reden und sprach: „Wenn du weiter in den Wald kommst, wird dir ein graues Männlein begegnen, das dich fragen wird, ob du nicht bei ihm in Dienst treten möchtest. Du wirst bei ihm zwar nur Sauerkraut und Todtenbeine zu essen bekommen, ich rathe dir aber, sein Angebot alsogleich anzunehmen.“ Nach diesen Worten war der Pudel verschwunden. Darüber verwunderte sich die Dirne nicht wenig, noch mehr aber über das graue Männlein und seine sonderbare Kost. Sie sah gar wohl ein, daß es hier nicht mit gewöhnlichen Dingen zugehe und beschloß den Dienst anzunehmen. Gefaßten Muthes ging sie weiter durch den Wald und wünschte sich nach Hause zurück. Sie war noch nicht weit gegangen, da begegnete ihr wirklich ein kleines Männlein, dem ein eisgrauer Bart bis auf die Füße reichte, und fragte sie, ob sie bei ihm in Dienst treten wolle; zu essen bekäme sie aber nur Sauerkraut und Todtenbeine. Die Dirne sagte ohne Bedenken zu und folgte dem graubärtigen Männlein. Dieses führte sie lange, lange Zeit fort über Stock und Stein, bergauf, bergab, bis sich endlich ein großes, altes Schloß zeigte. In dasselbe führte er die Magd, die gar

müde und schläferig war und alsbald ihr Bett suchte. Am andern Tage zeigte ihr das Männlein die Arbeiten, die sie besorgen sollte, gab ihr Sauerkraut und Todtengebein und verließ dann mit dem weißen Pudel, den sie am vorigen Tage im Walde gesehen hatte, das alte Schloß. Sie ging an ihre Arbeit und hatte dieselbe bald verrichtet, denn ihre Geschäfte waren nicht zahlreich. Dann setzte sie sich zu Tische und aß das Sauerkraut; die Todtenknochen verbarg sie aber im Tischtuche. Nachdem sie ihren Hunger gestillt, vertrieb sie sich durch allerlei Dinge die Zeit, bis der Abend auf's Thal sank. Dann kam wieder das graue Männlein mit dem weißen Pudel nach Hause und fragte alsogleich, ob sie die Todtenbeine gegessen habe. Sie besann sich nicht lange und sagte alsbald ja. Da wandte sich das Männlein an seinen Pudel und sprach: „Weißer, mach deine Künste.“ Alsogleich machte sich der weiße Pudel auf und schnupperte und witterte lange Zeit in der Stube herum, bis er endlich die Tischlade herauszog, die Todtenknochen in derselben fand und sie dem grauen Männlein vor die Füße legte. Wie das Zwerglein die Gebeine sah, ward es ganz wüthend, lief in die Küche, holte sich dort ein Beil und schlug damit die Magd todt. —

Als nach vielen Wochen die älteste Tochter noch nie zu den Ihrigen zurückkam und keine Kunde von ihr laut wurde, dachte sich die zweite Tochter des Bäuerleins: Meiner ältesten Schwester muß ein rechtes Glück eingeschlagen haben, daß sie uns so ganz und gar vergißt. Dabei stieg ihr der Gedanke auf, auch in die Stadt zu gehen und dort das Glück zu versuchen. Gedacht, gethan. Sie packte ihre Kleider und Habseligkeiten zu-

sammen, nahm einen Laib Brot und ein Stück Käs mit und machte sich, nachdem sie von ihrem Vater Abschied genommen hatte, auf den Weg in die Stadt. Als sie eine Strecke gegangen war, kam sie zum großen, stockfinstern Walde, in dem sie sich auch, als sie müde und hungerig war, niederließ und sich mit Brot und Käse laben wollte. Da kam auch wieder der weiße Pudel und setzte sich ihr gegenüber und blickte so lüstern auf das Brot, als ob er ihr jeden Bissen wegschnappen wollte. — Die Dirne hatte aber ein steinhartes Herz, aß sich selbst satt und warf dem bettelnden Hunde kein Bröslein vor. Dann stand sie auf und wollte ihres Weges weiter gehen. Da fieng der weiße Hund plötzlich zu reden an und sprach: „Wenn du tiefer in den Forst kommst, wird dir ein graues Männlein begegnen. Das wird dich fragen, ob du nicht in seine Dienste treten möchtest. Du wirst bei ihm zwar nur Sauerkraut und Todtenbeine zu essen bekommen und die Kost wird schmal sein. Ich rathe dir aber, sein Angebot alsogleich anzunehmen.“ — Nach diesen Worten war der Pudel verschwunden. Die Dirne konnte sich über den redenden Pudel und seinen Rath nicht wenig verwundern, verlor jedoch nicht den Muth und dachte sich, da kann ich vielleicht mein Glück finden. Guter Dinge wanderte sie nun weiter in den dichten, dunkeln Forst hinein und hieng ihren Gedanken nach. Als sie ein gutes Stück Weges gegangen war, stand plötzlich das kleine Männlein mit dem langen eisgrauen Barte vor ihr und fragte sie, ob sie nicht bei ihm als Magd dienen wollte; zu essen bekomme sie aber nur Todtenbeine auf Sauerkraut. — Sie ließ sich jedoch durch dieses nicht abschrecken und nahm das Angebot an. Das

graue Männlein führte sie nun über Stock und Stein, bergauf, bergab durch den finstern Wald, bis sie endlich in der schauerlichsten Wildniß das alte Schloß sahen. In dasselbe gingen das Männlein und die Magd, die gar müde und schläfrig war und alsbald ihr Bett suchte.

Am andern Tage wies das Männlein der neuen Magd ihre Geschäfte an, zeigte ihr dies und das und gab ihr die besagte Kost. Dann verließ er mit dem weißen Pudel das Schloß und verschwand im wilden Walde. Die Dirne besorgte ihre Arbeiten und als diese geendet waren, setzte sie sich auf die Küchenbank, nahm das Tellerchen mit ihrer ecklen Kost, suchte die Todtengebeine herab und verbarg sie unter der Asche. Dann nahm sie das Kraut und stillte damit ihren Hunger. Dann schaute sie sich im Schlosse um und schaffte dies und das, bis der Abend herandunkelte. Nun kam auch das graue Männlein mit seinem weißen Pudel heim und fragte alsbald, ob sie Kraut und Todtenbeine gegessen habe. Sie bejahte ohne Zaudern seine Frage. Da kehrte sich das Männlein an seinen Pudel und sprach: „Weißer, mach deine Künste.“ Alsogleich sprang der Pudel auf, schnupperte und stöberte in allen Ecken und Enden der Küche bis er endlich zum Aschenhaufen kam und darin die gesuchten Knochen fand. Wie das Zwerglein die Gebeine sah, schäumte es vor Wuth, griff nach dem Beile und köpfte damit die lügnerische Dirne, wie eine Ente. —

Indessen war auch das arme Bäuerlein gestorben und das verschuldete Anwesen fiel den Gläubigern anheim. Da blieb der jüngsten Tochter auch keine Wahl und sie mußte ihr Brot in der weiten Welt suchen. Sie schnürte

deßhalb ihr Bündel und machte sich auf den nächsten besten Weg, der nach ihrer Meinung in die Stadt führte. Da kam auch sie in den großen Wald, und als sie eine lange Strecke darin gegangen war, fühlte sie Müde an ihren Gliedern und Leere in ihrem Magen. Sie setzte sich deßhalb auf einen alten bemoosten Baumstamm, um ein wenig auszurasten und sich zu stärken. Als sie so dasaß und ihr hartes Brod käute, kam wieder der weiße Pudel und setzte sich ihr gegenüber. Da schaute er so unverwandt und lüstern nach dem Stücklein Brot in ihrer Hand, daß sie alsogleich wußte, was er wolle. Sie hatte nun das größte Mitleid mit ihm und gab ihm all ihr Brod, obwohl sie erst wenig davon gegessen hatte. Da aß der Pudel, daß es eine Freude war, und hernach fieng er zu reden an, und sprach: „Dir wird im Walde ein graues Männlein begegnen und dich fragen, ob du nicht bei ihm dienen möchtest. Zu essen wirst du bei ihm jedoch nichts bekommen, als Sauerkraut und Todtengebeine. Willige aber nur in den Antrag, denn die Knochen kannst du ja in den Garten hinunter werfen und dann werde ich sie schon verscharren." Nach dieser Rede war der Pudel aus ihren Augen verschwunden. Obwohl ihr die Geschichte mit diesem Thiere nicht geheuer vorkam, so fürchtete sie sich doch nicht, nahm ihr Bündel wieder auf und setzte ihren Weg fort. Als sie wieder ein Stück Weges zurückgelegt hatte, bekam ihr das Männlein mit dem eisgrauen Barte und fragte sie, ob sie nicht in seinen Dienst treten möchte. Sie dürfte nicht viel arbeiten, aber zu essen werde sie nur Sauerkraut sammt Todtenbeinen bekommen. Das Mädchen dachte an die Worte des Pudels, sagte alsogleich zu und

folgte dem kleinen Zwerge, der sie lange, lange durch die dichte Waldung führte, bis sie endlich zum alten, großen Schlosse kamen. Da war das Mädchen aber müde und matt, daß ihm die Augen zufielen, und suchte bald sein Bettchen, wo es ruhig und sanft bis zum folgenden Morgen schlief. Als die Sonne hinter den Bergen aufstieg, stand auch die neue Magd auf und ging an ihre Arbeit. Da wies das Männchen ihr das Tagwerk an, gab ihr die ekle Kost und verließ dann mit dem weißen Pudel das Schloß. Das Mädchen that nun gewissenhaft die Arbeit und als es dieselbe geendet hatte, nahm es sein Schüsselchen, stillte mit dem Sauerkraute seinen Hunger und warf die Gebeine in den Garten hinab, wo sie der Pudel vergrub.

Als die Sonne untergegangen war und die Nacht herandunkelte, kam das graue Männlein nach Hause und fragte das Mädchen, ob es Kraut und Knöchlein gegessen habe. Da antwortete die Dirne Ja, obwohl ihr dabei das Herz pochte. Das Männlein wendete sich nun an den Pudel und sprach: „Weißer, mache deine Künste!“ Doch dieser machte keine, und die vergrabenen Gebeine kamen nicht an das Licht. Darob schien das Männlein gar froh und munter zu sein und es sprach zur Magd: „Danke Gott und stehe heute um eilf Uhr auf und bete bis zwölf Uhr, dann wird dir nichts geschehen. Fürchte dich nur nicht vor dem Löwen, und den Unthieren, die dich zu verschlingen drohen werden. Wenn du ausharrest, sollst du glücklich werden.“

Die Dirne folgte den Worten des Zwergleins genau. Sie ging nach vollendeter Arbeit auf ihre Kammer,

warf sich auf ihre Kniee und betete mit größter Andacht. Kaum begann es aber auf dem Schloßthurme eilf Uhr zu schlagen, so entstand ein so schreckliches Lärmen und Poltern im Schlosse, daß alle Mauern zitterten. Thüren flogen auf und zu, und es schien, als ob die wilde Fahrt los sei. Bald riß es auch die Kammerthüre auf und schreckenerregende Ungethüme kamen hereingesprungen und drohten unter ohrenzerreißendem Geheul, das Mädchen zu verschlingen. Doch dieses ließ sich im Beten nicht irre machen, sondern flehte nur noch inbrünstiger zu Gott, bis es zwölf Uhr schlug. Da wurde es aber wieder mäuschenstille und die müde Magd legte sich in's Bett und schlief bis der Morgen in's Stübchen schaute. Wie war sie aber überrascht, als sie morgens ihre Augen öffnete, denn sie fand sich nicht in ihrer kleinen düstern Kammer, sondern in einem großen, herrlichen Zimmer. Sie ruhte anstatt auf ihrem elenden Strohsacke in einem seidenen Bette und die Wände waren mit den herrlichsten Spiegeln geschmückt. Sie konnte sich an all dieser Pracht und Herrlichkeit nicht satt sehen, stand auf und wollte sich ankleiden. Da waren die schönsten Kleider für sie bereitet und ihr früheres Gewändlein war nicht mehr zu finden. Nachdem sie sich angethan hatte, trat ein wunderschöner Jüngling in das Zimmer und dankte ihr innigst für seine und seines Vaters Rettung. Denn sie beide waren verzäubert gewesen: er in den weißen Pudel und sein Vater in das alte Männlein, und waren nun wieder erlößt. Zum Danke für die Rettung machte er das brave Mädchen zu seiner Frau und hielt noch an demselben Tage seine Hochzeit. Da schmetterten Pauken und Trompeten und die Gläser klangen, als ob Kirchweih wäre.

Sie und der Ritter blieben auch ihr Lebtag so glücklich, wie am Hochzeittage, und erreichten ein gar hohes Alter.

(Mündlich aus Zillerthal.)

Die Schleifersöhne.

Ein Scheerenschleifer, der zwei Söhne hatte, wollte in eine Stadt fahren, wo er immer viele Arbeit fand und sich deshalb jährlich längere Zeit aufzuhalten pflegte. Der Weg dahin führte durch einen Wald. Der Schleifer zog seinen Karren und die zwei Knaben schoben das elende Fahrzeug, wie sie es gewöhnlich thaten. Aber heute wollte die Fahrt nicht vorwärts gehen, denn der Weg war schlecht und der Karren blieb ein über das andere Mal im Kothe stecken. Mit Mühe und Schweiß kamen sie zwar weiter, doch nahmen die Kräfte des alten Schleifers immer mehr und mehr ab, bis er müde und matt zu Boden sank. Da befahl er seinen zwei Knaben, in die Stadt zu rennen und ihm Speise und Trank zu holen. Die Burschen rührten alsogleich hurtig ihre Beine und liefen schnurstracks gegen die Stadt. Als sie an das Ende des Waldes gekommen waren und schon die Stadt sahen, erblickten sie plötzlich im Farenkraute nahe am Wege einen gar seltsamen, wunderschönen Vogel. Da war aber auch der arme Vater vergessen und ihr Sinnen und Trachten ging nur darauf, den schönen Vogel zu bekommen. Allein dieser ließ sich nicht so einsacken und flog weiter und wenn sie oft schon glaubten, ihn unter der Kappe zu haben, war er schon wieder entkommen

und flog eine Strecke weiter, wo er dann wieder stille saß. Die zwei Knaben liefen ihm über Stock und Stein nach und entfernten sich immer mehr vom Wege. Nach langem Laufen und Jagen gelang es ihnen endlich doch, des Vogels habhaft zu werden. Nun liefen die zwei Knaben freudig zu ihrem Vater zurück und zeigten ihm den herrlichen Fang. Der Vater war aber voll Zorn und Aerger, daß sie ihm keine Speise brachten, zankte und schmähte seine Kinder aus und wollte den Vogel frei fliegen lassen. Da sah er auf dem Kopfe des Vogels folgende Worte geschrieben: „Wer bratet und ißt meinen Kopf, findet täglich einen Sack voll Gold." Kaum hatte er diese Worte gelesen, so verwahrte er den Vogel ganz sicher, ließ sich dann auf den Karren heben und von seinen Söhnen in die Stadt ziehen. Dort angekommen stellten sie im Wirthshause, in dem der Schleifer gewöhnlich Herberge nahm. Er trug dann den schönen Vogel alsogleich in die Küche und hieß die Köchin denselben bald braten und auf ihn wohl Acht haben, denn er habe ihn um sündtheures Geld gekauft und sein Fleisch solle ihm das Kopfweh vertreiben. Dann stärkte er sich vorläufig mit Brot und Wein und ging einstweilen seinem Geschäfte nach. Die Köchin that nach seinen Worten, rupfte und putzte den Vogel sorgfältig und stellte ihn an's Feuer. Die zwei Knaben sahen ihr zu und standen am Herde. Da mußte die Köchin einmal die Küche verlassen und die zwei Schleiferbuben blieben allein zurück. Das war diesen eine gemähte Wiese, denn sie waren hungerig wie Raben, und der Duft des Bratens kitzelte gar sehr ihre Nasen. Sie mausten nun den Vogel, machten sich damit aus der Küche und theilten ihn dann unter sich,

durch so, daß der Aeltere, der ein schlauer Patron war, dem Jüngern nur den Kopf des Vogels ließ. Dann aßen sie den Braten auf und ließen sich denselben wohl schmecken. Der alte Schleifer blieb aber auch nicht lange aus und verlangte seinen Braten. Die Köchin antwortete ihm, er sei verschwunden und sie wisse nicht wohin. Seine Knaben seien in der Küche gewesen und müßten es wissen, wohin er gekommen sei. Da der Vater dies gehört hatte, ging ihm ein Lichtlein auf, er nahm eine Gerte, suchte die zwei Söhne in der Kammer auf und wichste den Aeltern durch, daß der Staub aufflog. Der Knabe gestand ihm aber kein Sterbenswörtchen. Als der Vater sah, daß an diesem Hopfen und Malz verloren sei, nahm er den Jüngern beim Schopf und gerbte ihn weidlich durch. Da wurde es dem Knaben doch zu arg und er gestand, daß er bloß den Kopf des Vogels gegessen habe, während sein Bruder alles Uebrige davon aufgezehrt habe. Wie der Vater dies hörte, dachte er sich, wenn das so ist, kann mir das Gold doch nicht entgehen und ließ den Knaben laufen. Seine Muthmaßung bestätigte sich auch, denn er fand täglich unter dem Kopfkissen des jüngern Sohnes einen schweren Beutel Goldes. Der Schleifer gab nun sein früheres Gewerbe auf, kaufte sich Hof und Haus, Roß und Wägen und spielte den großen Herrn. Die Leute aber vergaßen nicht, was er früher war und nannten ihn nur den Schleifer, und seine Söhne hießen überall die Schleiferbuben. Dies, und das Betragen des Vaters, der ihnen nie sagte, woher er das viele Geld bekomme, verdroß die Knaben so sehr, daß sie eines Morgens auf und davon gingen und beschlossen bei einem Müller in den Dienst zu treten. Sie waren

schon eine gute Strecke gewandert, als sie zu einer Mühle kamen und dort um einen Dienst sich anfrägten. Der Müller hätte wohl einen Knecht angenommen, aber wollte von zwei nichts wissen. Da sich die Brüder nicht trennen wollten, blieb ihnen keine Wahl über, als weiter zu wandern und anderswo ihr Unterkommen zu suchen. Am folgenden Tage kamen sie wieder zu einer Mühle und traten dort in Dienst. Sie arbeiteten fleißig und dienten ihrem Meister treu und redlich. Da sagte einmal die Magd zu ihnen: „Glaubt ihr denn, ich sei eine Diebin, daß ihr jeden Morgen einen Beutel Gold unters Kopfkissen legt, um meine Redlichkeit zu prüfen?“ Mit diesen Worten warf sie ihnen einige Beutel Gold vor die Füße und verließ sie. Die zwei Schleifersöhne schauten darein wie nicht gescheidt, nahmen das Gold und machten sich aus dem Staube, denn sie getrauten sich nicht länger zu bleiben. Als sie schon eine große Strecke gewandert waren und nirgends einen Dienst finden konnten, wo sie beisammen geblieben wären, kamen sie zu einer riesigen Eiche, bei der sich der Weg theilte. Da sprachen sie: „Es geht nicht so, wir müssen uns trennen.“ Dann nahmen sie von einander Abschied, versprachen sich, nach einem Jahre hieher zurückzukehren, um zu erfahren, wie es jedem von ihnen ergangen sei. Nun steckten sie ihre Messer tief in den Stamm der Eiche. Sollte eines davon rostig befunden werden, so sei das ein Zeichen, daß es dem Eigenthümer schlecht ergehe und dann solle der andere sich aufmachen, um den Bruder aus dem Unglücke zu retten. Sie umarmten sich dann und schieden von einander, worauf der Aeltere den Weg zur Rechten, der Jüngere den zur Linken einschlug.

Jeder ging ganz einsam seinen Weg, nur eine Flinte und einen Säbel hatte jeder bei sich.

Der Aeltere, der Hans hieß, kam bald in einen dichten Wald. Er war darin noch gar nicht lange fortgegangen, als er in der Nähe einen großen schönen Fuchs erblickte. Das ist ein schöner Fang, dachte sich Hans, nahm die Flinte von der Schulter und wollte auf das schöne Thier anlegen. Da begann aber der Fuchs plötzlich zu reden und sprach: „Schone meines Lebens und ich will dir in Treue folgen. Vielleicht kann ich dir noch nützlich sein.“ Hans hatte Mitleiden mit dem Thiere und schenkte ihm das Leben. Der Fuchs kam nun ganz nahe heran und folgte dem Schleifersohne, wie ein Hündchen seinem Herrn. Bald darauf kam ein Wolf aus dem Gehölze und wollte über den Weg gehen. Da nahm Hans wieder seine Flinte und wollte das Thier erlegen; aber der Wolf rief: „Laß mich leben und ich will dir immer folgen und dir dankbar sein.“ Hans war des zufrieden und schenkte dem Wolf das Leben. Das Thier schritt nun herzu und begleitete den Schleifersohn. Nach einer Weile trabte ein zottiger Bär aus dem Dickicht hervor, da legte der Hans auf ihn an, aber der Bär brummte: „Laß mich leben und ich werde dir dankbar folgen.“ Der Schleifersohn war damit einverstanden und und ließ den Bär am Leben. Nun hatte der Hans einen Fuchs, einen Wolf und einen Bären zu seinen Begleitern und Dienern und kam bald aus dem dunkeln Walde ins Freie. Von da gingen sie noch einen Tag lang und erreichten dann eine große, schöne Stadt. Darin sah es aber gar trübe und traurig aus, und die Leute waren niedergeschlagen, als ob ihnen ein großes

Unglück geschehen wäre. Da fragte Hans ein altes Mütterchen, das ihm begegnete, was die tiefe Trauer und Todtenstille zu bedeuten habe. Antwortete das Mütterlein: „Weil morgen des Königs einzige Tochter sterben muß," und helle Thränen rollten über die abgemagerten Wangen der Alten. Hans fragte: „Warum soll sie sterben? Ist sie todeskrank?" Sprach das alte Mütterlein: „Na, aber der siebenköpfige Drache, der alljährlich einmal kommt, und dem man eine Jungfrau geben muß, wird heute noch daherfliegen, und dieses Mal hat das Loos die Königstochter getroffen. Morgen wird sie zur Kapelle geführt werden, wo sie der Drache in Empfang nehmen wird." Fragte Hans: „Aber warum tödtet man nicht den Drachen." Sprach das Mütterchen: „Mein Kind, hast leicht reden. Der König hat dem, der das Unthier erlegen würde, die Hand seiner schönen Tochter versprochen, aber Niemand will sein Leben gerne verlieren." Da dachte sich der Schleifersohn, vielleicht kannst du dir die Königstochter erwerben und fragte, wo die Kapelle sei. Das alte Mütterlein beschrieb ihm den Weg zu derselben, und Hans bedankte sich dann und nahm von der Alten Abschied. Er wartete nicht lange und stieg mit seinen drei Thieren auf den Drachenberg, wo die Kapelle stand. Nicht lange, und das Unthier brauste schon durch die Luft daher und schoß auf die Kapelle zu. Dort war aber Hans mit den drei Thieren und hetzte diese auf den Drachen los. Doch dieser spie Feuer aus und wollte ihn mit seinen scharfen Krallen packen. Da waren aber auch die drei Thiere nicht faul, sprangen auf das Höllenthier los und Hans führte so gewaltige Streiche, daß der geflügelte

Wurm einen Kopf nach dem andern verlor. Dann trabte der Bär auf dem Drachen herum und zertrat das Ungethüm. Hans aber schnitt aus den sieben Drachenköpfen die Zungen, wickelte sie in sein Sacktuch und ging in die Kapelle. Er war vom Kampfe so müde und matt geworden, daß er sich kaum aufrecht halten konnte und sehr nach Schlaf begehrte. Dann wollte er in die Stadt gehen, und den Kampfpreis holen. Kaum hatte sich aber der Schleifersohn in der Kapelle niedergesetzt, kam die Königstochter. Sie war ganz schwarz gekleidet und ihr Gesicht war bleich, wie e ne Mauer, denn sie fürchtete den Tod gar sehr. Wie groß war da ihre Freude, als sie den Drachen in seinem Blnte liegen fand. Sie kannte kein Maaß und kein Ende ihres Jubels und ging in die Kapelle, um dort Gott für ihre Rettung zu danken. Darin fand sie aber Hans mit seinen drei Thieren, an dem sie gleich den Drachentödter erkannte. Sie fiel vor ihm auf die Kniee nieder, dankte ihm unter Thränen, und wollte ihn alsogleich zu ihrem Vater in die Stadt führen. Hans war aber so matt, daß er ihren Wunsch nicht erfüllen konnte, wohl aber bald nachzukommen versprach. Sie gab ihm deßhalb ihr goldenes Fingerlein, Halskettlein und seidenes Halstuch zum Andenken und sprach: „Du darfst diese Stücke nur in der Stadt vorzeigen, und man wird dich zum Könige führen, der dich für meine Rettung reich belohnen wird.“ Dann dankte sie noch einmal und eilte freudig und in der Hoffnung, daß ihr Retter bald nachkommen werde, in die Stadt hinab. Hans schlummerte vor Müdigkeit bald ein. Da beschlossen seine drei Thiere ihn zu bewachen und loosten, wer von ihnen wach bleiben und den Herren hüten müsse. Das Loos traf den Fuchs,

und Wolf und Bär legten sich nun auch auf ihre Viere, denn auch sie waren müde und schläfrig, und schnarchten bald mit ihrem Herrn in die Wette. Aber auch der Fuchs hatte den Kampf mitgemacht und ihm fielen die Augen ein über das andere Mal zu, bis der Schlummer ihn vollends übermannte und er trotz alles Widerstrebens einschlief.

Unterdessen hatte der König einen Diener ausgeschickt, um nachzusehen, ob die Prinzeß gerettet worden sei oder nicht. Wie aber der Diener vor das Stadtthor gekommen war, begegnete ihm die Königstochter mit freudestrahlendem Gesichte und erzählte ihm, wie sie gerettet worden sei und daß ihr Retter in der Kapelle droben schlafe. Als der böse Diener dies hörte, faßte er einen schändlichen Plan, setzte der Prinzeß, die vor Schrecken kreidenweiß wurde, einen Dolch auf die Brust und sprach: „Schwöre, daß du mich als deinen Retter überall ausgeben und meine Frau werden wollest, sonst bist du ein Kind des Todes!“ Da hatte die arme Königstocher keine Wahl, sie mußte schwören, mochte sie wollen oder nicht, wenn sie nicht auf der Stelle gemordet sein wollte. Der Diener ging aber hinauf zur Drachenkapelle, wo er Hans noch schlafend fand, und hieb diesem das Haupt ab. Dann nahm er die sieben Köpfe des Drachen und nahm sie mit in die Stadt hinunter, um seine Aussage beweisen zu können. —

Nach einer Weile erwachten allmälig die drei Thiere. Als sie ihren Herrn ermordet sahen, erhoben sie großen Jammer und der Wolf wollte durchaus über den pflichtvergessenen Fuchs herfallen und ihn zerreißen. Doch der Bär mahnte den Wolf von seinem Vorhaben ab und

sagte, er solle den Fuchs leben lassen. Dieser müsse aber ein Kräutlein holen, mit dem man dem Herrn seinen Kopf wieder anheilen könne. Der Fuchs war froh, daß er mit heiler Haut davonkam, und machte sich gleich auf den Weg, um das Kräutlein des Lebens zu suchen. Er lief bergab, bergauf, über Stock und Stein, konnte aber das wunderbare Kräutlein nicht finden. Als er schon die Hoffnung aufgegeben hatte, des Kräutleins jemals habhaftig zu werden, begegnete ihm eine weiße Hirschkuh und diese fragte ihn, was er denn so eifrig suche. Der Fuchs theilte ihr ohne Umschweif sein Anliegen mit. Da sagte die weiße Hirschkuh: „Ich will dir dieses Kräutlein bringen, wenn du dich auf diesen Stein hier setzen und hier warten willst, bis ich kommen werde.“

Der Fuchs setzte sich nun auf den Stein und wartete lange, lange Zeil, bis die weiße Hirschkuh wieder kam und ihm das Kräutlein des Lebens brachte. Da war der Fuchs seelenfroh, dankte seiner Wohlthäterin aufs beste und lief über Gras und Gries zur Drachenkapelle zurück, wo er fast athemlos ankam. Der Bär zerdrückte nun dies Kraut, bestrich mit dem Safte den Rumpf des Herrn und setzte den Kopf darauf, der alsogleich festhielt. Das Herz des Schleifersohnes schlug wieder, und er wollte schon erwachen. Da sah aber der Bär zu seinem großen Schrecken, daß er seinem Herrn den Kopf verkehrt aufgesetzt habe, so daß das Gesicht nach rückwärts schaute. Er riß deßhalb den Kopf wieder herab und befahl dem Fuchs, noch einmal das Kräutlein des Lebens zu holen. Dieser lief und lief, bis er wieder die weiße Hirschkuh fand und von derselben das Wunderkräutlein erhielt. Dann lief er über Stock und Stein,

Gras und Gries zurück, bis er zur Drachenkapelle kam. Da nahm ihm der Bär das Kräutlein ab, zerquetschte es und heilte damit dem Herrn das Haupt glücklich an. Nun erwachte Hans aus seinem schweren Schlafe, sah nach, ob er die sieben Drachenzungen und die Geschenke habe und ging dann in die Stadt, um sich dem Könige vorzustellen und seine Belohnung zu verlangen. Die drei Thiere sprangen lustig und munter hinterdrein. So kam er in die Stadt, wo die größte Freude und der lauteste Jubel herrschte. Fragte Hans, was das zu bedeuten habe, und man sagte ihm, daß die Königstochter mit einem Diener, der sie vom Drachen gerettet habe, die Hochzeit feiere. Hans machte zu dieser Nachricht große Augen, faßte sich aber sogleich und ließ von seinem Verdruß Nichts merken. Sobald er sich allein sah, nahm er das Ringlein von seinem Finger, gab es dem Fuchse und sprach: „Lieber Rothpelz, bringe das Fingerlein der Königstochter!“ Der Fuchs ließ sich das nicht zweimal sagen und schlich an den Ecken und durch die Winkel der Gassen zum Königsschloße hin. Dort ging er in ein Gemach, wo die Prinzeß war, und legte ihr das Ringlein vor. Die Königstochter hatte die größte Freude, küßte das Ringlein und gab dem Ueberbringer einen Honigkuchen. Der Fuchs kehrte, mit seinem Botenlohne zufrieden, zu seinem Herrn zurück. Dann gab Hans das goldene Halskettelein dem Wolfe und sprach: „Lieber Wolf, bringe das Kettelein der Königstochter.“ Wolf ließ das nicht zweimal sagen und trug das Kettelein zur Königstochter, die ihm ein großes Stück Fleisch gab. Zufrieden mit diesem Lohne kehrte der Wolf zu seinem Herrn. Hans gab nun dem Bären das seidene Halstuch und sprach: „Lieber

Bär, bringe das Tüchlein der Königstochter." Der Bär trottete alsogleich in das Schloß des Königs und brachte der Prinzeß das seidene Tüchlein. Daran sah nun die Königstochter, daß ihr Retter noch lebe und in der Nähe sei. Sie war deßhalb ganz selig, bediente den Bären mit Zuckerbrot und gab ihm dann ein Brieflein folgenden Inhaltes an seinen Herrn mit: „Komm schnell hieher, wenn ich nicht die Gemahlin eines schändlichen Betrügers werden soll." Als Hans das Brieflein erhalten hatte, ging er auf der Stelle mit seinen drei Begleitern in die Königsburg, wo es gar festlich und freudig zuging. Ueberall machte man ihm aus Furcht vor den drei Thieren Platz und er kam bis zum Saale, wo der König, seine Tochter und ihr vermeintlicher Retter bei der Tafel saßen. Als Hans die Saalthüre öffnete, stürzten die drei Thüre wüthig auf den schändlichen Diener los und zerrissen ihn zu kleinen Fetzen. Die Königstochter eilte aber, als sie den Hans sah, ihrem Retter entgegen, führte ihn zu ihrem Vater und erzählte nun, wie sie durch einen Eid gebunden gewesen sei, den falschen Diener für ihren Retter auszugeben. Der König hatte die größte Freude, gab dem Hans seine Hand und hieß ihn, sich zu seiner Rechten setzen. Hans setzte sich zur Tafel und das Fest wurde zum Hochzeitsfest. Die drei Thiere saßen auch an der Tafel, bekamen Speise ohne Maaß und erzählten jetzt, wie sie ihren Herrn gerettet hätten. Da wurde nun getrunken und gezecht, gesungen und musicirt bis spät in die Nacht. Wie dann Hans mit seiner königlichen Braut sich im Schlafzimmer befand, schaute er, weil der Mond so hell schien, in den Garten hinunter. Da sah er einen großen, schönen Rehbock, der

mitten in den Beeten graste. Sagte Hans zu seiner Braut: „Den muß ich haben,“ griff nach seinem Gewehre und eilte mit seinen Thieren die Stiege hinab und in den Garten. Alles Rufen und Bitten der Prinzeß, er möchte doch bleiben und den Rehbock Rehbock sein lassen, war vergebens.

Hans sprengte über Stock und Stein dem flüchtigen Rehbocke nach und die Thiere folgten ihm. Als er das schöne Wild lange verfolgt hatte, verschwand es plötzlich. Hans sah sich in einer gar unwirthlichen Gegend, und dazu versteckte sich der Mond hinter den Wolken. Endlich erblickte Hans in der Ferne ein kleines Licht. Er ging darauf zu und kam zu einer niedrigen, halbzerfallenen Hütte. In derselben fand er ein kleines altes Mütterchen, das zwischen vielen Steinen saß und sich kämmte. Als sie den stattlichen Jüngling mit den drei Thieren sah, lächelte sie und fragte Hans, ob sie die Thiere nicht streicheln dürfe. „O vom Herzen gerne, sagte Hans, sie sind ganz heimisch und beißen nicht.“ Da langte die Alte nach einem Stäbchen, berührte damit die Thiere — und alsogleich waren sie in Stein verwandelt. Dann verherte sie auch den Hans, denn es war eine böse Zauberin, die in Gestalt eines schönen Rehbocks viele Thiere und Menschen in ihre Hütte lockte und sie in Stein verwandelte.

Die Königstochter wartete umsonst auf ihren Gemahl und weinte und jammerte, daß es einen Stein hätte rühren mögen. Allein all ihr Klagen und Trauern war vergebens, denn Niemand konnte ihren Gemahl finden. Da zog sie Trauerkleider an und lachte nie mehr.

drei Thieren vor ihm. Er bestrich noch die übrigen Steine, und viele edle Herren wurden da erlöst. Diese fielen nun über die böse Hexe her und tödteten sie vollends. Die zwei Brüder machten sich dann mit ihren Thieren auf den Weg in die Stadt. Auf dem Wege aber entspann sich ein Streit, wer von ihnen die Prinzeß zur Frau haben sollte. Hans glaubte, das meiste Recht habe er, weil er sie von dem Drachen befreit habe. Der Jüngere verlangte sie aber für die Erlösung des Bruders. Während sie so wortwechselten, kamen sie zu einem Fluße, den sie in einem Nachen übersetzen mußten. Da sie aber statt des Ruderns sich zankten und einander in den Haaren lagen, verlor der Nachen das Gleichgewicht und beide Brüder fielen in das Wasser, wo sie jämmerlich ertranken. Die Königstochter wartete diesmal vergebens auf die Rückkehr ihres Gemahles und wenn sie nicht gestorben ist, wartet sie noch jetzt.

(Mündlich im Zillerthale.)

Die verstorbene Gerechtigkeit.

Vor langer Zeit lebte ein gewaltig reicher und mächtiger Graf, dem alles nach seinem Kopfe gehen mußte. Er fragte nicht nach Recht und Billigkeit, sondern schaltete und waltete nur nach Willkür. Da kam er einmal auf einem Spazierritte zu einem großen, schönen Landhause, das ihm gar sehr in die Augen stach. Er besichtigte deßhalb das ganze Gehöfde und ritt dann vor das Haus hin,

wo eben der Bauer, dem das Anwesen gehörte, unter der Hausthüre stand. Der Graf grüßte ihn freundlich, stieg vom Rosse und sprach: „Guter Freund, möchtest du mir nicht deinen Hof zu kaufen geben. Ich würde ihn sehr gut bezahlen." Der Bauer aber bedachte die Frage nicht lange und antwortete: „Euer Gnaden, Nichts für ungut. Aus dem Handel wird Nichts, denn auf diesem Hofe saßen meine Voraltern schon und ich will auch darauf meine alten Tage zubringen. Also Nichts für ungut!" — Da sagte der Graf: „Ich will dir bis morgen Bedenkzeit lassen. Ueberleg es dir gut." Dann stieg er auf sein Pferd und sprengte von dannen. Der Bauer blieb aber bei seinem Vorhaben, schüttelte den Kopf und dachte sich: Daraus wird einmal Nichts.

Am folgenden Tage kam der Graf schon in aller Frühe daher geritten und fragte, ohne abzusteigen, den Bauer, was er jetzt beschlossen habe. Da antwortete der Bauer: „Ich habe, Euer Gnaden, meinen Entschluß nicht aufgegeben. Ich bleib auf meinem Hofe und aus diesem Handel wird Nichts." Da wurde der Graf wild und sprach: „Ich frage dich noch einmal, ob du dein Anwesen gutwillig hergeben willst. Wo nicht, so bekomme ich es doch!" Der Bauer schüttelte jedoch seinen Kopf und erwiderte: „Dabei bleibts, ich verkaufe meinen Hof nicht." Nun wurde der Graf ganz wild vor Zorn und sprengte mit seinem Rosse auf und davon. Er ritt spornstreichs zu einem Advokaten, bestach ihn mit vielem Golde und ließ dem Landmanne einen Prozeß anhängen. Die Richter wußten, daß der Graf ein steinreicher Mann sei und bei dem Handel Geld herausschaue. Deßhalb hielten sie zu dem Grafen und versprachen ihm, das Bäuerlein

mürbe zu machen. Sie ließen nun den Bauer durch den Gerichtsdiener herbeiholen und fragten ihn, ob er seinen Hof verkaufen wolle oder nicht. Als er ein entschiedenes Nein erwiderte, wurde ihm eine Klagschrift vorgelesen und es wurde ihm gesagt, wenn er den Hof behalten wolle, so müsse er mit dem Herrn Grafen einen Prozeß führen. Der einfältige Bauer, der sich nicht zu helfen wußte, ging darauf ein und ließ sich die Sache gefallen. Der Graf hatte einen pfiffigen Advokaten, der Bauer hatte aber keinen, weil er sparen wollte. Da wurde nun hin und her prozessirt und der Bauer so oft in die Stadt gerufen und übertölpelt, bis er ganz verschuldet war. Die Richter entschieden auch gegen ihn so, daß er vom Hofe mußte, und ihm nur mehr hundert Gulden blieben. Er gab sich in die traurige Geschichte, machte aber den Richtern bittere Vorwürfe und sprach: „Wenn auf Erden keine Gerechtigkeit mehr ist, so lebt droben noch ein Richter, der euch finden wird.“ Da lachten die Herren und einer sagte: „Ja, die Gerechtigkeit ist lange gestorben; die kann dir nicht helfen.“ —

Der betrogene Bauer ging dann schweigend aus der Kanzlei hinaus und begab sich gerade Weges zum Kirchenvater. Als dieser den ihm wohlbekannten Bauer kommen sah, rief er ihm freundlich zu: „Grüß dich Gott, Hans. Kommst auch einmal in die Stadt mich heimzusuchen?“

„Ja, antwortete Hans, aber in einer sehr traurigen Lage.“ Dann erzählte er dem Kirchenvater die Geschichte und schloß: „Jetzt hab ich noch hundert Gulden und die geb ich dir. Es ist gerade so viel Geld, als man bei Euch in der Stadt da zahlen muß, wenn man die große

Glocke für einen Verstorbenen läuten läßt. Da hast's Geld und jetzt läute schnell der Gerechtigkeit, weil sie gestorben ist, zur Scheidung. Aber läute recht lang." — Der Kirchenvater nahm das Geld, ging mit seinem Knechte in den Thurm und läutete die große Glocke und zwar länger als gewöhnlich. Da gab's nun in der Stadt ein Gefrage und Gerede, wer gestorben sei, für wen es so lange läute. Doch Niemand wußte Bescheid darauf und die Neugierde ward immer größer. Auch der König, der in derselben Stadt seine Residenz hatte, erkundigte sich, wer gestorben sei, konnte aber keine Auskunft erhalten. Da schickte er einen Läufer zum Kirchenvater und ließ ihn fragen, für wen es so lange Scheidung geläutet habe. Sprach der Kirchenvater: „Für die Gerechtigkeit." Der Läufer eilte mit dieser Antwort zum Könige zurück. Wie der König dies hörte, ward er roth vor Zorn und rief: „Die Gerechtigkeit ist nicht gestorben. Sie schläft nur und ich will ihr neues Leben einhauchen." Dann ließ er den Kirchenvater holen und fragte ihn, wer die große Glocke für die verstorbene Gerechtigkeit habe läuten lassen. Sprach dieser: „Eure Majestät, der Schauferle Hans, der früher Schauferlebauer war." — Wie der König dies erfahren hatte, ließ er alsogleich den Schauferle Hans herbeiholen und fragte ihn, warum er die Glocke habe läuten lassen. Da erzählte Hans, wie er des Grafen wegen von Haus und Hof gekommen sei, weil die Gerechtigkeit nicht mehr lebe. Der König ward über die Richter ganz ergrimmt, machte kurzen Prozeß und gab dem Bauer sein Eigenthum zurück. Dann ließ er den Grafen, den pfiffigen Advokaten und die bestochenen Richter rufen, die Sache untersuchen und verur-

theilte allesammt zum Tode. Sie wurden in Gestalt einer Glocke aufgehängt und in ihrer Mitte zappelte der Graf. Seitdem aber kam die Gerechtigkeit wieder zu Leben und die Richter sprachen Recht, wie es sich geziemt.

(Mündlich bei Reutte.)

Kugerl.

Beim Sandbühl droben hauste vor langer Zeit ein Wichtelein. Es war kaum drei Spannen groß und lief immer nur im Hemde umher, so daß sich die Leute oft darüber ärgerten. Sonst legte aber das Zwerglein den Menschen Nichts in den Weg, sondern that ihnen manchen Dienst. Es hackte ihnen Streu, hütete die Kühe und half bei Arbeiten zu Hause und auf dem Felde. Auch gab er den Kranken heilsame Kräuter und rettete manches Kind vor dem Tode. Einmal wurde eine schöne Bauerndirne von einem Stiere gestoßen und sie erhob darob ein großes Geschrei und rief um Hilfe. Da kam alsbald das freundliche Wichtelein herbei, tröstete sie und versprach ihr Hilfe und Rettung, wenn sie seine Braut werden und mit ihm in das Wichtleinreich kommen wolle. Da blieb ihr keine Wahl und sie sagte Ja und auf diese Zusage wurde sie vom Wichtelein gerettet. Sie hätte nun mit dem Zwerglein in den Berg kommen sollen, allein dazu hatte sie gar kleine Lust. Sie bath deßhalb das Wichtelein, es möchte sie doch loslassen und versprach ihm dafür ein schönes rothes Röcklein.

Sprach das Zwerglein: „Rothes Röcklein gerath' ich leicht. Wenn du aber meinen Namen binnen dreier Tage errathest, sollst du deines Versprechens frei und ledig sein." Das Mädchen war mit diesem Bescheide zufrieden und ging nach Hause.

Es dachte nun die ganze Nacht auf den Namen des Zwergleins, konnte ihn aber nicht finden. Am folgenden Tage ging die Dirne hinauf zum Sandhügel, wo das Wichtelein sich aufhielt. Da sagte sie allerlei Namen her, allein keiner war der richtige und das Zwerglein sagte: „Geh nun nach Hause und denke besser nach." — Die Dirne kehrte heim und dachte Tag und Nacht daran, wie etwa das Männlein heiße. Am folgenden Tage ging sie wieder hinauf zum Sandhügel, wo sie das Zwerglein fand. Dann sagte sie viele, viele Namen daher, doch keiner war der wahre. Sprach das Zwerglein: „Geh nach Hause und denke besser nach, sonst bist du morgen mein Weib." Da ließ die Dirne ihr Köpfchen hängen und kehrte gar traurig und trübe heim. Sie hatte die Hoffnung, den Namen des Zwergleins je zu errathen, aufgegeben. Doch wo die Noth am Höchsten, ist die Hilfe am Nächsten. Arbeitete ein Bauernbursche auf dem Felde nahe bei dem Sandhügel und legte sich, als die Mittagstunde da war, hinters Gestäude, um sich auszuruhen. Da kam das Wichtelein, das Niemanden in der Nähe wähnte, aus seinem Erdloche heraus, patschte in die Hände und tanzte im Hemdchen herum. Dabei sang es gar lustig:

„Gott sei Lob und Dank,
Daß meine Braut nicht weiß,
Daß ich Kugerl heiß."

Dann hüpfte es auf, juchzte und sang von neuem:

„Gott sei Lob und Dank,
Daß meine Braut nicht weiß,
Daß ich Kugerl heiß.“

Dem Bauernburschen gefiel dieses Treiben des Zwergleins und als er abends in das Haus der Dirne zum Heimgart kam, erzählte er lachend, was er heute auf der Wiese beim Sandbühl gesehen und gehört habe. Da war die Dirne über die Massen froh und hatte keine Angst und Sorge mehr. Am folgenden Tage ging sie frühmorgens zum Sandhügel hinauf und nahm auch ein rothes Röcklein für das Zwerglein mit, denn sie wollte ihm für ihre Rettung doch Etwas geben. Als das winzige Männlein sie kommen sah, hatte es die größte Freude und fragte: „Jetzt sage mir, wie ich heiße!“

Sprach die Dirne: „Putzli.“

Da lachte das Zwerglein und fragte noch einmal.

Sagte die Dirne: „Rudi.“ —

Da lachte das Wichtlein, daß es zitterte und sprach: „Rathe noch einmal!“

Da erwiderte das Mädchen: „Heißt du etwa Kugerle?“ und gab ihm das rothe Röcklein. Da fieng das Zwerglein an zu weinen und zu jammern und gieng mit dem Röcklein in den Wald hinaus. Seit jener Stunde ließ es sich nie mehr sehen und niemand weiß, wohin es gekommen ist.

(Mündlich in Höttingen.)

Die Furchtlerner.

Es war einmal ein Vater, der hatte eine große Kutt Kinder. Im Frühling stiegen die Kinder öfters in die Kirschen, und da ereignete es sich einmal, daß der älteste Bube herabfiel. Der Vater stand unten und schrie: „Holla, itzt bin ich erschrocken.“ Da stand der Bube sogleich auf und fragte: „Vater, was ist denn erschrecken?“ „Was erschrecken ist, antwortete der Vater, das wirst du schon lernen, wenn du in die Welt hinauskommst.“ Da ließ sich der Sohn nicht mehr aufhalten und sagte, es wundere ihn gar sehr, was das Erschrecken sei, und er müsse schnell in die Welt hinausgehen, um diese Kunst zu studieren. Der Vater ließ ihn gehen, weil er doch noch Kinder genug daheim hatte, und dachte sich: „Das Erschrecken wirst du bald genug lernen, darum habe ich keinen Kummer.“

Der Bube ging mutterseelenallein der Landstraße nach und wenn ihn Jemand anredete und fragte, wo er hingehe, dann sagte er immer nur: „Ich gehe erschrecken lernen.“ Da lachten ihn denn die Leute aus und ließen ihn wieder allein gehen, denn sie meinten, er wäre ein Halbnarr, mit dem sich nicht viel anfangen lasse.

Eines Abends kam er zu einem Wirthshause, und da es schon spät war, so kehrte er ein, um da über Nacht zu bleiben. Weil er ganz allein und verlassen an einem Tische saß, so erbarmten sich einige Leute über ihn, setzten sich an den nämlichen Tisch und wollten ihm Gesellschaft leisten. Sie kamen mit ihm auf allerlei zu

reden und fragten ihn unter anderm, wo er hingehe? „Erschrecken lernen", gab er zur Antwort. Da lachten sie ihn aus und sagten: „Wenn du nur das willst, so wissen wir einen guten Ort, wo du es lernen kannst." „Und wo ist der Ort?" fragte der Bube. „Siehst du, sagten sie, da drüben hat der Wirth ein Schloß, dahin mußt du gehen und das Erschrecken wirst du bald kennen." Sogleich stand der Bube auf, ging zu dem Wirth und bath ihn, er solle ihm doch sogleich das Schloß aufthun, damit er einmal lerne, was erschrecken sei. „Das kannst du drüben wohl lernen," sagte der Wirth, führte ihn zum Schloße und ließ ihn hinein. Hinter ihm sperrte er die Thür wieder zu, das war aber dem Buben gleich, denn er dachte: „Zuletzt werden sie mich wohl doch wieder hinauslassen."

Er ging nun hinauf in die Küche, suchte das Bischen Holz zusammen, das noch unter dem Heerde lag und machte ein Feuer an. Es ging gegen Mitternacht und das Holz war beinahe schon abgebrannt, so daß er meinte, er müsse bald im Finstern bleiben. Da regte sich auf einmal etwas im Kamin und es fiel ein Stück Todtentruhe herab. „Zur bessern Zeit hättest du nimmer herabfallen können," sagte der Bursche, nahm das Holz und schürte es an. Das Feuer leuchtete ihm nun wieder ein bischen heller und er hoffte, wenn es zu Ende ginge, so werde wohl wieder etwas herabfallen. Auf einmal regte es sich wieder im Kamin und es fiel eine Hand herab. „Ist auch zu brauchen, sagte er, jetzt habe ich drei Hände, geht das Arbeiten leichter." Bald darauf rumpelte es wieder und es kam ein Fuß. „Auch gut, zu drei Händen gehören drei Füße. Wie ist's, kommt

noch etwas nach?“ Es rumpelte wieder und da kam noch eine Hand, und dann rumpelte es noch einmal und wieder ein Fuß fiel herab. „Jetzt ist's gar gut, hab' ich ja vier Händ' und vier Füße. Wenn etwas inzwischen hinein und oben drauf käme, so wäre es ja ein ganzer Mensch.“ Auf einmal rumpelte es viel ärger und es fiel ein Rumpf auf den Heerd. Da ging der Bursche hinzu, legte die Hände und die Füße, wo sie hingehörten, und schau da! alles wuchs so fest zusammen, als ob es gar nie getrennt gewesen wäre. „So, jetzt wärst du ein Kerl, ist Schade, daß du nicht einen Kopf auch noch hast.“ Da rumpelte es wieder und es kugelte ein Kopf herab. Den faßte der Bursche bei den Haaren und legte ihn an seinen Platz. Der Kopf wuchs sogleich an, und der Bursche hatte seine Freude mit dem neugemachten Menschen, der auf dem Heerde lag. „Gut, sagte er, jetzt bist ja ein Kerl, fast stärker als ich.“ Da erhob sich der Neugemachte, sprang vom Heerd herab und rief: „Jetzt will ich dich zerreißen.“ „Was du mich zerreißen, wenn ich dich gerade zusammengemacht habe! Halt's Maul mit solchen Reden, oder ich zeig dir, was zerreißen ist.“ Da wurde der andere ein wenig sanfter und sagte: „Jetzt geh mit mir.“ „Mit dir gehen will ich schon,“ antwortete der Bursche, und ging mit. Sie kamen in einen tiefen Keller hinab und da lagen drei große Haufen Geld. Der Geist hub wieder an zu reden und sprach: „Von diesen drei Häufen gehört Einer dir, Einer den Armen und Einer dem Wirth. Das Schloß gehört auch dir und der Wirth, der es bisher ungerechter Weise besessen, bekommt für die wenigen Ansprüche, die er darauf hat, den Haufen Geld. Ihr werdet jetzt wieder sicher in dem

Schloße wohnen können, wenn es nicht mehr einem unrechtmäßigen, sondern dir als rechtmäßigen Besitzer gehört.“ Hiemit verschwand der Geist und der Bursche war mutterseelenallein in dem Keller.

Morgens ging er hinauf und schaute, ob der Wirth die Thür noch nicht aufgesperrt habe. Als er kam, war sie schon offen und die Wirthsleute standen vor dem Schloße, um zu sehen, ob es diesem vielleicht doch einmal geglückt wäre, mit dem Leben davonzukommen. Als er frisch und gesund zur Thüre hinauskam, lachten sie und riefen: „Wie ist's, weißt du jetzt, was Erschrecken ist?“ „Nein, das weiß ich noch nicht, aber etwas anderes kann ich euch sagen, wenn ihr mit mir geht.“ Sie wunderten sich, was das etwa sein werde und gingen mit. Er führte sie in den Keller, zeigte ihnen die drei Häufen und sagte: „Der Geist, der in der Nacht gekommen ist, hat mir das Schloß geschenkt und Einen von den drei Haufen. Der andere Haufen gehört dem Wirth und der dritte den Armen.“ Als die Wirhsleute das hörten, beneideten sie den Buben und die Armen um das, was sie bekommen sollten, und ihr Neid war so groß, daß sie über den armen Kerl herfielen und ihn maustodt schlugen. Da verschwanden aber augenblicklich die drei Haufen, und in dem Schloß war es wieder unheimlich, wie vordem.

(Mündlich bei Meran.)

2.

Es war einmal ein Vater und hatte drei Söhne. Einer von ihnen hieß Hansl und war ein rechter Tölpel. Die andern zwei waren schon in die Fremde gezogen und der Vater wartete immer, ob nicht bald Einer oder der Andere zurückkomme. Da fiel es eines Tages dem Hansl auch ein fortzugehen, denn er sagte, er müsse das Fürchten lernen, damit er sich unter ehrlichen Leuten könnte sehen lassen. Der Vater wollte ihn zurückhalten, allein da half alles nichts, denn was der Hansl einmal im Kopf hatte, das konnte man mit Stock und Prügel nimmer heraustreiben.

Er ging nun eine gute Zeit immer der Nase nach und kam eines Tages in ein Wirthshaus. Da erzählte er, warum er auf dem Wege sei und brummelte auch oft für sich hin: „Wenn ich nur das Fürchten bald lernte, damit ich wieder heimgehen und beim Vater bleiben könnte.“ Der Wirth ließ ihn nachmittags mit sich in den Stall gehen und zeigte ihm seine Pferde. „Hoi, sagte der Hansl auf einmal, woher hat denn der Herr Wirth diese zwei Rosse?“ denn er erkannte, daß dieses diejenigen seien, auf welchen seine Brüder in die Fremde geritten waren. „O, sagte der Wirth, diese zwei haben zwei Fremden gehört, die da in das Schloß hinaufgegangen und nimmer zurückgekehrt sind. Aber, ist wohl wahr, da droben wäre ja für dich der erste Platz, da könntest du das Fürchten gleich vom Grunde aus lernen.“ Als das der Hansl hörte, war er voll Freude, ging alsogleich in das Schloß und sah sich einmal alles an. Er fand da gar nichts

Besonderes und ging wieder heraus. Da sah er an der Schloßmauer eine Hohlerstaude, machte sich zur Kurzweil darüber her und klaubte Beeren. Als es anfieng, finster zu werden, ging er hinauf in die Küche, schürte ein Feuer an und kochte ein Hohlermannl.*) Er hatte die Pfanne eben über das Feuer gestellt, da kam Einer zur Thüre herein, der gar kein freundliches Ansehen hatte. Der Hansl aber fürchtete sich nicht im Mindesten, blies zuerst besser an und sagte dann zu dem Kameraden: „Ist recht fein, daß du auch kommst, denn so allein wird mir völlig die Zeit lang. Ich habe schon so viel Hohlermannl, daß wir beide genug haben; jetzt mußt du aber ein wenig warten, bis es gekocht ist." Der andre wollte nicht warten und sagte: „Geh du sogleich mit mir!" „Geschwind kann ich nicht gehen, erwiderte der Hansl. Du mußt wissen, daß mir das Hohlermannl anbrennt, wenn ich davonlaufe, und wäre doch Schade um die gute Sache." Der andre ließ sich nicht bereden, und schnarrte: „Wenn du nicht sogleich gehst, dann zerreiß' ich dich." „Du schaust zum Zerreißen her, spottete der Hansl, von Fürchtens wegen geh ich mit dir keinen Schritt weit." Der andre ließ aber nicht nach und zog jetzt zartere Saiten auf, damit der Hansl mitgehen sollte. „Schau, sprach er, deinem Hohlermannl geschieht gewiß nichts, wenn du mit mir gehst. Ich gebe dir mein Wort dafür, daß du es wieder gut antriffst, und wenn es nicht so ist, dann kannst du mir anthun, was du willst, sobald wir zurückkommen." Als der Hansl hörte, daß seinem Hohlermannl nichts geschehe, so ließ er sich endlich bewegen und sagte, er wolle

*) Mehlspeise mit Hollunderbeeren vermengt.

mitgehn. Da fragte aber noch der andere: „Fürchtest du dich denn gar nicht, wenn du mitgehst?“ „Ist das eine Frage, sagte der Hansl, ich weiß ja nicht einmal, was fürchten ist, wie soll ich's dann erst zuwege bringen?“

Nun gingen sie über etliche Stiegen hinab und kamen zu einer Thür. „Da thu auf, rief der Geist dem Hansl zu. „Du hast schon gehört, erwiederte der Hansl, daß ich keinen Spaß versteh. Thust du nicht gleich auf, daß wir weiter kommen, so geh' ich hinauf und schaue zu meinem Hohlermannl.“ Jetzt gab der Geist nach und that auf. Als sie hineinkamen, war da ein ungeheurer Hund, der eine feurige Gosch hinausstellte und die zwei mit großen Augen anglotzte. Der Hansl wurde zornig, als der das Vieh ansichtig wurde und schrie: „Gedacht hab' ich's mir zuvor, du wirst da ein Kunter haben, das mir mein Hohlermannl frißt. Jetzt laufe ich gleich hinauf und laß dich allein gehn.“ Der Geist besänftigte ihn, indem er ihm wieder versprach, daß dem Hohlermannl gewiß nichts geschehe. Dann fragte er ihn: „Hast du Courage, den Hund hinauszujagen? „Warum soll ich dem Vieh nicht den Weg zeigen?“ fragte der Hansl, und rannte dem Hund so derb an den Leib, daß er davonlief wie der Wind und auf allen Seiten die Ganstern *) hinausflogen. Während der Hansl dem Hund nachschaute und lachte, war der Geist ein wenig weiter gegangen. Hansl sah das und schrie: „Halt ein bischen, ich darf mich nicht zu w.it von dir lassen, damit ich dir die Schläge herabmessen kann, wenn etwa das Hohlermannl hin ist.“ Der Geist wartete und Hansl ging nach.

*) Ganstern = Funken.

Bald kamen sie an eine zweite Thür. Der Geist hieß den Hansl aufthun, Hansl aber wurde zornig und fuhr ihn an: „Das Vieh frißt so schon das Hohlermannl oben, wenn du nicht gleich aufthust, so kriege ich gar nichts mehr.“ Der Geist sagte: „Noch ist's ja heiß, so kann er's nicht fressen;“ er that aber dem Hansl seinen Willen und sperrte auf. Als sie hineinkamen, fanden sie abscheuliche Schlangen und der Geist reichte dem Hansl eine Peitsche und sagte: „Da, jage die Vieher hinaus.“ Der Hansl wollte aber nicht recht anpacken, denn es war ihm um das Hohlermannl zu thun und er dachte, die scheußlichen Bestien könnten es ihm fressen. Der Geist aber sprach ihm Muth zu und sagte: „Dem Hohlermann geschieht gewiß nichts, nimm du nur die Peitsche und verjage die Bestien.“ Da nahm der Hansl die Peitsche, wichste den Schlangen ein Paar auf den Rücken, und sie fuhren wie der Wind zur Thüre hinaus.

Die zwei gingen nun weiter und kamen zur dritten Thüre. „Da mache auf,“ sagte der Geist. Der Hansl aber machte nicht auf, sondern begehrte lieber einen Besen, um die Schlangen droben zu flumsen, wenn sie sein Hohlermannl angreifen würden. Da sperrte denn der Geist selber auf und hieß den Hansl mit sich hineingehen. Da standen nun drei Fässer und darin lagen viele Schlangen, und anders abscheuliche Gethier. „He Hansl, rief der Geist, nimm die Krater und wirf sie hinaus!“ „Jetzt ist's gleich, ob ich dir folge oder nicht, sagte der Hansl, denn das Hohlermannl ist doch hin. Sage nur, wo ich anpacken soll.“ „Anpacken kannst du wo du willst,“ antwortete der Geist. „Dann ist's auch recht,“ sagte der Hansl, rannte an ein Faß und warf

alles heraus, ging dann zum zweiten und dritten und machte es ebenso. Die Kunter, als sie aus dem Faße waren, fuhren schleunig zur Thüre hinaus und ließen nichts mehr von sich sehen. Aber in den drei Fässern war jetzt lauter Geld und zwar im ersten Kupfer, im zweiten Silber, und im dritten nichts als Gold. Der Hansl machte große Augen bei den drei Fässern und der Geist sagte: „Jetzt will ich dir auch Weis' und Lehre geben, was du mit den drei Fässern zu thun hast. Das Kupfer theilst du unter die armen Leute aus, das Silber giebst du in arme Klöster und Kirchen, und das Gold behältst du für dich. Jetzt lebe wohl und ich bedanke mich für die Erlösung."

„Oho, schrie der Hansl, ich muß zuvor sehen, ob mein Hohlermannl noch droben ist, sonst kommst du mir ohne Schläge nicht fort." Hiemit packte er den Geist und führte ihn hinauf in die Küche. Das Hohlermannl war ordentlich gekocht, und kein Bischen davon war verbrannt oder fortgefressen. Das gefiel dem Hansl, denn er hatte großen Hunger und es wäre ihm jetzt um nichts mehr Leid gewesen, als um das Hohlermannl. „Iß da, sagte er zum Geist, du schaust nicht aus, als ob du zu viel zu essen bekämest." Der Geist aß nicht und wurde immer blässer und blässer. „Friß da," sagte der Hansl noch einmal und stellte ihm die Pfanne vor. Der Geist aß aber noch nicht und wurde endlich ganz weiß. Da sagte er zum Hansl: „Du hast mich endlich erlöst, nachdem viele ihr Leben daran gesetzt haben und zu Grunde gegangen sind. Hätten sie auch so viel Courage gehabt, so wäre ich lange schon erlöst und hätte nicht erst auf dich

warten müssen. Aber zum Danke sollst du jetzt außer dem Geld auch das Schloß haben."

Am andern Morgen in der Frühe ging der Wirth vor das Haus, schaute zu dem Schloße hinauf und dachte: „Den hat's wohl auch. Jetzt wird er wohl wissen, was Fürchten ist." Da kam gerade der Hansl hinaus, sah den Wirth und rief: „Nur geschwind mit Rossen herauf, wir müssen das Geld hinabführen." Da wunderte sich der Wirth sehr, ging hinauf und fragte, wie es die Nacht zugegangen sei. Der Hansl erzählte alles, beklagte sich aber, daß er noch nicht fürchten gelernt habe. Da redete ihm der Wirth zu und sagte, er solle doch einmal nach Hause gehen und dem Vater von seinem Glücke erzählen, denn das Fürchten sei nicht eine gar so wichtige Sache. „Ja, es wäre leicht heimgehen, wenn ich auch das Geld mitbrächte," sagte Hansl. Da versprach ihm der Wirth ein Fuhrwerk zu leihen und der Hansl fuhr mit einem Haufen Geld zu dem Vater heim.

Da wird er ihm wohl auch erzählt haben von den zwei Brüdern, die im Schlosse zu Grunde gegangen sind. Ob er aber noch einmal ausgezogen ist das Fürchten zu lernen, das kann ein Niemand sagen.

(Mündlich bei Schlanders.)

Griselbele.

Es war einmal ein armes, altes Bäuerlein, das hatte drei Töchter und die jüngste davon hieß Griselbele. Das Griselbele war weit schöner als seine zwei Schwestern und war auch so brav und fleißig, daß sich jeder Mensch darüber erstaunte. Sie mußte immer in den Berg gehen und hüthen, war aber mit dem Hüthen allein nie zufrieden, sondern nahm sich immer noch eine andere Arbeit mit, um ja nie müßig zu sein.

Unten am Berge stand ein Grafenschloß, darin lebte ein junger Graf, der noch unverheirathet war und eben daran dachte, wen er etwa zur Gräfin ausersehen sollte. Er sah das Griselbele alle Tage in den Berg fahren und wunderte sich nicht nur über ihre Schönheit, sondern noch viel mehr über ihren Fleiß und ihre Sittsamkeit. Da kam ihm denn einmal in den Sinn: „Das fleißige, sittsame Mädchen sollst du zur Gemahlin nehmen; denn eine bessere findest du nicht, so weit der Himmel blau ist.“ Dieser Gedanke setzte sich immer mehr in seinem Kopfe fest und er war bald entschlossen, das Griselbele zu seiner Frau zu nehmen. Er ließ alles zur Hochzeit zurecht machen, sagte aber keinem Menschen etwas, wer diejenige sei, die er zur Braut ausersehen habe. Als alles in Ordnung war und zur Hochzeit nichts mehr mangelte, als die Braut, da hieß er seinen Bedienten in den Stall gehen und die Rosse zurecht richten, damit er seine Braut abholen könnte. Als der Wagen zur Abfahrt bereit stand, hieß er alle weg gehen.

denn er wollte nicht, daß Jemand mit ihm fahre und darauf komme, daß die Braut nur von gemeinem Stande sei. Als alle weg waren, trug er schöne Frauenkleider, die er in der Nähe versteckt hatte, in den Wagen, setzte sich auf und fuhr von dannen. Er kam bald in die Gegend, wo das Bäuerlein mit den drei Töchtern wohnte. Das Haus selbst aber stand nicht an dem Weg, sondern ein ziemliches Stück abseits. Da beugte er nun von der Straße ab und fuhr nach dem Hause zu. Das Bäuerlein, welches eben vor dem Hause Holz spaltete, wunderte sich über die Kutsche, die daherkam, und dachte: „Der hat schön den Weg verfehlt, da muß ich doch entgegenlaufen und ihm sagen, daß er umkehrt.“ Augenblicklich legte er die Hacke bei Seite und lief der Kutsche entgegen. Schon von weitem deutete er mit dem Arm, daß der Fuhrmann umkehren sollte, und als er nahe kam und den Herrn sah, sagte er: „Fahren sie nur gleich zurück, sie sind ganz auf dem falschen Weg; da kommen sie ja nirgends hin, als zu meiner Hütte hinüber.“ Der Herr lächelte und sagte kurz: „O nein, Vaterle, ich bin schon auf dem rechten Weg.“ Hiemit gab er den Rossen einen Schmatz und fuhr noch viel lustiger durch, als früher. Das Bäuerlein kehrte auch wieder um und lief der Kutsche nach. Als der Herr beim Hause ankam, wartete er auf das Mannl und fragte es dann, ob es nicht drei Töchter habe. „Drei Töchter habe ich wohl“, antwortete das Mannl. „Nun, so heiße sie herausgehn.“ Das Bäuerlein wunderte sich sehr, warum der Graf die drei Töchter begehre, aber zu fragen getraute er sich nicht und er mußte nun einmal seinen Willen thun, wenn er auch nicht wußte, warum. Er ging hinein

und holte die Töchter. Da kamen die zwei ältern heraus in ihrem griselten Gewand, das sie immer anhatten. Der Graf sah, daß die rechte nicht darunter war und fragte das Bäuerlein: „Hast du nicht noch Eine? Du hast ja gesagt, daß du drei hast? Wo ist denn die dritte, daß sie sich nicht sehen läßt?“ Das Bäuerlein entschuldigte sich und sagte: „Das Griseldele hab ich wohl auch wollen herabgehen machen, es ist mir aber um alles in der Welt nicht gegangen, weil es sich gerade so viel geschämt hat.“ „Heiße sie nur doch herausgehen, sagte der Herr, und sage ihr, ich wolle sie durchaus sehen und möchte sie gekleidet sein so schlecht, als sie wollte.“ Das Bäuerlein ging hinein, um sie zu holen, und endlich kam das Griseldele im griselten Kittel heraus. Sie scheute sich so vor dem fremden Herrn, daß sie brennroth war im ganzen Gesichte, aber dem Grafen gefiel es so weit besser, als wenn sie recht frech und keck vor ihn getreten wäre. Er erkannte sogleich, daß es diejenige sei, die er schon lange gewünscht hatte, und fragte sie, ob sie nicht seine Frau werden möchte Weiß man wohl, daß sie Anfangs meinte, es sei nur Spaß und der gräflich Gnaden habe sie zum besten. Wie er aber zweidreimal dieselbe Frage wiederholte und ihr hoch und theuer versicherte, daß es sein voller Ernst sei und die Leute schon auf die Hochzeit warten, da fieng sie an, es nach und nach zu glauben und stotterte ein geschämiges Ja heraus. Der Graf dankte ihr über und über, gab ihr die schönen Kleider aus dem Wagen und sagte sie sollte jetzt das griselte Kittele wegwerfen und das seidene Gewand dafür anziehen. Da ging das Griseldele in seine Kammer und als es in den seidenen goldgestickten Klei-

dern herauskam, da leuchtete seine Schönheit erst recht und der Graf sah wohl ein daß er nicht nur die bravste, sondern auch die schönste Braut gefunden habe. Er gab nun ihrem Vater und den zwei Schwestern reiche Geschenke, damit sie doch zufrieden seien, weil er sie nicht zur Hochzeit laden wollte. Dann hieß er das Griselbele einsteigen, kehrte um und fuhr lustig in sein Schloß. Als er in den Hof kam, lief alles an den Wagen, um die unbekannte Braut zu sehen. Jedermann wunderte sich über die Schönheit der Jungfrau, aber kein Mensch getraute sich, den Grafen zu fragen, wo er sie geholt habe. Das Griselbele wußte nicht wie ihm war unter den vielen vornehmen Leuten und wenn es nicht den Grafen sogleich lieb gewonnen hätte, so hätte es sich über neunundneunzig Jöcher hinweggewünscht.

Es wurde nun die Hochzeit mit aller erdenklichen Pracht gefeiert, und der Graf und das Griselbele lebten von nun an als Mann und Weib in Friede und Liebe beisammen.

Es dauerte ein Jahr, da schickte ihnen der Herr ein Kindlein zu, und das war ein Mädchen. Kaum war es auf der Welt, so ging der Graf zur Griselde hin, bemühte sich ein finsteres Gesicht zu machen und sagte: „Jetzt gib mir nur sogleich das Kind, kann ich es in den Ziggel werfen, damit die Leute nichts davon erfragen. Ich muß mich ja lange schon schämen, daß ich dich zur Frau genommen habe, wie müßte mir's erst zu schlecht sein, wenn ein Kind aus dieser Ehe mein Erbe werden sollte." Wie weh die Rede und das Verlangen des Grafen dem Griselbele thaten, das kann man sich wohl denken. Sie sagte aber kein Wort, drückte dem Gemahl

zu Lieb ihren Schmerz in sich, bekreuzigte und küßte das Kind und gab es ihm. Er nahm es, setzte sich damit in eine Kutsche und fuhr weit fort zu braven Leuten. Diesen gab er das Kind und trug ihnen auf, es vor allem zu taufen und in der Taufe Maria zu nennen. Dann sollten sie es fleißig ernähren und erziehen, er werde schon alles gut bezahlen und von Zeit zu Zeit nachsehen kommen, wie es seinem Töchterlein ginge. Als er alles in Ordnung hatte, fuhr er wieder heim, ging zu seiner Gemahlin und sagte: „Jetzt wird wohl kein Mensch mehr etwas erfragen davon, weil ich es heimlich in den Ziggel hinabgeworfen habe.“ Der Griselde ging bei diesen Worten wieder ein tiefer Stich durch das Herz und sie hätte bittere Thränen weinen mögen, drückte aber ihren Schmerz gewaltsam in sich und ertrug alles voll Demuth und aus Liebe zu ihrem Herrn.

Nach einem Jahre bekamen sie wieder ein Kind und das war ein Knabe. Kaum war er auf der Welt, so kam der Graf zur Gräfin, machte ein finsteres Gesicht und sagte: „Jetzt gib mir nur sogleich den Buben, damit ich ihn in den Ziggel werfen kann. Ich bin so vor den Leuten nimmer sicher, weil ich dich geheirathet habe, was würden sie erst sagen. wenn ich ein Kind, das dir so gut angehört wie mir, als meinen Erben aufziehen wollte?“ Griselde sagte wieder kein Wort, nahm das Knäblein, bekreuzigte und küßte es und reichte es ihm hin. Er ging damit fort, setzte sich in eine Kutsche und fuhr damit zu den nämlichen Leuten, zu denen er auch das Mädchen gebracht hatte. Diesen übergab er das Kind, trug ihnen auf, ihm in der Taufe den Namen Johann zu geben und es fleißig zu erziehen. Dann fuhr er heim,

ging zur Gräfin und sagte: „Ist gut, daß der Bube jetzt im Ziggel liegt, damit doch die Leute davon nichts erfragen.“ Griselde sagte wieder nichts, so tief ihr auch diese Rede in der Seele weh that.

Der Graf fuhr öfter hin, zu sehen, wie es den Kindern ginge, sagte ihnen auch, als sie es verstehen konnten, daß er ihr Vater sei, und hatte eine große Freude, als er sah, daß sie recht kräftig heranwuchsen und von den fremden Leuten so tugendhaft erzogen wurden, daß er wegen ihres Wohles nicht die geringste Sorge zu haben brauchte. Die Griselde aber erfragte nie etwas von ihren Kindern und dachte oft mit Schmerz daran, wie fein sie es jetzt hätte, wenn die zwei Kinder noch beim Leben wären. Sie ließ aber nie ein Wort der Klage hören, sondern ergab sich geduldig und demüthig in ihr Geschick.

Siebenzehn Jahre nach der Geburt des ersten Kindes kam der Graf einmal zur Griselde und sagte: „Jetzt hilft es nichts mehr, du mußt aus dem Schlosse. Die Leute wundern sich zuvor schon alle, daß ich dich so lange hier leiden mochte, und sind wild über mich, weil ich mein Geschlecht so verunehrte. Geh du wieder heim, lege dein griseltes Kittele an und schicke das gräfliche Gewand zurück.“ Griselde erschrack über diesen Befehl, wurde aber nicht zornig, sondern nahm Abschied von ihrem Gemahl, als ob er ihr immer nur Gutes gethan hätte. Schweigend verließ sie das Grafenschloß und machte sich auf den Weg, der Heimath zu. Da hatte sie wohl allerlei schwere Gedanken und fürchtete sich, der Vater werde vielleicht lange schon todt sein. Und was werden erst

meine Schwestern sagen, dachte sie, wenn ich erzähle, daß mich der Graf verjagt hat. Sie werden mich auslachen und mir mein Unglück gönnen, weil ich mich früher so hoch über sie erheben wollte. Mit solchen Gedanken ging sie der Heimath zu und kam endlich in dem Bauerhäuslein an. Da hatte sie doch Eine Freude, weil sie den Vater noch beim Leben traf und ihm ihr tiefes Herzenleid klagen konnte. Sie bath ihn dann, er möge sie wieder bei sich behalten, sie wolle gern alle Arbeit thun und sich gar nicht ankennen lassen, daß sie einmal etwas anderes gewesen sei, als das arme Griselbele. Der Vater erbarmte sich über sie, sprach ihr Trost zu, hieß sie da bleiben und sagte:

„Leg nur an das griselte Kittele,
Und iß mit mir ein Ueberschüttele.“*)

Griselbele that nun wieder ihr griseltes Kittele an und schickte die kostbaren seidenen Kleider dem Grafen ins Schloß zurück. Sie lebte wieder, wie früher, bei bäurischer Arbeit und ländlicher Kost und wenn sie auch mit Liebe und Sehnsucht an ihren Gemahl zurückdachte, so hoffte sie doch nicht, jemals wieder in das Grafenschloß zurückzukehren.

Da bekam sie einmal von ihrem Gemahl einen Brief, darin es hieß, sie solle alsogleich in das Schloß kommen und alle Böden spülen, denn es müsse im Schlosse alles gesäubert werden, weil er auf's neue Hochzeit halten und sich mit einer Braut vermählen wolle, die so schön sei als die Sonne. Griselbele besann

---

*) Ueberschüttel, eine Art schlechter Suppe..

sich keinen Augenblick, ging in das Schloß, rutschte dort im griselten Kittele auf allen Böden herum und spülte den ganzen Tag wie die gemeinste Bauernmagd. Als sie alle Böden im ganzen Schlosse gespült hatte, kam einmal der Graf zu ihr und sagte: „Ich will jetzt gehn meine Braut holen, du kannst während der Hochzeit in der Küche abspülen, oder sonst thun, was man dich anstellt.“ Griseldele sagte kein unwilliges Wort, wünschte ihm Glück zur Reise und blieb in dem Schloße.

Da fuhr der Graf mit einer schönen Kutsche zu seinen Kindern hin und führte sie in das Schloß. Er verbot ihnen aber so lange ihn Vater zu nennen, bis er wieder die Erlaubniß dazu geben würde. Auch gab er ihnen sonst Weis' und Lehre, wie sie sich zuerst im Schlosse zu benehmen hätten und sagte besonders der Tochter, sie solle gerade so thun, als ob sie seine Braut wäre. Sie kamen nun in das Schloß und Jedermann staunte über die Schönheit der neuen Braut. Der Graf hieß Griselden kommen, stellte ihr die schöne Jungfrau vor und sagte: „Nicht wahr, dießmal habe ich eine schöne und vornehme Braut?“ Griseldele antwortete wenig und dachte bei sich: „Schön und vornehm ist sie wohl, aber ich wünsche ihr Glück zu einer solchen Ehe.“

Nun sollte vor allem der Handschlag gefeiert werden und von nah und fern kamen die geladenen Gäste herbei. Während der Mahlzeit sagte der Graf auf einmal: „Saget zur Griselde, jetzt soll sie einmal auftragen und zwar frisch vom Abspülen weg im schmutzigen Gewand und griselten Kittele. Die Bedienten gingen hinaus und sagten das der Griselde. Sie erschrack über diesen Befehl und ließ

den Grafen bitten, er solle ihr doch das nachsehen. Er aber schickte noch einmal hinaus und befahl ihr, sie solle nur sogleich mit der nächsten Speise hereinkommen. Da gehorchte sie ohne weitere Widerrede und trug in ihrem schmutzigen G'wandl und griselten Kittele ein Gericht herein. Da sah sie nun den Grafen neben der schönen Jungfrau sitzen und auf seiner andern Seite saß ein schöner Jüngling, den sie aber ebenso wenig erkannte, wie die vermeintliche Braut. Als sie wieder hinausgegangen war, sagte der Graf zu seinen Kindern: „Jetzt dürfet ihr mich Vater heißen und diese, die eben aufgetragen hat, sollt ihr beim nächsten Eintreten als eure Mutter begrüßen. Sie hat ihre Probe ausgehalten und lange Zeit gelitten; jetzt aber soll des Leidens ein Ende sein und wir wollen alle zusammen ein freudiges Leben führen." Sobald sie das nächstemal hereinkam, hörte sie, wie die Braut und der Jüngling den Grafen ihren Vater nannten, und als sie die Schüssel auf den Tisch gestellt hatte, da sprangen ihr alle drei entgegen, und nannten sie und begrüßten sie als Gemahlin und Mutter. Der Graf hieß sie nun ihre gräflichen Kleider wieder anziehen und sich zu ihnen an den Tisch setzen. Jetzt wurde die Hochzeit mit Ernst gefeiert, und Griseldele hatte von nun an keinen schlimmen Tag mehr, sondern nur frohe und glückliche.

(Von einer Passeirerin in Meran gehört.)

Die zwei Beutelschneider.

Waren einmal zwei Beutelschneider, die beide in ihrer Kunst etwas rechtes verstanden. Der eine von ihnen wohnte in Preußen und der andere in Polen. Die zwei hörten oft von einander und es bekam der jedwedere Begierde, den andern zu sehen. Sie dachten beide: „Wenn der andre seine Kunst so gut versteht, so thun wir uns zusammen, wir richten zu zweien mehr aus, als wenn jeder sein Handwerk allein treibt.“ —

Jeder ging nun aus, den andern zu suchen. Nach einiger Zeit begegneten sie sich, ohne einander zu kennen. Da rief zuerst der polnische: „Woher gut Freund?“ „Aus Preußen; und woher denn du?“ „Ich aus Polen. Was ist denn dein Handwerk?“ „Ich bin Beutelschneider; und was bist denn du?“ „Ich auch Beutelschneider.“ Da merkte der jedwedere, daß er zum rechten gekommen sei, und sie machten aus mitsammen zu gehen und einander auszuhelfen, wo Einer allein nicht ausreichen würde Sie verabredeten vor allem eine Probe, woran jeder erkennen sollte, daß er am andern einen guten Gehilfen habe. Sie machten aus, zu einem Barbier zu gehen und während dieser den Einen von ihnen rasire, solle ihm der Andere die Eisen vom Absatz des Stiefels reißen, ohne daß er es merke, und während er den Andern rasire, solle ihm der Eine die Eisen wieder annageln, auch ohne daß er es merke. Sie versprachen einander, wenn jeder diese Probe vollbringe, so wollten sie bei einander bleiben und einander beistehen im Guten und Schlechten.

Sie gingen also zum Barbier, ließen sich den Bart abnehmen, und richtig, während er den Einen rasirte, stahl ihm der Andre die Eisen von den Stiefeln, und während er den andern rasirte, schlug sie ihm der Eine wieder an. Er merkte aber von allem nichts, und rasirte so sicher, als ob mit seinen Stiefeln gar nichts vorginge. Die Beutelschneider gingen nun hinaus, lobten einander und versprachen, als gute Freunde beisammen zu bleiben. Und zwar ging der preußische mit dem polnischen und blieb bei ihm. Dieser hatte aber eine Schwester, die gab er dem preußischen zur Ehe und sie führten jetzt eine Wirthschaft, so ehrlich als man sie bei Beutelschneidern finden kann. Ihr Gewerb betrieben sie nur, wenn sie nichts mehr zu essen hatten, außerdem ließen sie die Säcke der Leute in Ruhe und genossen, was sie sich früher zusammengetragen hatten.

Nun erfragten sie, daß ein Herr in einem Thurme ganze Haufen Geld habe, daß aber nur eine einzige, eiserne Thür sei, durch welche man hineinkommen könne. Das machte aber den Beutelschneidern nichts, denn sie wußten schon andere Schliche, mit denen sie in den Thurm hineinzukommen gedachten. Sie gingen aus, nahmen Hau und Schaufel mit sich und gruben einen unterirdischen Gang in den Thurm. So kamen sie von unten auf leicht hinein, und beschauten sich einmal die große Cassa. Da lagen die Kornsäcke in ganzer Menge, aber anstatt des Kornes war überall Geld drinnen, und so fest gepackt, daß sich kein Stück bewegte, wenn man den Sack aufhob. Sie nahmen einen schweren Sack, krochen wieder in ihr Loch zurück, machten es oben ein wenig zu und kamen dann glücklich in's Freie. Den Sack trugen sie in der

Nacht heimlich nach Hause und freuten sich, daß ihnen dieser Streich so glücklich von Statten gegangen war.

Da kam eines Tages der Herr in seinen Thurm, zählte die Säcke und fand, daß einer abhanden gekommen sei. Es wunderte ihn, wie das zugegangen sei und er konnte sich nicht erklären, wie Jemand bei verschlossener Thüre in den Thurm hinein-, geschweige denn sammt dem großen Sack hinausgekommen sei. Aber wenn er auch selbst nicht wußte, was er bei der Sache denken sollte, so wußte er dafür einen andern, der sich in solchen Dingen prächtig auskannte und um einen klugen Rath nicht verlegen war. Er hatte nämlich schon früher einmal einen Beutelschneider gefangen, diesem hatte er, anstatt ihn der Obrigkeit zu überliefern, die Augen ausgestochen und ihn bei sich behalten. Er meinte nämlich, ein Beutelschneider, wenn es ein rechter sei, müsse den Kopf am rechten Flecke haben nnd könne auch andern mit seinen Pfiffen zu gelegener Zeit aushelfen. Zu diesem ging er nun hin, erzählte ihm von der Bestehlung seiner Schatzkammer und fragte ihn, wie man etwa den Schelmen auf die Spur kommen könnte. „O die sind gewiß durch den Boden heraufgekommen, sagte der blinde Beutelschneider. Grabe nur ein Bischen hinab und wenn du ein Loch findest, so brauchst du nichts andres zu thun, als ein Schlageisen daraufzustellen, das seine sechs bis sieben Zentner wiegt. Dann werden die Spitzbuben eingehen."

Der Herr dankte ihm für den klugen Rath, ging hin, ließ ein bischen hinabgraben, und richtig kamen sie alsogleich zn einem Loche, durch welches die Schelme hereingekommen waren. Er war herzlich froh über diese Entdeckung, ging alsogleich zum Schmied und bestellte

ein schweres Schlageisen. Als der Schmied fertig war, ließ er es in den Thurm tragen und auf das Loch legen. „Jetzt, dachte er, brauche ich nicht weiter zu sorgen. Die Spitzbuben kommen gewiß noch einmal und dann gehn sie gewiß ein.“ Er ging mit seinen Leuten aus dem Thurme, schloß ihn fleißig zu und freute sich schon auf den baldigen Fang.

Als die zwei Beutelschneider eine Zeitlang von dem gestohlenen Gelde gezehrt hatten und voraussahen, daß der Sack mit der Zeit einschrumpfen würde, so sprachen sie zu einander: „Das Loch haben wir schon einmal gemacht, es ist Schade, wenn wir es nicht fleißiger benützen. Wir müssen doch noch einmal hingehen und dem reichen Kerl wieder einen Sack wegtragen.!“ Sie machten sich alsbald auf, kamen zu dem Thurme und krochen durch das Loch hinein. Der preußische war voraus, der polnische hinterdrein. Als sie eben meinten, in den Thurm hinaufzugelangen, da that es einen Schlag und der preußische schrie: „O weh, ich bin gefangen.“ Der polnische erschrack darüber und fragte, was ihm denn wäre. Der preußische sagte: „Ja wohl, wenn ich in ein Schlageisen gerathen bin. Jetzt mache nur schnell und schneide mir den Kopf ab. Loskommen thu ich doch nimmer, und dann ist der Kopf ohnedem hin.“ Der polnische sagte: „Nein Kamerad, dir den Kopf abzuschneiden, bringe ich nicht übers Herz. Und was würde erst dein Weib dazu sagen, wenn ich ihr die Nachricht brächte, daß ich selber dir den Garaus gemacht habe?“ Der preußische hob aber wieder an zu bitten und sagte: „Mache nur nicht lange Umstände. Es soll nicht aufkommen, wer hier eingebrochen ist, du schneidest mir daher den

Kopf ab, und nimmst ihn mit dir. Thust du es nicht, so muß ich schändlich auf dem Galgen sterben, und du selber bist auch noch in Gefahr aufzukommen.“ So redete und bat er noch eine Weile fort, bis der polnische endlich nachgab, hinauskroch und ihm den Kopf abschnitt. Er nahm den Kopf mit sich, kroch zum Loche hinaus und trug ihn heim. Da hättest du hören sollen, wie das Weib des preußischen lärmte, als sie den Kopf ihres Mannes sah und hörte, wie es ihm gegangen sei.

Nicht lange Zeit, nachdem der preußische eingegangen war, kam der Herr in den Thurm, um nachzusehen, ob das Falleisen noch keinen erwischt habe. Zu seiner großen Freude bemerkte er sogleich, daß es zugefallen sei und ging alsogleich hin, um zu schauen, wer der Spitzbube sei. Wie er aber in die Nähe kam, sah er, daß bloß ein Rumpf da sei ohne Kopf und kam alsogleich auf den Gedanken: „Holla, da muß noch Einer im Spiele sein, sonst hätte der sich nicht selber den Kopf abgeschnitten und ihn fortgetragen.“ Er ging sogleich wieder zu seinem blinden Beutelschneider, erzählte ihm die ganze Sache und verlangte seinen Rath. „Das ist gewiß, daß da noch Einer übrig ist, sagte der Beutelschneider, aber warte nur, den wollen wir schon auch kriegen. Nimm den Rumpf aus dem Thurme, laß ihn an den Galgen hängen und stelle eine zahlreiche Wache dazu. Es ist Beutelschneiders Pflicht, keinen Todten über Nacht hangen zu lassen. Kommt nun der andere, seinen Kameraden abzulösen, so wird ihn die Wache schon fassen und das ganze Spiel hat ein Ende.“

Der Herr dankte für diesen Rath, ging hin, ließ den Rumpf aus dem Thurme tragen und an den Galgen

hängen. Dazu stellte er zwölf Mann Soldaten und trug ihnen auf, denjenigen, der herbeikäme und den Leichnam ablösen wollte, zu fangen und vor ihn zu bringen. Die Soldaten versprachen, das zu thun, und umstanden aufmerksam den Galgen.

Der polnische Beutelschneider ging zufällig in der Nähe des Galgens vorbei, sah den Rumpf droben hangen und unten die Soldaten Wache halten. Er dachte sich: „Den Todten sollte ich eigentlich über Nacht nicht droben lassen, um so mehr, weil er mein Kamerade ist. Aber so auf geradem Wege werde ich ihn nicht kriegen, denn die Soldaten stehen gewiß nicht umsonst dort." Er dachte ein bischen nach, wie er es anfangen sollte und es kam ihm bald ein pfiffiger Einfall.

Er ging in die Stadt, kaufte zwei Ohrn vom besten Wein, dazu auch Schnaps und anderes gutes Getränk, schüttete alles untereinander und that auch eine gute Portion Schlafpulver hinein. Dann nahm er ein Rößl und ein Wägele, legte zuerst zwölf Kapuzinerkutten auf, bedeckte sie aber fleißig, daß sie niemand sah, und oben drauf kam dann das Panzele. Jetzt fuhr er unter die Stadt hinaus und kam in die Nähe des Galgens. Da fieng er auf einmal an, zu lamentiren und zu schreien: „Das ist ein schönes Ding, kommt mir denn Niemand zu Hilfe, — der Wein rinnt aller aus, — wie werde ichs kriegen, wenn ich heim komme." Solches Zeug schrie er allerlei untereinander, so laut, daß die Soldaten beim Galgen es hörten. Diese schauten hinab und sagten zu einander: „Sehet, da drunten kommt einer mit einem Weinpanzen. Er schreit und lamentirt gar so, es rinnt ihm gewiß der Wein aus. Gehn wir hinab und helfen

ihm, vielleicht gibt er uns dafür ein Maul voll zu trinken, dann halten wir das Wachen auch leichter aus." Hierauf liefen alle zwölfe hinab, um dem Fuhrmann zu helfen. Als sie der Pole herabkommen sah, zog er schnell einen kleinen Bohrer heraus und bohrte mehrere Löchlein in den Panzen. Die Soldaten waren da, hielten zu, wo es herausrann, schnitzten Spinellen, vermachten die Löcher und meinten, es müsse bald aufhören zu rinnen. Während sie aber auf der Einen Seite zumachten, bohrte der Beutelschneider auf der andern, so daß es nie aufhörte und alle Arbeiten umsonst waren. Endlich sagte der Fuhrmann: „Ich sehe schon, den Wein muß ich euch nur lassen. Nehmt den Panzen mit euch und trinkt ihn aus, ich will schnell zurückfahren, damit ich von diesem Wein noch bekomme. Denn brächte ich einen andern nach Hause, so würde ich gleich aus dem Dienste gejagt." Die Soldaten dankten ihm für das Geschenk, faßten den Panzen, trugen ihn zum Galgen hinauf und gingen recht schleunig, damit etwa nicht viel ausrinne. Dann setzten sie sich herum, waren guter Dinge und tranken, so viel die Gurgel nur schlucken wollte. Sie meinten, einen so guten und starken Wein hätten sie ihr Lebtag nicht getrunken, und zogen darum nur desto besser.

Der Beutelschneider fuhr mit seinem Wagen ein bischen zurück, machte dann Halt und schaute zu, was der Wein für Wirkung thue. Er brauchte nicht lang zu warten, da sah er schon, wie die Soldaten anfiengen, die Köpfe sinken zu lassen und dann Einer nach dem andern sich auf das Gras legte. Als sie alle wie todt dalagen, fuhr er hin, nahm die Kapuzinerkutten und legte jedem von ihnen Eine an. Dann nahm er den Leichnam vom

Galgen, packte ihn auf den Wagen und fuhr damit heim. —

Die Soldaten wachten erst auf, als es schon lichter Morgen war, sahen einander an und wußten nicht recht, was sie denken sollten. Anstatt der Soldaten wären lauter Kapuziner herum, neben ihnen wohl gar ein Galgen, aber kein Todter daran, kurzum — das Ding kam ihnen so sonderbar vor, daß sich ihre nebligen Köpfe nicht sogleich auskannten. Als sie aber den Panzen sahen und sich recht auf den gestrigen Abend besannen, so wurde es ihnen wohl klar, daß sie des Trankes wegen das Wachen vergessen hatten, und daß es der Fuhrmann sein müsse, der den Leichnam vom Galgen gestohlen hatte. Es half aber nichts, sie mußten sich endlich doch entschließen heimzugehen, stellten sich vor dem Herrn, erzählten ihm, wie es ihnen ergangen sei und bathen ihm hundertmal ab. Der Herr wurde zornig, schimpfte sie eine Zeitlang aus, dachte aber dann doch wieder: „Ja was will ich ihnen denn machen? Sie sind halt auch hintergangen worden und man kann es den armen Teufeln nicht gar so verargen, wenn sie sich bei einem guten Tropfen Wein nicht lange besannen.“ Er ließ sie laufen, und ging nun wieder zu seinem Rathgeber, dem blinden Beutelschneider. Diesem erzählte er die Sache und bat ihn noch einmal um seinen Rath. Der Beutelschneider machte ein bedenkliches Gesicht und meinte, das ist bald ärger, da kann es gerathen, daß ich mit meiner Kunst nicht mehr auslange. Aber Ein Mittel, sagte er, gibt es noch. Laß einem Hirschen die Hörner übergolden und jage ihn durch die Stadt. Wenn ein Beutelschneider einen Hirsch mit vergoldeten Hörnern sieht, den kann er nicht lassen,

und verlöre lieber sein Leben, als dieses." Der Herr dankte für diesen Rath, ließ einen Hirsch bringen und ihm die Hörner vergolden, und jagte ihn hinaus auf die Gassen der Stadt. Die Stadtthore aber wurden gesperrt, daß das Thier nicht fortlaufen könnte. Der polnische schaute eben zum Fenster hinaus und sah den Hirsch mit den goldenen Hörnern. Da kam ihm ein großes Gelüst, ihn zu haben, und er sann sogleich auf Mittel, wie er ihn unvermerkt erwischen könnte. Es fiel ihm ein, daß sein Keller unter den Weg hinausreiche, so daß man von unten herauf den Boden der Straße leicht dünner machen könne. Er ging in den Keller, grub so lange nach oben, bis nur mehr ein ganz dünner Boden übrig blieb, ging dann auf die Straße und streute Salz auf. Dann lief er wieder in den Keller hinab und schaute zum Kellerloche herauf, ob der Hirsch nicht bald käme. Er wartete nicht lange, da kam das Thier herangerannt, stand aber beim Salze still und fieng an aufzulecken. Da nahm der Beutelschneider einen Tremmel und stieß von unten herauf, so daß der Boden einbrach und der Hirsch drunten lag. Dann machte er den Boden sogleich wieder zu, und das alles geschah, ohne daß jemand etwas merkte.

Der Herr erfragte, daß der Hirsch auf den Gassen nicht mehr zu sehen sei, und ließ Kundschaft einziehen, wer ihn aufgefangen habe. Allein Niemand wußte etwas zu sagen und kein Mensch hatte Jemanden beobachtet, der dem Hirschen nachstellte. Sie sagten alle: „Ja, da und da habe ich den Hirschen zum letzten Male gesehen, er lief allein durch die Gässen aus und ich bemerkte Niemanden, der ihn verfolgte." Da sah der Herr wohl, daß das Nachfragen nichts helfe und ging wieder zu seinem blin-

den Rathgeber. Diesem erzählte er die Sache und fragte, was etwa weiter zu thun sei. Der Beutelschneider schnitt ein noch bedenklicheres Gesicht als das vorige Mal, meinte aber, es gebe doch noch ein Mittel, dem Spitzbuben auf die Spur zu kommen. Er sagte: „Ich will morgen von Haus zu Haus gehn Suppe betteln; bekomme ich dann irgendwo eine Hirschsuppe, so rieche ich das gleich, und der Schelm ist ertappt.“ Dem Herrn gefiel diese List und er bath den Beutelschneider, er solle morgen nur fleißig herumgehen und kein Haus auslassen.

Am andern Tage machte sich der Blinde auf den Weg, tappte Straßen auf, Straßen ab, ging überall hinein, wo er eine Hausthüre griff und bettelte bei allen Leuten um Suppe. Er roch allemal fleißig, merkte aber niemals einen Hirschgeruch. Als es gegen Abend ging, kam er auch in das Haus des polnischen Beutelschneiders und bath um Suppe. Der polnische aß gerade einen Hirschbraten und der Duft stieg dem Blinden gleich in die Nase. Der polnische merkte sogleich, daß der Bettler ein Beutelschneider sei, dachte aber: „Du bist ja blind, wie willst du mich übertölpeln. Er ließ ihm Suppe geben, lud ihn dann auch zum Braten ein und erzählte ihm während des Essens die ganze Geschichte von dem Hirschen, den er gefangen und heute gebraten habe. Der Blinde aß mit großem Appetit, und als er genug hatte, dankte er wie jeder ordentliche Lotter.*) Während er hinausging, dachte er: „Ich muß aber doch auch das Haus merken“ und als er zur Thür kam, schrieb er mit einem Röthel drei Striche oder die Hausthür. Der polnische schlich ihm

*) = Bettler.

nach, sah die drei Striche, und wischte sie ab. Dafür ging er, als es ganz finster war, zu dem Hause des Herrn und schrieb dort die drei rothen Striche über die Thüre.

Der Blinde kam nach Hause, und erzählte seinem Herrn mit Freuden, daß er jetzt den Spitzbuben wohl ausfindig gemacht habe. „Aber weißt du wohl auch das Haus noch, wo du das Hirschfleisch gegessen hast?“ fragte der Herr. „O ja, das Haus habe ich schon gezeichnet, schicke nur morgen, wenn es Tag wird, herum, und wo über der Thür drei rothe Striche stehn, da wohnt der Schelm.“ Der Herr meinte jetzt, aller Sorge los zu sein, freute sich sehr und dankte dem Blinden für seine Dienste. Am andern Tage schickte er Leute aus, welche das Haus mit den rothen Strichen aufsuchen sollten. Sie gingen in der ganzen Stadt herum, schauten fleißig ober jede Hausthüre und meinten, jetzt und aber müßten sie die rothen Striche sehen. Sie fanden sie aber nirgends und kehrten unwillig wieder heim. Als sie ins Haus hineingehen wollten, schauten sie ober die Thüre, und erstaunten nicht wenig, als sie da die drei Striche erblickten. Sie gingen zu dem Herrn und meldeten ihm, daß das gesuchte Zeichen sonst nirgends stünde als ober seiner eigenen Hausthüre. Er ging hinaus und sah wirklich die drei Striche. Da merkte er, daß er es hier mit einem ärgern zu thun habe, dem der blinde nicht gewachsen sei. Er ließ daher bekannt machen, derjenige, der den Sack aus dem Thurm gestohlen, den Leichnam vom Galgen genommen und den Hirsch in sein Haus gebracht habe, der solle sich melden, er werde für seine Geschicklichkeit eine große Belohnung empfangen.

Der polnische Beutelschneider hörte diesen Aufruf, stellte sich vor dem Herrn, und sagte, daß er derjenige

sei, der die drei Stücke vollbracht habe. Weil sich kein anderer meldete, so glaubte ihm der Herr und gab ihm eine große Belohnung und fragte ihn, ob er nicht als Rathgeber bei ihm bleiben möchte. Der polnische war sogleich bereit dazu und seitdem ist er statt des Blinden der Rathgeber des reichen Herrn.

(Mündlich auf dem Tscheggelsberge.)

Der Wurm.

Es war einmal ein Jäger, der hatte ein Weib und viele Kinder, aber dabei eine sparsame Schüssel. Die Wirthschaft machte ihm gar viele Sorgen und er hätte gern Alles selbst gethan, was es von Männerarbeit in und außer dem Hause zu thun gab; allein er machte es doch nicht recht und mußte bei seinem schmalen Einkommen auch noch einen Knecht halten. Mit der Jägerei ging es ihm, wie es jedem geht; heute bekam er etwas, morgen wieder nichts, und wenn er sich den ganzen Tag müde gelaufen hatte, so konnte er oft Abends mit leerer Tasche heimgehen.

Nicht weit von seinem Hause war ein großmächtiger Berg, und auf diesem jagte er am öftesten und am liebsten, weil er da doch am leichtesten ein Wild zu sehen bekam. Da sah er einmal, als er in diesem Berg jagte, über dem Fußsteige einen Menschen liegen. Der Hund sprang hinzu, rannte mit lautem Bellen um den Liegenden herum, und that so wild, als ob er ihn zerreißen wollte. Der Jäger hatte genug zu thun, ihn zurückzu-

halten, es kam ihm aber ganz sonderbar vor, daß der Hund, der sonst niemanden etwas zu Leide that, mit solcher Wuth über diesen Menschen herfalle. Während der Hund um ihn herumbellte, erhob sich der Liegende ein wenig und sagte zum Jäger: „Sei doch so gut und gib mir diesen Hund zu kaufen.“ „Nein, sprach der Jäger, diesen Hund brauche ich selbst, und kann ihn dir nicht geben. Ich habe aber noch einen zu Hause, den kannst du bekommen, wenn es dir um einen Hund gerade zu thun ist.“

„Ist schon recht, sagte der Liegende, gib mir nur den andern zu kaufen. Aber morgen gerade um diese Zeit mußt du ihn hieherbringen, dann wollen wir den Handel schließen. Hast du gehört, — gerade um diese Zeit.“

Der Jäger gab sein Wort darauf, ging dann mit seinem Hunde davon und jagte noch eine Weile durch den Berg herum. Weil er aber gar nichts bekam, so ließ er das Herumlaufen gut sein und machte sich auf den Heimweg. Als er nach Hause kam, ging er vor allem sein Weib zu grüßen und erzählte ihr, daß er den Hund, den er doch nie auf die Jagd mitnehme, verschachert habe. Die Jägerin war froh darüber und sagte: „Hättest ihm den andern schon auch lassen können; wir geben unser Brot gescheidter den Kindern zu essen, als daß wir damit die Hunde füttern.“

Am andern Tage, als es gegen die bestimmte Zeit ging, sagte der Jäger: „Ich muß jetzt mit dem Hunde hinausgehen, sonst könnte der Mensch nicht warten und mit dem Handel wäre es nichts.“ Er lockte den Hund, den er dem Menschen versprochen hatte, und wollte

gehen. Da lief sein dreizehnjähriges Töchterlein herbei und schrie: „O Vater, laßt mich auch mitgehen." „Aber warum willst du denn gerad heute mitgehen?" fragte der Jäger. Das Mädchen wußte darauf keine Antwort zu geben, hörte aber nicht auf zu bitten, daß es mitgehen dürfe. Inzwischen kam auch die Jägerin herbei und half dem Mädchen, so daß der Vater endlich einwilligte und es mitgehen ließ.

Sie gingen nun hinaus in den Berg und kamen zu dem Steig, an welchem der Mensch gestern gelegen war. Heut lag aber dort ein unbändiger Wurm, so daß dem Jäger bang wurde und er sich gleich dachte, mit dem Menschen, den gestern der Hund angebellt hatte, sei es nicht richtig gewesen. Er nahm sein Töchterlein an der Hand nud sagte: „Geh, wir wollen umkehren. Mir ist schon gestern bei dem Menschen nichts rechtes vorgegangen und heute liegt gar anstatt seiner ein Wurm da." Das Mädchen fürchtete sich auch, reichte ihm gerne die Hand und sie wollten gehen. Da regte sich der Drache, schoß auf das Mädchen los, umschlang es mit dem Schweife und fuhr damit durch den Berg hinein. Der Jäger war völlig starr geworden vor Schreck und schaute dem Ungethüm nach. Jetzt reute es ihn, daß er keine Büchse mitgenommen hatte; denn wäre er bewaffnet gewesen, so hätte er dem Drachen wohl doch was Gesalzenes auf die Haut gebrannt. Das bloße Nachschauen half aber nichts und er mußte sich endlich entschließen, nach Hause zu gehen und die traurige Botschaft zu bringen. Als er heimkam und mit dem verstörten Gesichte seinem Weibe begegnete, fragte diese sogleich: „Wo hast du denn das Mädel gelassen, daß du es nicht mitbringst?" Da

kamen dem Jäger die Thränen in die Augen und er erzählte weinend, was ihm begegnet sei. Als die Jägerin das hörte, erschrack sie über und über, jammerte Haus ein und Haus aus und sagte gerade in einem fort: „Wir haben das Kind viel zu wenig gesegnet; sonst hätte es ihm so übel nicht gehen können.“ Am andern Tage ging der Jäger wieder hinaus in den Berg, durchstreifte ihn den ganzen Tag der Länge und Höhe nach und meinte, er müsse eine Spur seines Kindes entdecken. Allein er fand nicht einmal ein Stücklein Gewand und mußte Abends unverrichteter Dinge wieder heimgehen. Allein er ließ sich nicht abschrecken, sondern ging noch oft und oft hinaus, suchte alle Winkel und Löcher durch und dachte auch beim Schießen immer an seine Tochter. Aber kein Suchen wollte etwas helfen und es vergingen sieben Jahre, ohne daß er nur die mindeste Spur des Mädchens entdeckt hätte.

Nach sieben Jahren trug es sich zu, daß der Jäger mit seinem Knechte in den Berg jagen ging. Da sahen sie gar ein schönes Wild vorüberrennen, setzten ihm nach und meinten es bald zu bekommen. Das Wild aber war immer gerade so weit von ihnen, daß sie nicht zu Schuß kamen, verlor sich aber nie ganz aus ihren Augen. Sie meinten, das Wild müßten sie heute noch kriegen und möchte es geh'n, wie es wollte. So liefen sie ihm lange Zeit vergebens nach, und merkten nicht, daß es schon anfieng zu dämmern. Erst als es völlig Nacht war, hielten sie nun und es sagte der Jäger zum Knecht: „Jetzt haben wir uns schön verspätet, es ist schon Nacht und wir kommen nimmer heim.“ „Das ist mir eins, sagte der Knecht, es ist ja nicht kalt und wir können auf dem

Boden hier ebenso gut schlafen, wie daheim im Bette.“ „Nein, sprach der Jäger, auf dem Boden hier lieg' ich nicht. Ist es ja gerade heute sieben Jahr, daß der Wurm mein Töchterlein vertragen hat, und wenn wir da auf dem Boden lägen, so könnte es uns wohl auch passiren, daß ein Wurm oder sonst eine Bestie über uns herfiele und uns zerriße.“ „Wart' ein bischen, erwiederte der Knecht, ich will da auf einen Baum hinaufsteigen, und herumschauen, ob gar kein Haus in der Nähe ist.“ Da lachte ihn der Jäger aus und sagte: „Ja wohl ein Haus in der Nähe! Kenn' ich ja den ganzen Berg von oben bis unten und weiß ganz gewiß, daß hier herum kein Haus ist.“ Der Knecht ließ sich aber nicht abhalten, stieg auf den Baum und schaute herum. „Siehst du, rief er auf einmal, gerade ein bischen ober uns sehe ich ein Licht, da oben ist gewiß ein Haus, wo wir über Nacht bleiben können.“ Dem Jäger kam das sonderbar vor, weil er nur gar zu gut wußte, daß in dieser Gegend weitum keine menschliche Seele ihre Wohnung habe. Der Knecht stieg schleunig vom Baume herab und sagte: „Jetzt wollen wir hinaufgehen zu dem Lichte und schauen ob uns die Leute droben ein Obdach geben.“ Der Jäger hatte keine Schneide mitzugehen, weil aber der Knecht nicht nachgab und ihn auslachte, so entschloß er sich endlich und sie stiegen beide den Berg hinauf. Sie waren kurze Zeit gegangen, da funkelte das Licht ganz hell zwischen die Aeste durch und der Jäger sah jetzt wohl, daß der Knecht richtig gesehen habe. Allein es wurde ihm nur desto banger, weil er gewiß wußte, daß hier sonst niemals ein Haus stand und seine Angst wurde noch größer, als sie einige Schritte vorwärtsgegangen waren und ein herr-

liches Schloß vor ihnen stand, aus welchem ihnen das Licht entgegenstrahlte. Der Knecht blieb stehen und sagte: „Jetzt siehst du, wer von uns beiden Recht gehabt hat. Das hab' ich mir gleich gedacht, wenn ein Licht im Berge ist, so ist ein Haus auch dabei. Wir wollen nun hinaufgehen und die Leute um Unterkunft bitten." Der Jäger rieth ihm ab und sprach: „An diesem Platz bin ich oft und vielmal gewesen, aber da ist sein Lebtag nie ein Schloß gestanden. Glaube du mir, das ist nichts Rechtes. Wir wollen lieber umkehren und auf einem Baume übernachten." Der Knecht ließ sich nicht abhalten und sagte, er wolle einmal hineingehen und sei es was es wolle. „Dann muß ich halt auch mitgehen," dachte sich der Jäger und stieg mit dem Knecht zur Thüre hinauf. Sie gingen hinein, der Knecht couragirt voraus, der Jäger verzagt hintennach. Da kam ihnen eine wunderschöne Jungfrau entgegen und fragte sie, was sie wollten? Der Knecht nahm das Wort und sagte: „Wir sind im Walde benachtet und kommen nimmer nach Hause. Dürften wir nicht um eine Nachtherberge bitten?" „O ja, erwiederte die Jungfrau, über Nacht bleiben könnt ihr genug, aber nur Eins sage ich euch: Ihr dürft euch weder grausen*), noch fürchten." „Wenn es nichts weiters ist, sagte der Knecht, dann können wir wohl über Nacht bleiben, denn grausen und fürchten thun wir uns gar nicht." Das konnte der Knecht wohl von sich sagen, aber der Jäger hinter ihm dachte ganz anders, obwohl er jetzt das Maul hielt und sich in das Schicksal fügte.

Die Jungfrau führte nun die beiden hinauf in ein Zimmer. Sie hieß sie da niedersetzen, ging dann in die

*) grausen = ekeln.

Küche und brachte ihnen zu essen. Die zwei aßen mit gutem Appetit und es kam ihnen gar kein Grausen. Während sie aßen, brachte die Jungfrau eine Brent und stellte sie im Zimmer nieder. Dann ging sie um Wasser und trug so lange Wasser herein, bis die Brent voll war. Die zwei wußten nicht was das Ding zu bedeuten habe und der Jäger fürchtete sich noch immer im Stillen. Da kam auf einmal ein abscheulicher Wurm zur Thür' herein und stürzte sich in die Brent, daß das Wasser hoch aufflog. Der Jäger fürchtete sich jetzt noch mehr, denn soviel er ausnehmen konnte, so war das der nämliche Wurm, der ihm vor sieben Jahren die Tochter geraubt hatte. Jetzt ging die Jungfrau zur Brent und fing an, den Wurm fleißig zu waschen. Je länger sie wusch, desto rother wurde das Wasser, und zuletzt war es so roth, als ob lauter Blut in dem Gefäße wäre. Da mußten sich die zwei am Tische stark zusammennehmen, daß ihr Herz nicht anfieng zu flattern, wie ein Lammelschweif.

Als die Jungfrau den Wurm sauber gewaschen hatte, half sie ihm heraus. Da hub er an zu reden und sprach: „Jungfrau, möchtest du mich nicht heirathen?" „Nein, sagte sie, das kann ich nicht, du bist ja ein Wurm und ich bin ein Mensch." Er fragte sie noch einmal: „Jungfrau, thätest du mich nicht heirathen?" Sie aber sagte wieder: „Nein, das kann ich nicht, du bist ja ein Wurm und ich bin ein Mensch." Da fragte er sie zum dritten Male: „Jungfrau, möchtest du mich denn gar nicht heirathen?" Da konnte sie es ihm nicht mehr abschlagen, sondern erbarmte sich über ihn und sagte: „Weil du nicht nachgiebst, so will ich dich halt nehmen. Ich habe dich sieben Jahre gewaschen, nun werde ich

dich wohl noch eine Weile waschen können.“ Kaum hatte sie das gesagt, so war der Wurm verschwunden, und es stand anstatt seiner ein wunderschöner Jüngling vor ihr, der ihr als Bräutigam die Hand bot und sagte: „Du hast mich jetzt erlöst, zum Danke dafür will ich dich wirklich zur Frau nehmen und dir ein angenehmes Leben bereiten. Zeug und Sachen haben wir in dem Schlosse genug und das Schloß selbst wird auch nicht mehr verzaubert sein, wie es bisher war.“ Dann führte er die Jungfrau vor den Jäger und fragte ihn: „Kennst du diese da?“ Der Jäger sagte: „Wie sollte ich sie kennen?“ „Schau sie einmal recht an, sprach der Jüngling, und sage, ob es nicht deine Tochter ist? Sieben Jahre, bevor sie auf die Welt kam, war ich schon verbannt. Dreizehn Jahre mußte ich warten, bis ich sie auf mein Schloß brachte, und sieben Jahre hat sie mich täglich waschen müssen. Jetzt ist der Zauber aus, und ich nehme sie zu meiner Gemahlin. Ihr alle braucht jetzt keine Noth mehr zu leiden, und auch wenn du noch mehr Kinder hättest, als du wirklich hast, würde mein Gut wohl ausreichen, dafür zu sorgen.“ Der Jäger wußte nicht, wie ihm geschah, als er dies alles mit anhörte, er schaute bald die Jungfrau bald den Jüngling an und konnte es völlig nicht glauben, daß die Frau sein Kind, der andere sein künftiger Schwiegersohn sein sollte. Aber wenn er seinen Augen trauen wollte, so mußte er doch glauben, daß seine Tochter wirklich vor ihm stehe, und warum er dem Jüngling nicht glauben sollte, das wußte er auch nicht. Er war völlig außer sich vor Freude, sprang auf, umarmte beide und dankte lange Zeit, daß alles so gut abgelaufen sei.

Am andern Tage gingen sie alle miteinander ins Jägerhaus und stellten sich der Jägerin vor und erzählten ihr die ganze Geschichte. Diese hatte eine Freude, daß es gar nicht zu sagen ist, und beeilte die Anstalten zur Hochzeit zu treffen. Wie alles in Ordnung war, wurde die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert und von nun an hatten die Jägersleute bei dem Gemahl ihrer Tochter das beste Leben und alle miteinander waren fein bis an ihr Ende.

(Gehört in Meran.)

Der Blinde.

War einmal ein reicher, reicher Herr, der hatte aber das Augenlicht verloren und sah höchstens einen matten Schein, wenn das Tageslicht kam oder bei der Nacht ein Licht herbeigetragen wurde. Er hatte zwei Kameraden, die mit ihm herumgingen und ihn in die Wirthshäuser führten, und anstatt seiner mit den andern Gästen spielten. Zahlen that allemal der Blinde und es war ihm gleich, wieviel er Einem blechen mußte, wenn es nur recht lustig herging.

Die zwei meinten es aber nicht redlich mit ihm und redeten eines Tages unter sich ab: „Wie wäre es, wenn wir ihn einmal recht viel Geld mitnehmen hießen, und führten ihn tief in den Wald hinein. Wir nehmen ihm dann das Geld und laufen davon, ihn werden die wilden Thiere auffressen und kein Mensch weiß etwas davon.“ Dieser Plan gefiel beiden über die Massen und sie gingen

alsbald zu ihm hin und sagten: „Da draußen im Wald ist ein neues Wirthshaus, da stellen die Wirthsleute allerlei Lustbarkeiten an, um Gäste hinauszulocken. Weil es gar so lustig hergeht, müssen wir schon auch dabei sein; nimm nur tüchtig Geld mit, und wir wollen uns gut unterhalten.“ Dem Blinden war diese Nachricht erwünscht, er sagte, sie sollten zur beliebigen Zeit kommen und ihn abholen.

Die Zwei kamen also und holten ihn ab, fragten ihn aber früher, ob er wohl viel Geld bei sich habe? „Ja Geld habe ich genug, sagte er, geht nur und führt mich hinaus.

Da faßten sie ihn unter den Armen, führten ihn hinaus und thaten noch freundlicher damit als andere Male. Als sie aber im Walde waren, führten sie ihn ins dichteste Gestäude, fielen über ihn her, nahmen ihm das Geld und rannten davon.

Jetzt stand der Blinde allein und verzagt im Walde und wußte nicht, was er in seinem Elend anfangen sollte. Er grappelte nach allen Seiten herum, erreichte aber nichts als Fichten und Hecken. Bald verschwand aller lichte Schein vor seinen Augen und er merkte, daß die Nacht herankomme. Da ergriff ihn nun Furcht, und er dachte, wenn er so auf dem Boden bleibe, so werden ihn die wilden Thiere auffressen. Er wünschte darum, auf einen Baum zu kommen, in der Hoffnung, daß nach glücklich überstandener Nacht vielleicht am andern Tage Jemand kommen würde ihn zu retten. Nach kurzem Herumtasten erreichte er einen Baum, faßte ihn und schwang sich hinauf. Er stieg noch ein Stück empor, setzte sich auf einen Ast und hielt sich am Stamm. So wartete er ab, was

kommen würde, und brauchte auch nicht lange zu warten, da erhob sich ein Geräusch und Getöse, als ob die wilde Fahrt daherkäme. Der Lärm kam immer näher, bis an den Baum, worauf der Blinde saß. Am Fuße des Baumes lagerten sich die drei Würmer, die so ungeschlacht dahergepoltert waren, und fiengen nun an miteinander zu reden.

Der Linkwurm sagte zum Rechtwurm: „Rechtwurm, was weißt heute neues?“

Der Rechtwurm antwortete: „Ich weiß, heute Nachts wird ein Thau fallen, wenn die Blinden es wüßten und sich damit waschen würden, so könnten sie alle ihr Augenlicht wieder bekommen.“

Da sagte der Rechtwurm zum Linkwurm: „Linkwurm, was weißt du?“

Der Linkwurm antwortete: „Ich weiß, heute Nachts haben die Hexen dem Bauer da drüben das Vieh alles erkränkt. Aber, wenn es der Bauer wüßte, — ober dem Haus entspringt ein Wasser, gäb' er dem Vieh davon zu trinken, so würde es alles gesund.“

Da sprach der Linkwurm zum Haselwurm: „Haselwurm, was weißt du heute Neues?“

Der Haselwurm antwortete: „Ich weiß nur, in der ganzen Stadt ist das Wasser ausgeblieben, die Leute müssen weithin, wenn sie eins haben wollen, und in der Stadt ist das Wasser theurer als der Wein. Wüßten sie aber, was ich weiß, so wäre ihnen bald geholfen. Mitten durch die Stadt fließt ein Bach, so groß wie ein Mühlbach, und sie brauchten gar nicht tief zu graben, so würden sie dazukommen.“

Diese Reden der Würmer merkte sich der Blinde fleißig, und er erwartete es kaum mehr, bis er herabsteigen und sich mit dem Thau die Augen waschen könnte. Endlich erhob sich am Fuße des Baumes wieder ein Geräusch und die Würmer entfernten sich mit dem gleichen Lärm, wie sie gekommen waren. Bald darauf merkte der Blinde einen matten Schein und er spürte, daß der Tag anzubrechen beginne. Nun grappelte er wieder mit Händen und Füßen in den Aesten herum, und stieg, so schnell als es nur gehen wollte, vom Baume herab. Sobald er drunten war, griff er mit beiden Händen nach dem Boden, um zu erfahren, ob wirklich ein Thau gefallen sei. Er fühlte sogleich, daß Gras und Gesträuche von reichlichem Thau befeuchtet seien, benetzte damit tüchtig die Hände und bestrich sich die Augen. Da wurde es schon heller vor seinen Blicken und er konnte allerlei Gegenstände ausnehmen. Er griff wieder in den Thau, wusch sich noch einmal, und alsbald sah er so gut, als ob er gar nie blind gewesen wäre. Es war gerade ein glasheiterer Morgen und er konnte sich an dem blauen Himmel und der grünen Erde beinahe nicht satt sehen.

Nun besann er sich ein wenig, was er vor allem thun sollte. Er dachte sich: „Meine zwei Kameraden will ich einstweilen in Ruhe lassen. Sie sollen mein Geld nur verprassen, ich will schon anderswo einen vollen Beutel kriegen. Am gescheidtesten geh' ich jetzt zum Bauern, dem die Hexen das Vieh erkränkt haben.“ Wie gedacht, so gethan. Er machte sich auf und ging zu dem Hause des Bauern. Der Bauer begegnete ihm und machte ein mürrisches Gesicht. Er aber grüßte ihn mit einem freundlichen: „Guten Morgen.“

„„Ja wohl guten Morgen, gab ihm der Bauer zurück, woher denn ein guter Morgen, wenn das Vieh alles krank ist?““

„Dein Vieh ist krank?“ — fragte der Herr, — „o wenn es nichts weiter ist, so kann ich helfen.“

„„Ja, wenn du helfen kannst, so will ich dir zahlen gerade, was du begehrst.““

Der Herr begehrte eine große Summe und versprach noch einmal, das Vieh gesund zu machen. Er ging nun ein Stück ober das Haus hinauf, suchte dort nach und fand wirklich ein sprudelndes Wasser. Davon ließ er in den Stall tragen und dem Vieh zu trinken geben. Kaum hatten die Thiere davon getrunken, so wurden sie gesund und kannte ihnen kein Mensch an, daß ihnen je etwas gefehlt hätte. Der Bauer hatte hierüber eine gewaltige Freude und gab dem Herrn noch viel mehr zum Lohne, als er verlangt hatte. So waren beide zufrieden und der Herr ging seines Weges.

Er dachte noch nicht daran, nach Hause zu gehn, sondern wollte zuerst der Stadt das Wasser verschaffen, und hiedurch seinen Beutel noch fester anfüllen. Er ging in die Stadt und setzte sich in einen Buschen.*) Die Kellnerin kam und fragte ihn, was er wünsche? „Ich hätte gern einen Wein; aber vor allem will ich ein Glas Wasser.“

„„O mein Mensch, sagte die Kellnerin, Wasser kann ich dir keines geben. Das Wasser ist bei uns viel theurer als der Wein, weil in der Stadt selber keines fließt und wir es weit her holen müssen.““

*) Buschen im Etschland = Schenke, weil ein aufgehängtes Gebüsch die Schenke anzeigt.

Der Herr zeigte sich sehr verwundert darüber, trug aber der Kellnerin auf, sie solle den Wirth rufen und ihm sagen, es sei einer hier, welcher der Wassernoth abhelfen könne. Die Kellnerin ging und kam alsbald mit dem Wirthe zuweg. Dieser fragte den Herrn, ob er wirklich im Stande sei, der Stadt Wasser zu verschaffen. „O ja, sagte er, geht nur und sagt den Bürgern, was sie mir geben wollen, wenn ich ihnen so viel Wasser gebe, daß an eine Noth gar nimmer zu denken ist.“ —

Der Wirth ging hin und erzählte der Bürgerschaft von dem Herrn, der in seine Schenke gekommen sei und der Wassernoth abhelfen wolle. Die Bürger waren sehr erfreut darüber, kamen in den Buschen und baten den Fremden, er solle ihnen nur Wasser verschaffen, bezahlen wollten sie ihm, so viel er nur begehre.

Da ging er mit den Bürgern hinaus, ließ die Stadt ausmessen, und suchte dann die Mitte. Hier stellte er Leute an zu graben, und kaum hatten sie eine Weile gegraben, so hatten sie schon einen Bach aufgedeckt, der so groß war, wie ein Mühlbach.

Da hatten die Bürger eine überaus große Freude und als der Herr seinen Lohn begehrte, so zahlten sie ihm noch mehr als er verlangte, weil sie dachten, daß eine solche Wohlthat mit Gold gar nicht zu bezahlen sei.

Er hatte nun die Reden aller drei Würmer benützt und beschloß nach Hause zu gehn. Bevor er in sein Quartier ging, suchte er das Wirthshaus auf, in welches ihn seine Kameraden oft geführt hatten. Er dachte sich: „Hier finde ich sie gewiß, die werden drein schauen, wenn sie mich mit gesunden Augen wieder sehen.“

Er ging in die Stube und fand die zwei Kameraden wirklich beim Spielen. Er schaute ihnen eine Weile zu, ohne daß sie ihn erkannten, und sagte dann plötzlich: „Ach, Kameraden, wie geht's? gewinnt ihr mit meinem Gelde?"

Die Zwei rissen nicht wenig die Augen auf, als sie ihn sahen, wußten aber anfangs doch nicht recht, ob er es wirklich sei. Er lachte sie tüchtig aus, sprach ihnen Muth zu und erzählte alles, was ihm seit ihrer Spitzbüberei begegnet war. Nachdem er mit seiner Erzählung fertig war, ging er weg und nach Hause.

Die zwei hatten sich fleißig gemerkt, was er von den drei Würmern gesagt hatte und sprachen jetzt zu einander: „Wir gehn auch in den Wald und lassen uns von den Würmern so etwas sagen, damit wir ebenso reich und glücklich werden, wie er."

Sie gingen hinaus an den nämlichen Ort, wo sie ihren blinden Kameraden beraubt hatten, und stiegen dort auf einen Baum. Bei der Nacht erhob sich ein Getöse und es kamen die drei Würmer herbei. Als sie sich unter dem Baume gelagert hatten, huben sie an zu reden und es sprach der Linkwurm zum Rechtwurm: „Rechtwurm, was weißt du heute neues?"

Der Rechtwurm sagte: „Heut weiß ich sonst nichts, als daß wir das vorigemal zu wenig Acht gegeben haben, und da hat's Einer gehört und guten Gebrauch gemacht. Wir sollen also heut besser Acht geben, denn heut sind ihrer zwei droben."

Da erhoben sich die Würmer und ringelten sich an dem Baum hinauf. Als sie die Zwei mit den Zähnen

erreichten, zerbissen sie dieselben so lange, bis sie herabfielen. Dann ringelten sie sich wieder herab und brachten sie ganz um das Leben. (Mündlich bei Meran.)

Der Schmiedlerner.

Es war einmal ein Schmied, und der hatte einen Lerner. Der Schmied machte den Lerner oft aus, weil er von den Leuten hörte, der Bube gehe an Sonntagen immer nur zum hintern Kirchen. *) Der Lerner vertheidigte sich so gut er konnte, allein der Meister glaubte ihm nicht und drohte ihm einmal im Ernste: „Wenn es noch einmal geschieht, daß du zum hintern Kirchen gehst, so will ich mit dir nichts mehr zu thun haben und jage dich schnurstracks aus dem Hause." Der Lerner merkte sich das und nahm sich fest vor, am Sonntag in die Kirche zu gehen.

Als der Sonntag kam und es zum Kirchen läutete, da war auch der Schmiedlerner schon im ganzen Feiertagskleid und wollte zum Gottesdienst gehen. Da kam aber gerade ein Soldat in das Haus, brachte einen zerbrochenen Degen und wollte denselben sogleich gemacht haben. Der Lerner entgegnete ihm, er könne jetzt den Degen nicht machen, denn es sei Zeit zum Kirchengehen. Der Soldat ließ sich nicht damit abweisen, und sagte, er müsse den Degen gemacht haben, sei es dann, wie es wolle. Der Lerner gab endlich nach, sperrte schnell die Schmiede auf, ließ den Blas-

*) Zum hintern Kirchen gehn, hinter die Kirche gehn = anderswo hingehn anstatt in die Kirche.

balg tüchtig sausen und fieng an zu schmieden, daß die Funken nach allen Seiten flogen. Alsbald war die Arbeit gethan und er hatte nur noch des Meisters Siegel darauf zu schlagen. Das war auch bald geschehen, und er gab dem Soldaten seinen Degen wieder. Als aber der Soldat den Degen sah, so schauderte er zurück und konnte ihn nicht angreifen. Denn des Meisters Siegel, das der Lerner darauf geschlagen hatte, war ein Kreuz. Da ging es an ein Katzfechten zwischen den beiden Burschen, der Soldat wollte das Kreuz fort haben, der andere aber folgte nicht und sagte: „Der Meister macht immer sein Zeichen auf die Arbeit und ich thue es auch nicht anders; wenn du den Degen so nicht willst, dann kannst du ihn lassen.“ Der Soldat wollte sich über diesen Bescheid nicht zufrieden geben, der Lerner aber schob ihn zur Schmiede hinaus und machte sich schleunig auf den Weg in die Kirche. Er ging eine kurze Strecke vorwärts, da begegneten ihm schon die Leute, die vom Gottesdienste kamen, und unter den ersten der Schmiedmeister. Als dieser den Lerner sah, ging er auf ihn zu und machte ihn aus wie einen Schinder. Der Bube wollte sich vertheidigen und fieng an die Geschichte von dem Soldaten zu erzählen, aber der Schmied ließ ihn nicht ausreden und sagte: „Ich habe schon genug von dir, du sollst mich nicht noch einmal daran kriegen. Noch allemal haben mir's nur andere Leute gesagt, daß du hinter die Kirche gehst, aber heute habe ich's selbst gesehen und jetzt hilft dir alles nichts mehr.“ Der Bube sah wohl, daß da nichts ausgerichtet sei, und ging trüben Sinnes nach Hause.

Beim Mittagessen gab der Meister dem Jungen seinen Abschied und sagte: „Wenn du gegessen hast, so packe

nur gleich zusammen und geh so weit der Pfeffer wächst. Ich kann dich nimmer brauchen.“ Der Lerner that keine Widerrede mehr, weil er wohl sah, daß damit nichts geholfen sei, und packte nach dem Essen seine sieben Zwetschken zusammen. Als er mit dem Bündel aus dem Hause trat, sah er vor der Werkstätte noch den Degen liegen, den er Vormittag gearbeitet hatte, und dachte sich: „Ich nehme ihn doch gescheidter mit, als ihn unnütz daliegen lassen, ein Degen ist immer gut zu brauchen.“ Er nahm den Degen mit und wanderte nun hinaus in die weite Welt. Durch manches Dorf führte ihn sein Weg und durch manche Stadt und allenthalben fragte er um Arbeit. Aber all sein Fragen wollte nichts helfen, und so hieß es halt immer weiter gehn, wenn auch mit leerem Beutel und hungrigem Magen.

Als er einmal wieder um Arbeit fragte, da wiesen ihn die Leute in ein Schloß, das in der Nähe lag und erzählten ihm, daß da ein Hütbube mängel sei. „Aber es ist kein gutes Hüthen, bei dem Schloß droben, sagten sie, denn es ist eine verwünschte Alpe auf dem Berg und da hat ein Hirte nicht einen guten Stand.“ Der Schmiedlerner merkte nicht viel auf die Warnungen, ging zu dem Grafen und meldete sich als Hirte. Der Graf nahm ihn freundlich auf, erzählte ihm aber ebenfalls, daß es in der Alpe unheimlich sei und daß schon mehreren Hirten das Hüthen nicht gut angeschlagen habe. „Wenn du das Hüthen übernimmst, so will ich dich auch ordentlich bezahlen, daß du dich etwa nicht zu beklagen hast. Aber Acht geben mußt du dann schon auch und etwa kein Stück in die verwünschte Alpe hineinlassen, sonst wünsche ich dir Glück.“

Der Lerner denkt sich: „Was will ich machen? Arbeit habe ich jetzt keine und in die Alpe werde ich nicht müssen hineinfahren.“

„Ist schon recht, sagte er zum Grafen, ich will schon hüthen und recht aufpassen, daß etwa kein Stücklein in die verwünschte Alm gehe.“

Sie waren nun handelseins und der Schmiedlerner war jetzt Hirtenbube. Am andern Tage fuhr er das erstemal mit seinem Vieh auf die Weide. Ein Diener des Grafen ging mit ihm und zeigte ihm genau das Mark, wie weit er zu hüten habe und wo die verwünschte Alpe angehe. Der Diener ging dann heim und ließ den Hirten allein bei seiner Heerde. Der hatte aber genug zu thun. Bald lief ein Stück dahin, daß er ihm nachlaufen mußte, bald rannte eins dorthin, und er mußte wieder nachrennen Der Tag ging ihm schnell vorüber, aber als es anfieng Abend zu werden und Zeit war zum heimfahren, so fühlte er auch eine solche Müdigkeit, daß er fast keinen Fuß mehr aufheben konnte.

Am zweiten Tage ging es nicht besser. Das Vieh wollte in der Alpe des Grafen nicht bleiben, weil da nur schlechte Weide war, und versuchte immer hinüberzuspringen in die verbotene, weil dort das Gras so hoch stand, daß es einem bis an die Kniee reichte. Der Hirt hatte in einem fort abzuwehren und wenn er das Vieh an einem Ort zurückgetrieben hatte, so mußte er schon wieder an einen andern hinlaufen und dort mit aller Kraft die Peitsche handhaben. Als endlich der Abend kam, war er müde wie ein gehetzter Hund und konnte kaum noch die Beine rühren. Er dachte sich, „das ist ein schönes Handwerk, das Schmieden gehört auch nicht zur

leichtesten, aber lieber als an einem solchen Platze Hirt sein, will ich Tag und Nacht auf den Ambos klopfen."

Ums Zunachten trieb er müd und unwillig die Heerde heim, und war herzlich froh sein Bett zu erreichen, um den matten Leib ein bischen ausruhn zu lassen.

Am dritten Tage ging es ihm wieder gleich wie am ersten und zweiten. Am vierten Abend endlich, als er sich schon ganz müde gelaufen hatte und das Vieh gar nicht aufhörte ihn herumzusprengen, fieng ihm das Ding an zu verleiden und er dachte bei sich: „Was wird denn in dieser Alm drinn sein? Das Gras ist ja schön, und ich sehe gar Niemanden, der dem Vieh etwas zu Leid thun könnte. Das Passendste ist, ich lasse die hungrigen Dinger einmal hinein, wenn sie genug gefressen haben, werden sie wohl wieder herauskommen." Kaum hatte er die Geisel bei Seite gelegt und sein Laufen eingestellt, so war auch schon die ganze Heerde über die Gränze, und watete mit gefräßigem Eifer in dem hohen Grase herum. Es dauerte nicht lange, so legte sich ein Stück nach dem andern auf den Boden, weil sie auf der fetten Weide bald satt waren.

Der Hirte legte sich auch in die Sonne, gerade dort, wo die Gränze zwischen den beiden Almen gezogen war. Er schaute nicht viel um sich, spielte und schnitzte etwas und hatte doch seine Gedanken immer bei der verbotenen Alpe. Auf einmal klapperten alle Schellen und Glocken, er schaut um und sieht die ganze Heerde im Rudel daherrennen. Hintenher aber fuhr ein scheußlicher Drache mit langem Halse und aufgesperrtem Rachen. Der Hirte weiß sich schnell zu rathen, stellt sich hinter die nächste Föhre und zückt seinen Degen. Da läßt er die ganze Heerde

vorbeilaufen und wie der Drache kommt, führt er einen Schlag und schlägt ihm mit Einem Hiebe den Kopf weg. Augenblicklich fallen Kopf und Drache zur Erde, daß der Boden zittert und der Knabe läßt vor Freude einen hellen Juchezer ab.

Er machte sich nun über den Drachen her und zerschnitt Kopf und Leib in Stücke. Im Kopfe fand er einen eisernen Schlüssel, und diesen versteckte er an einem sichern Ort. Die Stücke des Drachen aber warf er über einen Abgrund hinaus, weil von der ganzen Sache Niemand etwas wissen sollte.

Nun fuhr er mit der Heerde heim, sperrte sie in den Stall und legte sich schlafen, ohne bei Jemand vom Drachen ein Wort zu verlieren.

Am andern Tage trieb er die Heerde wieder hinaus, plagte sich aber wenig mehr mit Bewachung der Gränze. Er ließ das Vieh gehn, wohin es wollte, und legte sich selbst an einen bequemen Ort. Als der Abend kam, und er noch mit allerlei Kurzweil beschäftiget war, hört er auf einmal wieder das Klappern und Klingeln und sah die Heerde im Sturm daherlaufen. Hinterdrein flog wieder ein Drache, der streckte zwei lange Hälse hinaus und sperrte zwei fürchterliche Rachen auf. Der Hirt stellte sich wieder hinter die Föhre, hielt den Degen schlagfertig, läßt Schaf und Ziegen vorbeirennen, und führt, sobald der Drache herankömmt, einen kräftigen Streich. Da fällt das Ungethüm nieder, daß der Boden zittert, und die beiden Köpfe liegen richtig vom Rumpfe abseits. Der Hirte juchzt lustig, macht sich an den Drachen, zerschneidet ihn, und findet in dem Kopfe, der zur rechten Seite stand, einen silbernen Schlüssel. Diesen versteckte

er, den Drachen aber warf er in einen Abgrund. Dann fuhr er mit der Heerde heim und legte sich schlafen.

Am folgenden Tage ging es nicht anders. Der Hirt spielte für sich, die Heerde lief in die verbothene Alpe und als der Abend kam, rannte alles übereinander heraus, daß die Schellen klapperten und die Glocken klingelten. Hintendrein fuhr ein Drache mit drei Köpfen. Der Hirt stellte sich hinter die Föhre, haute mit einem Streich alle drei Köpfe ab, zerschnitt den Drachen und fand im mittleren Kopf einen Schlüssel, der von lauterem Golde war. Diesen versteckte er, den Drachen aber warf er in den Abgrund hinab zu den andern zweien. Dann fuhr er heim mit der Heerde und legte sich schlafen, ohne einem Menschen von den Drachen etwas zu sagen.

Am folgenden Tage fuhr er wieder hinaus und ließ die Heerde grasen, wo sie wollte; allein heute kam kein Drache und die Ziegen und Schafe warteten ruhig, bis der Hirt sie heimtrieb. Ebenso ging es am folgenden und am dritten Tage, der Hirt hatte das leichteste Hüten, und das Vieh wurde so fett, daß sich jeder Mensch darüber wunderte. Der Graf fragte den Hirten öfters, ob ihm das Hüthen nicht sauer werde, hörte aber nie die mindeste Klage. Er schaute die Heerde an, fragte, wie das zuginge, daß alle Stücke so fett seien. Der Hirt sagte aber gar kein Wort, daß die Drachen todt seien und ihre Alm nun von dem Vieh des Grafen abgeweidet werde. So ging es lange Zeit fort und der Hirt hatte die besten Zeiten.

Weil ihm das Hüthen keine Mühe machte, so suchte er sich auf andere Weise die Zeit zu vertreiben und fieng zur Kurzweil allerlei Spiele an. Besonders tändelte er oft im Schatten der Föhre, hinter welcher er seine Helden-

thaten vollbracht hatte. Er grub bald da, bald dort in der Erde ein Loch auf, ohne an etwas anderes zu denken, als an seine Spiele. Da kam er einmal mit Graben an ein Eisenblech und wunderte sich stark, was denn das zu bedeuten habe. Er erweiterte das Loch immer mehr, und sah endlich, daß es eine eiserne Thüre sei, die er entdeckt hatte. Es wunderte ihn sehr, was diese zu bedeuten habe und er dachte nach, wie sie etwa aufgemacht werden könnte. Da fielen ihm die drei Schlüssel ein, er lief sogleich hin und holte sie herbei. Zuerst steckte er den goldenen an, der that aber nicht auf. Dann probirte er den silbernen, auch dieser wollte nicht passen. Endlich versuchte er es mit dem eisernen, und alsogleich ging das Schloß auf. Der Hirt öffnete die Thüre und schaute neugierig hinein. Da sah er nichts als einen großen finstern Gang. Er entschloß sich und ging hinein. Als der Gang zu Ende war, kam er in einen großen, weiten Saal. Er schaute sich nach allen Seiten um und fand, daß alles in dem Saale von Eisen war. Lebendes Wesen sah er keines, außer an einer Krippe stand ein kohlschwarzes Roß, das einen eisernen Harnisch trug, und daneben hing auch ein eiserner Harnisch für einen Ritter.

Am Ende des Saales war eine silberne Thüre. Zu dieser ging er hin, zog den goldenen Schlüssel heraus und wollte aufmachen. Der goldene paßte aber nicht, und er nahm den silbernen. Dieser that ganz leicht auf, und er konnte ungehindert hineintreten. Da war wieder ein großer, weiter Saal, wie außer der Thür, aber in diesem war alles von Silber, und an einer Krippe stand ein rothes Roß mit silbernem Harnisch, und daneben hieng auch ein Silberharnisch für einen Ritter.

Am Ende des Saales war eine goldene Thür, auf diese ging der Hirt los und öffnete sie mit dem goldenen Schlüssel. Drinnen war wieder ein großer Saal, der den zwei ersten ganz ähnlich sah, nur daß hier alles von purem Golde war. Hier stand ein weißes Roß mit goldenem Harnisch, und der Ritterharnisch, der daneben hieng, funkelte auch von lauterem Golde.

Der Junge schaute sich alles fleißig an, ging dann wieder zurück und sperrte die Thüren fleißig zu. Er ging nun öfters in diese Gemächer hinein, weil es ihm drinnen gar wohl gefiel, und ihm das Hüten jetzt nicht viel zu schaffen machte. Er sagte aber keinem Menschen etwas davon und hielt es so geheim, wie die Geschichte von den drei Drachen.

Nun hatte aber der Graf eine wunderschöne Tochter, und täglich kamen Grafen und Ritter in das Schloß, um ihre Hand zu werben. Der Graf wußte nicht, welchem unter den vielen Freiern er seine Tochter geben sollte. Er mochte auch keinen dadurch beleidigen, daß er ihm einen andern vorzöge, und dachte auf ein Mittel, wie er seine Tochter verheirathen könnte, ohne selbst die Wahl vorzunehmen und allerlei Verdruß zu erregen. Er ließ bekannt machen, wer seine Tochter haben wolle, der müsse sie gewinnen, und sagte zugleich den Tag an, an welchem sich die jungen Herren zu dem Wettkampfe versammeln sollten.

Der Hirt hörte von dieser Kundmachung und es fiel ihm sogleich ein, ob er denn nicht auch aus den unterirdischen Sälen ein Pferd und einen Harnisch nehmen und sich beim Wettrennen einfinden könnte. Er meinte: „probie-

ren schadet nichts“ und war bald entschlossen, den Spaß mitzumachen.

Als der bestimmte Tag heran kam, wurde es lebendig auf allen Gassen und Strassen, und schmucke Ritter und Grafen auf prachtvollen Pferden ritten dem Grafenschlosse zu. Auch kam einer mit eisernem Harnisch auf einem kohlschwarzen Pferde dahergesprengt. Das war niemand anders, als der Hütbube des Schlosses, aber kein Mensch erkannte ihn und man hielt ihn für einen stattlichen Rittersohn. Zur bestimmten Zeit wurde die Grafentochter herausgeführt und auf eine Säule gestellt. In der Hand hielt sie einen Veilchenstängel empor, und es wurde bekannt gemacht, die Ritter sollen im weiten Kreise herumreiten und wer dann diese Blume zuerst erjage, der solle die Braut nach Hause führen. Die Ritter stellten sich an und begannen den Ritt. Da lief das schwarze Pferd, worauf der Hirte saß, allen andern weit voraus und bald konnte der Ritter sich zur Hand der schönen Jungfrau erheben und ihr den Veilchenstängel abnehmen. Die andern Ritter schauen ihm mißgünstig nach, er selbst aber gibt dem Pferde die Sporen und sprengt wie im Fluge von dannen. Er kam in die Alpe zurück, führte das Pferd wieder an seinen Ort, legte den Harnisch ab und als ob nichts geschehen wäre, fuhr er abends mit seiner Heerde nach Hause. Den Veilchenstängel gab er heimlich der Grafentochter, sagte aber niemandem etwas, wie es zugegangen sei, daß er denselben erlangt habe.

Der Graf wartete wochenlang und meinte, der Sieger müsse immer und immer kommen, um die gewonnene Braut zu begehren. Wer sich aber nicht meldete, das

war der Ritter, welcher den Veilchenstängel gewonnen hatte.

Dem Grafen ging die Geduld aus und er ließ bekannt machen, daß seiner Tochter wegen noch einmal ein Wettreiten gehalten werde.

Am bestimmten Tage kamen wieder zahlreiche Ritter und Grafensöhne, um ihr Glück und Geschick zu probieren. Auch kam einer dahergeritten im silbernen Harnisch und auf rothem Rosse und stellte sich in die Reihe der übrigen. Zur bestimmten Stunde wurde die Grafentochter hervorgeführt mit einem Veilchenstängel in der Einen Hand. Der Ritt begann und vor allen voraus flog der silberne Ritter auf dem rothen Pferde. Er nahm den Veilchenstängel aus der Hand der Jungfrau, und sprengte damit augenblicklich von dannen. Das war wieder der gräfliche Hirt gewesen, der ritt jetzt zur Alpe zurück, that Roß und Harnisch an ihren Ort und fuhr abends mit der Heerde heim. Den Veilchenstängel brachte er wieder der Grafentochter, sagte aber weder ihr noch sonst jemandem, daß er selbst ihn gewonnen habe.

Der Graf wartete wieder lange Zeit auf die Meldung des Siegers. Aber auch diesmal kam der Bräutigam nicht um seine Braut zu holen, und das dritte Wettrennen wurde ausgeschrieben. Dasmal kam der Hirt auf dem weißen Roß und im goldenen Harnisch und stellte sich in die Reihe der Grafen und Ritter. Als die Jungfrau auf der Säule den Veilchenstängel emporhob und das Zeichen zum Ritt gegeben wurde, war er wieder der erste am Ziel und nahm die Blume wieder aus ihrer Hand. Dann flog er von dannen, und kein Mensch wußte, wohin er

gekommen war. Er ritt aber zur Alpe, that Pferd und Harnisch, wohin sie gehörten, und trieb abends die Heerde heim. Den Veilchenstängel brachte er wieder der Grafentochter, sagte ihr aber nichts, woher er ihn bekommen habe. —

Auch diesmal wartete der Graf umsonst auf das Erscheinen des Bräutigams. Er wurde voll Zorn und Aerger, und wußte nicht, was er anfangen sollte. Er erfragte aber, daß seine Tochter den Veilchenstängel immer wieder bekommen habe, ließ sie daher vor sich kommen, und fragte, wer derjenige sei, der die gewonnenen Blumen zurückgebracht habe. Sie erzählte, daß allemal am Abend der Hirtenbube mit dem Veilchenstängel zu ihr gekommen sei. Als der Graf das hörte, ward er sehr neugierig und ließ alsogleich den Hirten vor sich rufen. Er forderte ihn auf, zu bekennen, wer ihm an jedem Abend den gewonnenen Veilchenstängel gegeben habe. Da erzählte der Hirt, daß er sie von keinem andern empfangen habe, sondern daß er selbst der dreimalige Sieger sei. Wie der Graf das hörte, fuhr er ihn an und sagte: „Aber warum hast du dich denn nicht früher gemeldet.“ Der Hirt antwortete: „„Ich habe mir halt immer gedacht, sie werde mich doch nicht mögen.““ Der Graf aber sprach: „Was ich einmal gesagt habe, das muß seine Richtigkeit haben, und du bist daher der Bräutigam meiner Tochter.“

Bei diesen Worten war der Schmiedlerner, der jetzt Graf werden sollte, wie vom Himmel gefallen und wußte nicht, wie er die Großmuth seines Herrn genug loben und ihr danken sollte.

Es wurde nun Alles zur Hochzeit bereit gemacht und viele Ritter und Herren wurden eingeladen. Erst beim Hochzeitmahl fragte man den Bräutigam, woher er denn die schönen Waffen und Rosse bekommen habe. Da erzählte er von den drei Drachen, von den in ihren Köpfen gefundenen Schlüsseln und von den unterirdischen Sälen.

Da verwunderte sich Alles und nach der Mahlzeit führte er die andern hinaus zu der Föhre, sperrte die eiserne Thüre auf und führte sie hinein. Als sie in den ersten Saal kamen, wo Alles von Eisen war, da hub das schwarze Roß an zu reden und sagte zu dem alten Grafen: „Ich bin dein Urgroßvater, und habe diese Alpe dem Urgroßvater deines Hirten genommen und bin jetzt verloren."

Als sie in den zweiten Saal kamen, wo Alles von Silber war, da fieng das rothe Roß an zu reden und sagte zum alten Grafen: „Ich bin dein Großvater, und habe um diese Sache nur wenig gewußt, und bin im Fegfeuer."

Dann gingen sie in den dritten Saal, wo Alles von Gold war, und da hub das weiße Roß an zu reden und sagte zum alten Grafen: „Ich bin dein Vater und habe um die Sache gar nichts mehr gewußt und bin nun selig."

Hiemit waren alle drei Rosse verschwunden und die Grafenleute mit den Gästen kehrten in das Schloß zurück. Wie lange sie dort noch geschmaust haben, weiß ich dir nicht zu sagen.

(Mündlich in Hasling.)

Stiefmutter.

Es war einmal ein Vater und eine Mutter, die hatten nur ein einziges Kind und das war ein feines, herziges Büblein. Aber einmal erkrankte die Mutter und wurde immer schwächer und übler, so daß sie in wenigen Tagen von dem Büblein und ihrem Manne Abschied nahm und dann die Augen zuschloß auf immer. Dann kamen die Todtengräber, trugen die Mutter fort und thaten sie in das Loch hinab und dem Knaben kam es jetzt so leer und enterisch*) vor in dem Hause, daß er sich vor lauter Sehnsucht und Langweile oft fast nicht zu helfen wußte.

Aber bald wurde es schon wieder lauter in dem Hause und der Knabe hatte nimmer viel über Langweile zu klagen. Denn der Vater brachte gar bald eine Stiefmutter und sagte zu dem Kinde: „Siehst du, das ist jetzt deine Mutter, dieser mußt du jetzt folgen, wie du deiner ersten Mutter gethan hast, und mußt alles fleißig ausrichten, was sie dir aufträgt.“ Der Knabe versprach das zu thun, er hatte aber zu dieser neuen Mutter kein solches Zutrauen, wie er zur ersten Mutter gehabt hatte, und wenn er ihr auch fleißig folgte, so that er es doch mehr aus Zwang als aus Liebe und so kam ihm das Folgen immer viel saurer vor, als früher. Die Stiefmutter konnte auch den Buben gar nicht leiden, und wenn er ihr auch alles that was sie wollte, so war sie doch nicht zufrieden und schimpfte und züchtigte ihn, als ob er der böseste Bube von der Welt wäre. Sie that ihm nichts an, kämmte ihn nicht und wusch ihn nicht,

*) unheimlich.

so daß das Büblein, das früher so nett und sauber gewesen war, bald alle Leute grausen machte und bei niemandem mehr gern gelitten wurde. Den ganzen Tag mußte er im Walde draußen eine ganze Kutt Schweine hüthen und dabei bekam er nichts anderes zu essen, als morgens vor dem Ausfahren und abends nach der Heimkehr ein bischen Lauteres.

So hätte er keine Freude gehabt, wenn nicht die Schweine, die er zu hüthen hatte, gut gerathen wären. Diese nahmen aber schon so zu, daß jedermann gemeint hätte, sie wären im Stalle gemästet, nicht aber auf die Weide getrieben worden. Wie das Ding zuging, das verstand der Knabe selbst nicht. So oft er mit seiner Heerde ausfuhr und ein Stück in den Wald hineinkam, fiengen die Schweine auf einmal an zu laufen und liefen so schleunig waldein, daß dem Hirten das Nachlaufen verleidete. Abends kamen sie auch richtig alle wieder zuwege und man konnte es ihnen an ihrer Wampe und am Laufen ansehen, daß sie untertags gute Weide mußten gehabt haben. Den Knaben wunderte es oft, wo denn etwa der gute Platz für die Schweine sei, aber zum Nachlaufen konnte er sich nie entschließen.

Als er einmal so allein im Walde herumstrich und sich auf mancherlei Art die Zeit zu verkürzen suchte, begegnete ihm ein altes Weibele und fragte ihn: „Bübl, was thust denn?“

„„Fack'n hüthen.““

„Weißt du, wo deine Facken allemal hingehen?“

„„Das weiß ich nicht. Sie laufen halt allemal fort, wenn sie ein Stück im Wald sind, und abends kommen sie sattgefressen zurück.““

„So geh doch einmal schauen, wo sie ihre Weide haben. Du brauchst dich nicht zu fürchten, es geschieht dir gewiß nichts.“

Der Knabe versprach ihr, einmal nachzulaufen, und die Alte ging wieder fort.

Am andern Tage fuhr er wieder mit seiner Heerde in den Wald, aber als die Schweine anfiengen zu laufen, so lief er auch mit und lief so stark, daß er fast die Füße verlor. Als er lange Zeit gelaufen war und ihm schon anfieng der Athem auszugehen, da sah er ein Loch im Erdboden und in das liefen die Schweine alle zusammen hinein. Da getraute er sich nimmer nachzulaufen, weil es in dem Loche gar so finster war, daß ihm schon das Hineinschauen völlig unheimlich vorkam. Er strich wieder den ganzen Tag in der Nähe des Loches und schaute, sich die Zeit mit allerlei Kurzweil zu vertreiben. Während er so herumtändelte, stand auf einmal wieder das alte Weibele vor ihm und fragte: „Bist du den Schweinen heut nachgegangen und hast geschaut, wo sie ihre Weide haben?“

„„Ja, ich bin wohl lange Zeit nachgelaufen, aber sie sind dann in ein stockfinsteres Loch hinein, und da habe ich mich nimmer nachgetraut.““

„Warum denn nicht nachgetraut? Geh du nur hinein in das Loch, wirst sehen es geschieht dir nichts.“

Der Knabe versprach, am andern Tage hineinzugehn und die Alte humpelte wieder fort. Als es Abend war, lief das ganze Rudel Schweine wieder zuweg und der Hirte fuhr alsogleich heim.

Am andern Tag in aller Frühe bekam er wieder sein Lauteres und mußte dann wieder die Schweine hinaus-

treiben in den Wald. Als er ein Stück im Gehölze drinnen war, da fiengen die Schweine wieder an zu laufen, und der Hirte lief ihnen nach über Stock und Stein, daß ihm fast der Athem ausging, — und als sie in das Loch hineinschossen, da überwand er alle Furcht und lief ihnen auch nach. Da war es aber so finster wie in einem Sack und er wußte bei keinem Schritt, wo er hintappte, sondern mußte nur aufs Gerathewohl seiner Nase nachlaufen, so wie es die Schweine auch thaten.

Nachdem er eine gute Strecke so gelaufen war, kam es ihm vor, als ob ein leiser Strahl in das Dunkel hereinbräche und während er sich darüber zu freuen anfieng, wurde es schon wieder ein wenig heller und dann noch heller, — und endlich hörte das Loch auf und er kam mit seinen Facken in eine freundliche Lichte. Die Facken rannten noch immer aus Leibeskräften darauf los, der Hirte aber ließ sich jetzt ein bischen Zeit, weil er sich in der freien Weite doch weniger fürchtete, als in dem stockfinstern Loche. Er war noch nicht weit von dem Ausgang der Höhle, da begegneten ihm drei wunderschöne Jungfrauen und fragten ihn: „Bübl wohin?“

„Ich gehe nur schauen, wo meine Facken hin sind. Ich will dann geschwind wieder hinausgehn.“ So sagte das Büblein, weil es sich halt gar so fürchtete vor den drei fremden Jungfrauen. Diese aber waren freundlich mit ihm, hießen ihn munter sein und sagten: „Wenn du die Facken sehen willst, so mußt du noch weit hinausgehen, dann wirst du sie schon finden.“

Das Büblein folgte ihnen, hob rüstig die Füße auf und ging noch eine lange, lange Strecke. Als es sich schon völlig müde gelaufen hatte, sah es endlich seine

Facken, die mit vergnügtem Herzen an drei großmächtigen Häufen wühlten und mit einem solchen Eifer fraßen, daß sie des Hirten gar nicht gewahr wurden. Es wunderte ihn, woran sie denn so gierig fräßen, und er ging deßwegen noch etwas näher hinzu. Da sah er, daß es drei Kornhaufen waren, worin sie ihre Rüssel steckten, und es kam ihm nun nicht mehr sonderbar vor, warum die Thiere in der letzten Zeit so viel Speck gezügelt hatten. Er dachte sich: „da brauche ich nicht viel zu hüthen, fressen thun sie schon selber, und hinausgekommen sind sie auch noch allemal.“ Er kehrte also um und ging wieder den gleichen Weg zurück, auf dem er gekommen war. Da begegneten ihm wieder die drei Jungfrauen und sagten: „Bist du bei den Facken gewesen?“ „„Jetzt hab' ich sie wohl gesehen, sagte das Büblein voll Freude, sie sind da draußen und thun Korn fressen.““

„Siehst du, erwiederten die Jungfrauen, das Korn ist alles für deine Facken. Daran kannst du sie fressen lassen, bis es gar ist, und wenn sie das alles aufgefressen haben, so werden sie schon einen dicken Speck aufhaben.“ Das Büblein dankte dafür und wollte weiter gehn. Die Jungfrauen aber sagten: „Jetzt bleibe du da, bis es Abend wird, und dann fahrst du selbst mit deinen Thieren zum Loch hinaus und der Heimath zu.“ Der Knabe ließ sich die Einladung gerne gefallen und blieb bei den Jungfrauen. Diese gingen sogleich um Kamm und Seife, kämmten und reinigten ihn und brachten ihm dann neue Kleider, die er anlegen mußte. Da schaute das Büblein auf einmal ganz anders aus und es war ihm so wohl in den reinlichen Kleidern, daß

es vor Freude gar nicht wußte, wie ihm geschehen war. Jetzt brachten ihm die Jungfrauen auch zu essen und stellten ihm Schmalznudel und andre gute Sachen vor, die er sein Lebtag nicht gekostet hatte. Das Büblein aß mit großem Appetit und dankte in einem fort unserm Herrn und den Jungfrauen. Diese schauten ihm zu, redeten freundlich mit ihm und munterten ihn von Zeit zu Zeit auf, tapfer drein zu schlagen.

Als er den Löffel fortgelegt und unserm Herrn noch einmal für die gute Speise gedankt hatte, hießen ihn die Jungfrauen noch bleiben und sagten zu ihm: „Jetzt, weil wir deine Facken verköstigen, und du bei uns Kleider und Essen gekriegt hast, so mußt du uns auch etwas versprechen, was du leicht halten kannst. Du darfst keinem Menschen etwas sagen, wohin du deine Facken auf die Weide treibst oder wo du selbst Gewand und Speise bekömmst. Hörst du? Aber wenn du uns das versprichst und dein Versprechen fleißig in Acht nimmst, so darfst du mit deinen Thieren immer zu uns hereinkommen und wirst allzeit so gut aufgenommen werden, wie heute.“

Dem Knaben fiel es gar nicht ein sich zu besinnen, und sogleich versprach er ihnen hoch und theuer, keinem Menschen von ihrer verborgenen Wohnung etwas zu sagen.

Als die Sonne anfieng hinter die Berge hinabzukriechen, kamen die Facken des Weges daher und man konnte es ihnen an Gang und Bauch wohl ansehen, daß sie am Fressen keinen Mangel gehabt hatten. Der Knabe nahm dankend Abschied von den drei Jungfrauen, und versprach am andern Tage wieder zu kommen. Dann

hob er seinen Stecken auf, gab den hintersten von den Facken ein lustiges hinauf und fuhr nun so schnell, als es gehen wollte, zum Loche hinaus und der Heimath zu. Als er daheim ankam, that er zuerst die Facken in den Stall, und ging dann in die Küche hinauf zur Stiefmutter. Als diese den saubern Jungen sah, schaute sie ihn zuerst von oben bis unten an, ob es wohl ihr Bube sei, und als sie sich überzeugt hatte, daß es doch kein anderer sei, so wurde sie brennroth vor Zorn, weil sie ihm das hübsche reinliche Aussehen und das saubere neue Kleid nicht vergönnen wollte. Sie raisonirte eine Weile zu, ohne ihn zu Worte kommen zu lassen und erst als sie ihr Maul tüchtig ausgeleert hatte, fragte sie ihn: „Jetzt sag mir aber, wer hat dir das saubere Kleid angelegt?"

„„Das habe ich mir selbst angelegt,"" erwiederte der Knabe. Da ging das Schelten des bösen Weibes von neuem an und sie wollte mit aller Gewalt aus dem Knaben herausbringen, woher es denn komme, daß er heut so schön und sauber sei. Der Knabe aber gab ihr allemal ausweichende Antworten und ließ sie schelten so viel sie wollte, sagte aber von den drei Jungfrauen und ihrem geheimen Aufenthalte kein einziges Wörtchen. Als es Schlafenszeit war, hörte der Lärm endlich auf und der Knabe legte sich vergnügt in sein schlechtes Bettchen. Er dachte und träumte die ganze Nacht von dem glücklichen Aufenthalt, den er gestern angetroffen hatte, und konnte kaum den Morgen erwarten, um mit seiner Heerde wieder dahin zu fahren.

Kaum fieng es an zu dämmern, so sprang er schon aus dem Bette, legte sich vergnügt die saubern Kleider

an, trieb dann die Schweine aus dem Stall und fuhr singend und pfeifend mit der grunzenden Heerde dem Walde zu. Die Schweine brauchte er nicht viel zu treiben, weil sie das gute Futter wußten, und so kam er bald bei dem Loche an. Die Facken rannten ungeheißen auf dasselbe los und, wie der Wind, alle zusammen hinein. Der Knabe lief ihnen nicht nach, weil er wußte wohin sie rannten, sondern er ging allein hinten nach. Als er durch das Loch gegangen war, begegnete er wieder den drei Jungfrauen, die ihn freundlich grüßten und einluden, den Tag über bei ihnen zu bleiben. Er blieb gerne da und hatte wieder so gute Zeiten, wie gestern. Schmalznudel und andre gute Kost bekam er in Hülle und Fülle und hatte sich nichts zu wünschen, als daß er abends nicht wieder zur bösen Stiefmutter heimkehren müßte.

Als aber aber die Sonne heimging, kamen wieder die Facken und er mußte wieder heimgehn und das Schimpfen und Lästern der Mutter mit anhören.

So ging es lange Zeit fort. Der Knabe fuhr alle Tage durch das Loch zu den drei Jungfrauen und hatte dort ein Leben, daß er sich's nicht besser hätte wünschen können. Sie schenkten ihm immer mehr und schönere Sachen und als er zu einem Jüngling heran gewachsen war, konnte er sich mit den schönen Kleidern, die er von den Jungfrauen bekam, vor seinen Altersgenossen herausputzen. Abends aber mußte er immer das Schelten und Kratscheln der Stiefmutter anhören und hatte genug zu thun, um allemal einen Ausweg zu finden, damit er von den Jungfrauen und ihrem Aufenthalte nichts zu sagen brauchte.

Eines Tages, als er wieder mit den drei Jungfrauen herumging und sich von ihnen bewirthen ließ, führten sie ihn zu den drei großen Geldhäufen und sagten: „Schau, Einen von diesen Haufen kannst du dir leicht erwerben, wenn du so fort fährst, wie du bisher gethan hast. Wir alle drei sind verwünscht, und es dauert nur noch zehn Jahre, bis wir erlöst werden können. Bist du diese zehn Jahre hindurch fein still, und sagst keinem Menschen etwas von uns und unserm Aufenthalte, so sind wir erlöst, und von diesen drei Geldhäufen gehört Einer dir, Einen gibst du der Kirche und den dritten vertheilest du unter den Armen.“

Der Knabe, weil er sich über seine verwünschten Wohlthäterinen erbarmte, und ihm das Geld auch ein bischen in die Augin stach, gab ihnen sein Wort, er wolle sich hinfüro schon zusammennehmen, wie er es bisher gethan, und keinem Menschen ein Wörtchen von ihnen sagen.

Von nun an gaben ihm die Jungfrauen nicht nur Essen und Kleider, sondern auch Geld, so daß er der Stiefmutter oft mit einem Silberstück aushelfen konnte. Diese aber hatte nur einen neuen Zorn, als sie sah, daß der Bube, den sie nicht leiden konnte, auch Geld in der Tasche habe, und sie schimpfte ihn jetzt nur desto ärger. Sie hielt ihm vor, er habe es gestohlen, und drohte, ihn vor Gericht anzuzeigen, wenn er nicht bekenne, woher er es habe. Der Junge aber wußte sich allemal herauszureden, ohne daß er von den Jungfrauen eine Meldung that.

Die Stiefmutter bekam endlich einen solchen Zorn über ihn, daß sie wirklich bei Gericht angab, ihr Stief-

sohn betreibe das Schelmhandwerk. Da kam der Gerichtsdiener, faßte ihn ab und führte ihn vor Gericht. Da forderte ihn der Richter auf zu bekennen, woher er das viele Geld bekomme, wenn ers nicht stehle. Er brachte allerlei Ausreden vor, der Richter aber war damit nicht zufrieden und sagte, wenn ers nicht bekennen wolle, so werde für ihn schon ein Loch im Thurme oder beim Seiler ein Stricklein zu finden sein. Da wurde er verzagt und erzählte, daß er das Geld von den verwünschten Jungfrauen habe, zu denen er im Walde draußen durch eine Höhle gelangt wäre. Hiemit waren Stiefmutter und Richter zufrieden und er konnte wieder frei seine Wege gehen.

Am andern Tage fuhr er wieder mit seiner Heerde hinaus in den Wald. Die Facken rannten dem Loche zu und er selbst lief ihnen eilig nach. Allein das Loch war verschlossen und weder er noch die Facken konnten hineinkommen. Drinnen hörte er aber oft, wenn er in dieser Gegend hüthete, ein bitteres Seufzen und Weinen. Da kam ihm allemal die Reue, daß er sich hatte abschrecken lassen, die drei Jungfrauen zu erlösen.

(Mündlich bei Meran.)

Die Kröte.

Vor langer Zeit lebte einmal ein armes Bäuerlein, das hatte drei Söhne, zwei gescheidte und einen närrischen, und der närrische hieß Hansl. Der Vater war schon alt und schwach und konnte nimmer recht arbeiten. Da sagte er einmal zum ältesten Sohne: „Wenn

du willst, so will ich dir jetzt das Heimatle lassen und dir noch dreihundert Gulden geben, daß du die Wirthschaft anfangen kannst. Wenn du damit einverstanden bist, so geh nur und schau dich um ein arbeitsames Weib um, die dir hausen hilft.“ Der Sohn hatte nichts einzuwenden und war bald handeleins mit dem Vater.

Der zweite Bruder hörte auch von der Sache, ging alsbald zu dem Vater und sagte: „Vater, ihr wollt meinem Bruder das Heimatle geben und dreihundert Gulden, damit er heirathen könne. Gebt mir nur auch dreihundert, ich will schon ein Weib finden, daß nicht viele ihresgleichen sind.“ Der Vater ließ sich nicht lange bitten, versprach ihm die dreihundert Gulden und ließ ihn auf die Werbschaft gehen.

Da hörte auch der Hansl, daß seine zwei Brüder vom Vater so viel Geld bekommen haben und heirathen wollen. Er ging alsbald zum Vater und sagte: „Vaterle, heirathen kann der Hansl schon auch. Gebt mir nur dreihundert Gulden und ich will mir schon ein Weib finden.“ Der Alte sagte: „Dreihundert Gulden will ich dir wohl geben, aber du mußt sie fleißig aufheben und Acht geben, daß du nichts verlierst.“ Der Hansl sagte: „Acht geben will ich schon,“ und bekam die dreihundert Gulden.

Die drei Brüder gingen nun auf die Werbschaft, aber dem Hansl ging es am schlechtesten. Die andern zwei hatten schon Weibsbilder und wußten gleich, wohin gehen. Aber der Hansl hatte noch nie an's Heirathen gedacht und mußte jetzt nur auf Gerathewohl seinen Weg gehen. Er ging hinaus in den Wald und dachte so darüber nach, daß er jetzt heirathen solle. Es kam ihm doch etwas sonderbar vor, heirathen wollen ohne eine

Braut zu haben, aber er ließ sich darob nicht bang werden und dachte sich: „Jetzt ist's gerad gleich. Was mir begegnet, das heirathe ich, sei es Mensch oder Vieh.“ Er ging noch eine Weile fort, da hüpfte eine Kröte zuweg, und kam fast dem Hans zwischen die Füße. „Möchtest du nicht heirathen? sagte sogleich der Hansl. „„Heirathen möchte ich wohl,““ erwiderte die Kröte. „Möchtest du mich, wenn du mich kriegen könntest?“ „„Ja freilich möcht' ich dich.““ „Wenn du mich magst, so ist der Handel abgethan; ich geh jetzt heim zu meinen Brüdern und will es ihnen sagen.“ Die Kröte hatte nichts dagegen, und der Hansl ging heim zu seinen Brüdern.

Die Brüder lachten ihn tüchtig aus und sagten: „A, Hansl, bist du auch da? Du wirst schon etwas sauberes haben von einer Braut. Wo bist du denn hingegangen auf die Werbung?“ Der Hansl ließ fragen und spotten und kehrte sich nicht daran.

Nun gingen alle drei Brüder zum Vater und erzählten ihm, daß sie es jetzt in Richtigkeit haben und bald heirathen wollten. Da sagte der Vater: „Ja wenn ihr aber alle drei heirathet, wem soll ich denn das Heimatle geben? Wir werden es halt müßen auf eine Probe ankommen lassen? Wißt ihr was? Ich gebe jedem von euch eine Reist und die Reisten tragt ihr zu euren Bräuten. Die sollen dann die Reisten spinnen und wer von euch seine Reiste am schönsten gesponnen zurückbringt, dem soll das Heimatle gehören.“ Die Brüder waren mit diesem Antrag zufrieden und bekamen die Reisten. Die andern trugen den Haar alsbald zu ihren Mädlen

und sprachen ihnen lange Zeit zu, sie sollten das Garn recht klug und fein machen.

Der Hansl machte sich auch auf den Weg und ging mit seinem Streu tief hinein in den Wald. Endlich kam die Kröte zuweggepatscht und fragte den Hansl, warum er denn die Reist mit sich bringe.

„Die Reist mußt du mir spinnen, sagte der Hansl, und wenn du schöner spinnen kannst, als die Bräute meiner zwei Brüder, so bekommen wir zu den dreihundert Gulden auch noch das Heimatle, und das ist schon der Mühe werth, daß du dich zusammennimmst.“

„Zusammennehmen will ich mich schon, antwortete die Kröte. Gib mir jetzt die Reist und morgen kannst du das Garn abholen.“ Der Hansl gab ihr die Reist und ging wieder heim.

Am dritten Tage brachten die zwei ältern Brüder das Garn zu dem Vater und sagten, er solle jetzt entscheiden, welcher von ihnen eine bravere Braut habe und welcher die Heimat bekomme. Da war der Vater über die Maßen erstaunt wegen des feinen Fadens, den die beiden Bräute gesponnen hatten. Er wußte nicht, welchem Sohne er das Heimatle geben sollte und kratzte sich gerade einmal hinter den Ohren.

Der Hansl war aber auch inzwischen zu seiner Kröte gegangen und hatte das Garn geholt. Er brachte es seinem Vater und sagte: „Da schaut einmal, wie schön meine Braut spinnen kann. Das Heimatle wird wohl mir gehören?“ Der Vater traute kaum seinen Augen, als er das feine Gespinnst betrachtete, und wenn er das Garn der Brüder damit verglich, so kam ihm gerade vor, als wenn er früher nur Rupfen in der Hand gehabt hätte,

und das Flachsene hätte erst der Hansl gebracht. „Freilich gehört dir die Heimat, sagte er zum Hansl, und morgen müßt ihr alle drei eure Bräute bringen, dann wollen wir ein Mal anstellen und lustig sein in Ehren.“

Am andern Tage giengen die zwei ältern Brüder um ihre Mädlen, und auch der Hansl schickte sich an, in den Wald hinein zu gehen. Er dachte sich aber: „Die Kröte erhüpft es doch nicht bis hieher, der Weg ist einmal zu weit.“ Er nahm daher ein Milchkübele mit und wollte die Kröte darin heimtragen.

Als er in den Wald kam und die Kröte ansichtig wurde, sagte er: „Komm Krötl, du sollst heut mit mir heimgehen und beim Male mithalten. Der Weg ist dir aber gewiß zu weit. Hüpfe ins Milchkübele und ich will dich heimtragen.“

Die Kröte sagte: „Ich laß mich nicht tragen, ich geh schon selbst.“

„„Wenn du gehen willst, so ist's auch recht,““ sagte der Hansl und ging voraus. Die Kröte hüpfte fleißig hintendrein, und bald hatten sie ein gutes Stück Weges zurückgelegt. Da fieng der Wald an stockfinster zu werden und dem Hansl kam Alles ganz unbekannt vor. Er fieng an verzagt zu werden und dachte bei sich selber: „Der rechte Weg kann das nimmermehr sein, aber daß ich mich verfehlt habe, kann ich auch nicht glauben. Bin ich ja oft durch diesen Wald gegangen und habe den Weg noch immer angetroffen.“ Weil er sich gar nimmer auskannte, so klagte er der Kröte seine Noth, und wollte mit ihr berathschlagen, was da zu thun sei. Die Kröte aber sagte: „Geh du nur vorwärts, du wirst schon heimkommen.“ Der Hansl folgte ihr und ging vorwärts.

Sie waren nicht lange Zeit gegangen, da öffnete sich der Wald und es lag vor ihnen ein großer, ebener Platz, der vom frischesten Grün überwachsen war. In der Mitte des Platzes lag ein ungeheurer Steinhaufen und neben dem Steinhaufen stand eine großmächtige Haselhecke. Als sie da im Freien standen, fieng die Kröte wieder an zu reden und sagte: „Hansl, jetzt schneide von der Haselhecke das längste Reis ab und schlage damit so lang auf den Steinhaufen, bis dir nichts mehr in der Hand bleibt.“

Der Hansl nimmt sein Messer aus der Tasche, geht zur Haselstaude, schneidet den längsten Zweig ab und fängt an lustig auf den Steinhaufen hineinzuwichsen. Er schlägt, daß die Splitter nach allen Seiten fliegen, und schlägt so lange, bis ihm nichts mehr in der Hand bleibt. Und schau da! Auf einmal ist der Steinhaufen in das allervornehmste Schloß verwandelt, daneben steht anstatt der Haselhecke ein Pferdestall mit den allervornehmsten Rossen und aus der Kröte ist eine wunderschöne Frau geworden, die sich der Hansl nicht genug anschauen kann. Aber der Hansl ist auch nicht der närrische Hansl geblieben, sondern in einen gescheidten verwandelt worden und in einen so gescheidten, daß es auf der ganzen Welt nicht seines Gleichen gibt.

Jetzt that die schöne Frau ihren Mund auf und sagte: „Siehst du, Hansl, das Alles gehört jetzt uns. Als meine Aeltern starben, hätte ich einen vornehmen Herrn heirathen sollen, den habe ich aber nicht gemocht. Dafür bin ich verwünscht worden, daß ich als Kröte herumziehen soll, bis ich etwas anderes zu heirathen kriege. Weil du mich gemocht hast, bin ich erlöst und

jetzt sollen unsere lustigen Tage anfangen. Geh nur gleich in das Schloß, lege dir die schönsten Herrenkleider an, und nimm das schönste Sattelzeug, das du findest. Geh dann in den Stall und sattle die zwei schönsten Pferde, daß wir zu deinem Vater heimreiten können. Ich will auch indeß in das Schloß gehen und mich mit den schönsten Kleidern herausputzen."

Der Hansl that, wie ihm befohlen war, ging in das Schloß, kleidete sich um, nahm dann das schönste Sattelzeug und sattelte die zwei schönsten Pferde. Dann setzten sie sich auf und ritten der Heimath des Hansl zu. — —

Die Brüder und der Vater hatten indeß immerfort auf den Hansl gewartet, und fiengen an, ungeduldig zu werden über sein langes Wegbleiben. Sie schauten in einem fort zum Fenster hinaus und meinten itzt und aber müsse er kommen, aber wer immer nicht kam, das war der Hansl. — Als es schon anfieng, Nacht zu werden, da kam ein vornehmer Herr und eine vornehme Frau des Weges dahergeritten. Die kostbaren Steine, die sie an den Gewändern trugen, sah man schon von weitem glitzern und die Pferde hatten einen so stolzen Gang, als ob sie einen König zu tragen hätten. Da sagten die Brüder des Hansl zu einander: „Was sind etwa das für Herrschaften, die so spät daherreiten?" Sie schauten unausgesetzt auf die zwei Reiter hinaus, und machten große Augen, als dieselben gerade auf das Haus losritten und dort abstiegen. Der Herr führte die Frau in das Zimmer hinein zu den Brüdern und gab sich zu erkennen, daß er der Hansl sei, zeigte ihnen seine Frau und erzählte lange Zeit von seinem Glück und

Reichthum und wie er das Alles erlangt habe. Das vornehme Brautpaar gab dann den zwei Brüdern ein schönes Geschenk, hielt eine lustige Hochzeit und ritt wieder heim in das Schloß.

Und die mir das Geschichtlein erzählt hat, ist auch bei der Hochzeit gewesen, und hat gegessen und getrunken und ein wenig abgespült.

(Gehört von einer Passeierin in Meran.)

Die Wirthin.

Vor langer Zeit war einmal eine Wirthin, die führte einen schlechten Lebenswandel und war weitum verrufen wegen ihrer nichtsnutzigen Sitten.

Da kam einmal ein vornehmer Herr in das Wirthshaus und wollte dort über Nacht bleiben. Als er gegessen und getrunken hatte, sagte er zur Kellnerin: „Sei doch so gut und halte heute Nacht Wache vor meinem Zimmer. Ich zahle dir dafür fünfhundert Gulden."

Die Kellnerin wollte sich dazu nicht verstehen und sagte: „Bei der Nacht thu ich lieber schlafen, als Wacht stehen." Die Wirthin, die vom Begehren des Fremden hörte, ging zu ihm und sagte: „Wache stehn will schon ich auch; ich fürchte mich nicht."

Als es Nacht war und der Herr sich in sein Zimmer gesperrt hatte, da ging die Wirthin vor die Thüre hinauf und stand Wache.

In der Nacht hörten die Leute seufzen und achen vor der Thüre, aber niemand ging schauen, was es gebe.

Am andern Morgen lag die Haut der Wirthin vor der Thür und dabei die fünfhundert Gulden. Das übrige hatte der Teufel durch.

(Gehört von einer Passeierin in Meran.)

Die drei Soldaten.

Es waren einmal drei Burschen bei der Cavallerie, denen das Soldatenleben gar nicht nach ihrem Sinne war. Sie beschlossen zu dessertiren und bei guter Gelegenheit machten sie sich alle drei aus dem Staub. Sie wanderten lange durch abgelegene Thäler und Wälder und wußten sich nirgends recht sicher. Einmal fanden sie tief in einem Walde ein Schloß und weil sie gerade Hunger hatten, so besannen sie sich nicht lange und gingen hinein. Sie trabten die Stiege hinauf und schauten überall hinein, ob sich denn Niemand sehen ließe, von dem sie eine warme Suppe betteln könnten. Sie wanderten einen Gang nach dem andern aus und schauten in ein Zimmer nach dem andern. Aber sie mochten schauen, wie sie wollten, es ließ sich niemand sehen. Endlich sahen sie in einem Saal den ganzen Tisch voll Speisen, als ob er eben für die Herrschaft gedeckt wäre. Sie schauten einander an und sagten: „Da wirds am besten sein zugreifen, weil niemand herum ist, der uns etwas schenkt. Und das Zeug da drinnen geht so zu Grunde, wenn nicht wir uns dazuhalten.“ Gesagt, gethan. Sie gehen alle drei hinein und essen mit einem solchen Appetit, daß eine Schüssel nach der andern leer ward. Das

Ding gefiel ihnen ganz gut, und sie meinten, da wäre jetzt gerade für sie der rechte Platz.

Als sie endlich die Löffel fortlegten und das Maul abwischten, kam auf einmal eine schöne Frau auf sie zugegangen und wollte sie anreden. Die drei Kameraden aber ließen sie nicht gleich zu Wort kommen und entschuldigten sich, daß sie sich daselbst eingeladen hatten, und dankten lang aneinander für die guten Brocken, die sie bekommen hatten.

Die Frau sagte: „Ihr braucht ja nicht abzubitten. Mir ist es recht, wenn ihr hier bleibt, zu essen und zu trinken werdet ihr haben, so viel ihr wünscht, und ihr könnt da ein Leben führen, wie die Grafen. Aber das müßt ihr mir versprechen, daß ihr drei Jahre dableibt und daß in dieser Zeit jeder von euch tagtäglich drei Stunden bethet. Wollt ihr diesen Handel eingehn, so könnt ihr mir heute abends die Antwort sagen und ihr fangt dann morgen mit euerem Bethen an.“

Die Frau ging fort und die Soldaten hielten Rath, was etwa zu thun sei. Sie kamen darin überein, daß es doch ein wohlfeiler Aufenthalt sei, wenn man nur drei Stunden zu bethen brauche und dann alles im Ueberfluße habe. Und weil sie auch auf ihre Sicherheit denken mußten, so taugte ihnen das Schloß im Walde gar gut, so daß sie alsbald entschlossen waren, den Antrag anzunehmen und die drei Jahre hier zu bleiben.

Als abends die Frau erschien und sie fragte, wie sie sich besonnen hätten, so sagten sie ihr, daß sie entschlossen seien, im Schlosse zu bleiben, und alle Tage die drei Stunden zu bethen.

Die Frau war damit zufrieden und ging wieder ihre Wege.

Da hätten es nun die drei Bursche fein genug gehabt, wenn sie es nur erlitten hätten. So oft sie Hunger hatten, konnten sie sich an den gedeckten Tisch setzen und so oft sie Bewegung haben wollten, konnten sie in dem schönen Lustgarren neben dem Schloße ihren Spaziergang machen. Nebenbei hatten sie den ganzen Tag nichts zu thun, als drei Stunden zu bethen und außerdem brauchten sie für nichts zu sorgen und an nichts zu denken. Aber zweien von ihnen taugte das Leben doch nicht recht, weil es ihnen zu langweilig war, und sie fiengen wieder an ans Desertiren zu denken.

Es dauerte auch nicht lange, da fand sich der dritte mutterseelenallein im ganzen Schloß und suchte umsonst alle Winkel und Schlüfe aus, um seine Kameraden zu finden. Als er so herumsuchte und nebenher ein bischen schalt und brummte, stand auf einmal die schöne Frau wieder vor ihm, und fragte ihn, wo er seine Kameraden habe. „Die müssen durch sein, erwiederte er, ich habe schon das ganze Schloß durchgesucht und keine Spur von ihnen entdeckt.“

„Nun denn, wenn sie aus dem Staube sind, antwortete die Frau, dann ist es euer Glück, daß wenigstens Einer zurückgeblieben ist. Wärest du auch fort, so würde ich euch schon bekommen haben und hätte alle drei in Stücke zerrissen. Jetzt kannst du's anfangen, wie du willst. Entweder bleibst du neun Jahre da und bethest alle Tage drei Stunden, oder du bleibst drei Jahre da und bethest alle Tage neun Stunden. Ist deine Zeit um, so wirst du schon einen Lohn kriegen, daß du gewiß damit zufrieden bist.

Der Soldat kratzte ein Paarmal hinter den Ohren und besann sich ein wenig, war aber alsbald mit sich eins. „Neun Jahre, sagte er, das ist doch eine gar zu lange Zeit, und wenn ichs in drei Jahren abmachen kann, so will ich lieber frisch darüber sein und alle Tage neun Stunden bethen.“

„Ist mir auch recht, antwortete die Frau, und in drei Jahren will ich alsdann wieder kommen und wenn du ausgehalten hast, dir deinen Lohn geben.“ Hiemit ging sie fort und der Soldat stand wieder mutterseelenallein im Schlosse da.

Am andern Tage in aller Frühe kniete er sich hin und fieng an zu bethen und bethete neun Stunden lang, und so machte er's am zweiten Tage wieder und am dritten auch, und so ging es fort alle drei Jahre.

Als die Frist verstrichen war, trat die Frau vor ihn und sagte: „Du hast dein Versprechen treulich gehalten, aber noch ist nicht alles zu Ende und du mußt noch eine Probe aushalten.“ „Und was denn für eine, fragte der Soldat, kann ich sie wohl auch aushalten?“

„Aushalten kannst du sie schon, aber merke genau, was ich dir sage. Fürchten darfst du dich vor gar nichts, denn es mag kommen was da will, ich werde dich allemal retten. Siehst du, da ist ein Kübel, in diesen steige hinein und geh nicht heraus, um alles in der Welt. Du wirst dich darin müssen stossen lassen, aber das macht alles nichts. Es wird nur sein wie ein Traum, und wenn es vorbei ist, werde ich kommen und dich wieder zurecht richten.“

Der Soldat stieg in den Kübel hinein und versprach drinnen zu bleiben, bis sie wieder käme. Sie ging fort,

und kaum war sie von hinnen, so bekam der Soldat schon andere Gesellschaft. Drei abscheuliche Geister schritten zur Thüre herein, stellten sich um den Kübel und riefen: „Heraus da, was darinnen ist.“ Wie da dem Burschen zu Muthe war, das weiß man wohl, aber er regte sich nicht und blieb drinnen. „Geh jetzt gleich heraus, oder wir machen dir den Garaus.“ Der Soldat rührte sich wieder nicht und hockte ruhig im Kübel. Da wurden die drei zornig, hoben ihre Eisenstecken auf und fiengen an auf ihn loszustoßen, daß es ein Elend war. Sie stießen so lange zu, bis sie ihn zu kleinem Schmatter gemostet hatten. Hierauf stürzten sie den Kübel um, leerten alles auf den Boden heraus, nahmen dann wieder ihre Eisenstecken und gingen fort.

Kaum waren sie zur Thüre hinaus, so kam die Frau herein, kniete sich hin, that alles, was auf dem Boden lag, fleißig in ihre Schürze zusammen und schüttelte es wieder in den Kübel. Augenblicklich stand der Soldat wieder ganz und unverletzt darinnen und konnte sich selbst nicht genug verwundern über das, was eben mit ihm vorgegangen war. Die Frau lobte ihn, weil er so treulich ausgehalten hatte, und fragte ihn dann, wie ihm alles vorgekommen sei. „Gerade wie ein Traum,“ sagte er.

„Siehst du, ich habe die Wahrheit gesagt, erwiederte die Frau. Aber noch ist's auch nicht zu Ende. Siehst du, da ist ein Fleischstock. Lege dich darauf, und wenn sie wieder kommen und wollen dich weggehn machen, so geh nicht. Sie werden dich zu Brat hacken, aber das macht alles nichts; es wird nur sein wie ein Traum und wenn du brav aushaltest, so werde ich wieder kommen und dich herstellen.

Der Soldat legte sich bereitwillig auf den Fleischstock, versprach ihr in allem zu folgen und sie ging wieder fort. Alsbald schritten die drei Geister zur Thüre herein, jeder hatte ein Fleischbeil unter dem Arm, und machten sich an den Fleischstock: „Herab da, oder wir fangen an zu hacken." Der Soldat that wie ein Todter und blieb liegen. „Jetzt sagen wir's zum letztenmal, geh herab, oder wir hacken." Der Soldat rührte sich wieder nicht und augenblicklich huben die drei an, ihre Beile zu schwingen, und schwangen sie so lustig, daß man dazu hätte tanzen können. Sie hackten den Kerl zum feinsten Brat; als sie ihre Arbeit fertig hatten, gingen sie wieder, woher sie gekommen waren.

Augenblicklich erschien die Frau, trat an den Hackstock, wischte alles in ihre Schürze und trug es zu dem Kübel. Kaum hatte sie das Brat hineingeleert, so stand der Soldat ganz und unversehrt darinnen. Er mußte sich wundern über das, was mit ihm vorgegangen war und es kam ihm gerade vor, als ob er geträumt hätte. Sie lobte ihn, daß er so unerschütterlich ausgehalten habe und redete ihm auf's neue zu: „Noch sind wir nicht ganz fertig. Du mußt noch etwas aushalten und das ist das ärgste. Setze dich da auf den Heerd und gehe nicht fort; mögen sie thun, was sie wollen. Sie werden sagen, du sollst mit ihnen geh'n, aber bleib du nur sitzen und geh ja keinen Schritt. Dann werden sie drohen, dich zu verbrennen und werden dir vorstellen, daß du das nimmermehr aushalten könnest. Geh du aber nicht fort, und laß dich nur verbrennen. Alles wird sein wie ein Traum, und wenn es vorbei ist, will ich wieder kommen und dich herstellen."

Der Soldat stieg aus dem Kübel, setzte sich auf den Heerd und versprach, um alle Welt ja nicht von seinem Platze zu gehn. Die Frau ging fort, und es dauerte nicht lange, so kamen die drei wieder zur Thüre herein. Sie machten sich an den Heerd und redeten dem Burschen zu, er solle die Dummheiten lassen und mit ihnen gehn. Der Soldat that, als ob er nichts hörte. Jetzt fiengen sie an, das Aergere vorzukehren. „Warte nur, wenn du nicht gehst, so wollen wir dich schon auszahlen. Sogleich machen wir ein Feuer an und werfen dich hinein, daß du zu Pulver verbrennst, so lange die Welt steht.“ Der Soldat hörte wieder nichts, und die drei schritten an das Werk. Sie gingen fort und trugen Holz zuweg, und häuften es auf dem Heerde auf. Dann machten sie Feuer an, und als der ganze Haufe lustig empor loderte, faßten sie den Soldaten und hielten ihn in die Flammen hinein. Weil er sich aber noch nicht entschloß, mit ihnen zu gehen, so schmissen sie ihn mitten in das Feuer hinein und ließen ihn braten und brennen, bis er zu lautrer Asche zusammengebrannt war. Dann ließen sie alles liegen und stehn und gingen wieder fort. Sogleich kam die Frau zur Thüre herein, trat an den Heerd, kehrte die Asche fleißig in ihre Schürze und trug sie zu dem Kübel. Kaum hatte sie dieselbe hineingeleert, so stand der Soldat ganz und unversehrt darinnen. Es kam ihm wieder vor, als ob er von einem Traum erwachte, und er athmete recht leicht auf, weil die schwere Probe einmal zu Ende war. Die Frau redete ihn an und sagte: „Du hast nun alles ausgehalten, aber ganz fertig sind wir noch nicht. Du kannst jetzt indessen vorausgehen, ich muß noch ein wenig warten. Geh nur den Weg da hinüber durch den Wald bis du zu

dem kleinen Häuslein kommst. Vor diesem warte auf mich, aber geh ja nicht hinein und nimm nichts ab, mag man dir anbiethen, was man immer will. Auch gib recht acht, daß du nicht einschlafest, denn es könnte sonst nicht gut ausgehen. Ich werde bald nachkommen und dann wollen wir den Weg miteinander fortsetzen."

Der Soldat versprach ihr fleißig zu folgen und schlug den Weg ein, den sie ihm angezeigt hatte. In kurzer Zeit kam er zu dem Häuschen und dachte sich: „Da muß ich jetzt warten." Er setzte sich auf die Bank vor dem Hause und schaute immer gegen das Schloß hinüber, ob denn die Frau nicht bald nachkomme. Während er so verloren dreinschaute, kam ein altes Weib aus dem Hause, trat vor ihn und sagte, ob er vielleicht müde sei und etwas zu trinken möge. „Nein, sagte er, müde bin ich nicht, und mag auch nichts zu trinken, nur auf Jemand warten soll ich da." „O, erwiederte die Alte, ein bischen Milch geht schon doch," und sogleich ging sie in das Haus und brachte eine Schüssel schöne, rahmige Milch. „Da, sagte sie, trinkt einmal. Weiß Gott, wie weit ihr noch gehn müßt und dann seid ihr froh etwas im Magen zu haben." Der Soldat sah die schöne Milch, und weil er einen großen Durst hatte, dachte er sich: „Was wird denn dahinter sein, wenn ich die Milch trinke. Ich brauche es der Frau nicht zu sagen, und wenn ihr gar so daran gelegen wäre, sollte sie einmal herkommen." Er dankte der Alten, nahm die Schüssel und schlürfte die Milch bis auf den letzten Tropfen aus. Kaum hatte er die Schüssel zurückgegeben, so fühlte er eine ungemeine Schläfrigkeit, ließ alsbald den Kopf sinken und schlief ein. Die Alte hatte nämlich Schlafpulver in die Milch gethan uud freute sich jetzt

recht herzlich, als der Bursche anfieng zu schnarchen, daß man es das ganze Haus aus hörte. So schlief er lange Zeit und wußte um nichts, was neben ihm vorging. Als er aufwachte, fiel ihm sogleich ein, warum ihn die Frau mochte gewarnt haben, in diesem Hause etwas zu nehmen. Er bekam eine gewaltige Reue, weil er ihr nicht gefolgt hatte und war über die alte Hexe nicht wenig erzürnt. Länger vor dem Hause warten wollte er nicht, denn er dachte, die Frau ist doch lange schon vorbei und wenn ich länger bleibe, so thut mir die Hexe noch einen Tuck an. Er ging also langsam weiter und dachte unterwegs immer darüber nach, wie thöricht er gewesen sei, daß er der Frau nicht gehorcht habe. Sie hatte ihm ja einen großen Lohn versprochen, jetzt aber war sie fort, und er wußte nicht, wohin er ihr nachfolgen sollte. Während er so in trüben Gedanken dahinschritt, begegnete ihm ein kleines, nettes Hündchen, das hüpfte lustig an ihm hinauf, als ob sie alte Bekannte wären und ließ sich nicht abhalten, mit ihm zu gehen. Er nahm es denn als neuen Kameraden mit sich, und machte allerlei Spaß damit, um sich die Zeit und die Sorgen zu vertreiben. Von ungefähr fuhr er einmal in den Sack, da griff er ein Stück Papier, wunderte sich, was das zu bedeuten habe und zog es heraus. Richtig war etwas darauf geschrieben, und was denn? Es hieß: „Wenn du in die Hauptstadt kommst, so frage, wo der Weg nach Neuholland gehe.“ Er merkte wohl, daß ihm der Brief während des Schlafes mußte in die Tasche gesteckt worden sein, griff daher sogleich noch einmal hinab, um zu sehen, ob denn der Brief allein hineingerathen sei. Auf den ersten Griff zog er eine Bürste heraus und schaute sie von allen Seiten an,

ob es denn bloß eine gewöhnliche Bürste sei. Er fand nichts besonderes daran, ward aufs neue unwillig und dachte: „Da hast du einen schönen Lohn für dein langes Bethen und Alleinsein.“ Während er so dachte, strich er sie über die Hand, um zu versuchen, ob sie doch fein sei. Aber was machte er da für Augen, als nach den ersten Strichen fünf funkelneue Dukaten der Reihe nach auf der Hand lagen. Da kriegten seine Gedanken auf einmal ein lustigeres Aussehen, er steckte die Dukaten freudig zu sich. Dann strich er noch einmal, und richtig lagen wieder fünf Dukaten da.

Noch einmal und wieder fünf. Wieder einmal und noch fünf. „Jetzt kann's ja nimmer fehlen,“ jauchzte er auf, steckte Geld und Bürste zu sich und ging seinen Weg weiter. Es dauerte nimmer lange, da sah er in nicht gar weiter Ferne Thurmknöpfe und Kuppeldächer glänzen, und er zweifelte keinen Augenblick, daß dies die Hauptstadt sei. Er marschierte jetzt aus Leibeskräften darauf los, denn es war ihm darum zu thun, ein Wirthshaus zu erreichen und von seinen Dukaten Gebrauch zu machen. Das Hündlein bellte lustig voraus und in kurzer Frist waren sie in der Stadt. Da fragte nun der Soldat die ersten, die ihm begegneten, wo denn in dieser Stadt das beste und nobelste Wirthshaus sei. Sie zeigten es ihm und er ging in seinem alten militärischen Rocke hinein. Da schenkten sie ihm nicht viel Aufmerksamkeit, weil sie glaubten, wer einen so schlechten Rock trage, könne auch nicht gut bei Cassa sein. Er schaffte nun für sich und das Hündlein ein vornehmes Essen an und verlangte dann, man solle ihm das schönste Zimmer zurecht richten. Die Kellnerin sagte: „Zu essen

will ich dir bringen, aber das schönste Zimmer brauchen wir für noblere Leute als du bist." Er gab aber nicht nach, sie mochte Ausreden bringen oder es ihm geradezu abschlagen. Da ging die Kellnerin zum Wirth und sagte ihm, daß ein zerlumpter Soldat das vornehmste Zimmer wolle, was sie da thun solle. „Sage nur, das Zimmer wollest du ihm schon geben, begehre aber einen tüchtigen Haufen Geld dafür. Weiß Gott, wer er ist, vielleicht zahlt er eben so gut, wie ein anderer." Die Kellnerin kam in die Wirthsstube zurück und richtete dem Soldaten aus, daß ihm der Wirth das vornehmste Zimmer schon geben wolle, wenn er bezahlen wolle, so viel als sie begehre." „Und wieviel ist das?" fragte der Soldat. Da begehrte die Kellnerin eine unverschämte Summe, und meinte, jetzt werde der zaggelte Gast schon nachgeben. Er that aber, als ob ihn das gar nicht viel dünke, verlangte aber, sie solle den Wirth holen. Sie that es, und als der Wirth kam, so zog der Soldat seine Bürste heraus, strich sie über die Hand und zählte fünf Dukaten herab. „Da, sagte er, hast du ein bischen Capari, damit du siehst, daß ich ein ordentlicher Zahler sei. Der Wirth war sehr erfreut über diesen Gast und sagte zur Kellnerin: „Siehst du, daß ich recht gehabt habe. Man kann den Leuten nicht immer am Rocke ansehen, wer sie sind. Das nächstemal laß dir das gesagt sein, und besinne dich ein bischen, ehe du einem etwas abschlägst." Der Soldat ließ sich nun wohl sein, vergaß aber dabei nicht, was auf seinem Zettel stand. Während er mit dem Wirthe plauderte, ließ er daher auch die Frage fallen, ob er nicht wisse, wo der Weg nach Neuholland gehe? „O ja, sagte der Wirth, den Weg weiß ich

wohl, aber du wirst ihn doch nicht selbst machen wollen." „Warum denn nicht?" fragte der Soldat. „Ja wohl? Es kommt ja doch niemand hinüber über die drei Gewässer, die dazwischen liegen. Denn man muß sich von hier bis zur ersten Insel und von dieser bis zur zweiten und von dort bis zur dritten von drei Riesen führen lassen, die keinen lebendig ans Land bringen, sondern jeden auffressen, der sich ihnen anvertraut." Der Soldat nahm das zu Herzen, ließ sich aber doch nicht abschrecken, weiter an die Fahrt zu denken.

Da ging er einmal zu dem Hafen hinaus, schaute hin über das weite Meer und dachte an die Fahrt, die er unternehmen sollte. Da sah er auf einmal nicht weit von sich am Ufer einen Löwen, welcher ruhig da lag und auf jemanden zu warten schien. Eine Tatze streckte er weit hinaus und schaute sie von Zeit zu Zeit mit trauriger Miene an. Der Soldat bemerkte, daß er in der Tatze einen Werchnagel stecken hatte und hatte großes Mitleid mit dem Thiere. Das Hündlein, das der Soldat immer bei sich hatte, lief sogleich hin und beleckte die durchstochene Tatze. Der Löwe ließ es gerne geschehen und bald bekam auch der Soldat mehr Courage und ging näher hinzu. „Wenn du mir nichts zu Leid thätest, wollte ich dir den Nagel gerne herausziehen, sagte er zum Löwen. Allein ich fürchte, du könntest mir den Weltlohn geben und das Mitleid schlecht bezahlen." Da reichte der Löwe, als ob er diese Rede verstanden hätte, die verwundete Bratze dem Soldaten dar, und hielt den Kopf ein wenig krumm, gerade so, als ob er ihn bitten wollte. Der Soldat faßte ein Herz, faßte die dargebotene Bratze und zog den Nagel mit großer Leichtigkeit heraus.

Da machte der Löwe auf einmal ein ganz anderes Gesicht, stand auf und verneigte sich dankbar vor seinem Wohlthäter. Der Soldat kehrte um, und wollte wieder in das Wirthshaus gehen. Der Löwe aber folgte ihm nach und ließ sich nicht zurückhalten. Dem Soldaten war seine Begleitung auch gar nicht zuwider und er dachte, Geld hab ich genug, warum soll ich das arme Thier nicht bei mir behalten und seinen Hunger stillen? Weiß Gott, ob es nicht einmal dankbar sein wird." Als er in das Wirthshaus kam und den Löwen mit sich führte, da kriegten die Leute einen gewaltigen Schrecken und wollten das Thier nicht hereinlassen. Da erzählte der Soldat, wie er zu dem Löwen gekommen sei und versprach ordentlich zu zahlen, wenn er ihn in seinem Zimmer behalten dürfe. Der Wirth wollte lange nicht ja sagen und wollte noch immer das Thier zurückscheuchen. Es ließ sich aber nicht abhalten, ging seinem Herrn nach, und Hund und Löwe wohnten nun mit dem Soldaten in Einem Zimmer. Da trug es sich zu, daß Jemand einbrach und dem Soldaten sein Geld rauben wollte. Der Löwe aber verstand keinen Spaß, fiel über den Spitzbuben her und zerriß ihn zu kleinen Fetzen. Die Leute hörten den Lärm und liefen alle in das Zimmer. Da sahen sie nun, was der Löwe für ein treues Thier war, und verlangten nimmermehr, daß man ihn aus dem Haus jagen sollte.

Als drei Tage um waren, so fragte der Soldat um Schuldigkeit und zahlte noch weit mehr, als der Wirth begehrte, obwohl das auch nicht wenig war. Als er gezahlt hatte, sagte er, daß es jetzt sein voller Ernst sei, nach Neuholland zu reisen, der Wirth solle ihm nur

genau ansagen, wie er hinkommen könne. „Ja wenn du halt gerade hin sein willst, sagte der Wirth, dann will ich dir wohl sagen, wie du es anfangen mußt. Ich habe eine Fahne, die man schwingen muß, wenn man will, daß der Riese von der Insel da drüben herkommen und einen überführen solle. Diese Fahne schwingt man auch dann, wenn man den zweiten und dritten Riesen herbeilocken will, daß sie einen abholen. Aber ich denke, wenn dich der erste geholt hat, so ist es genug und du ersparst dir auf den zwei Inseln das Fahnlschwingen." Der Soldat merkte sich alles fleißig, ließ aber die furchtsamen Ermahnungen zum einen Ohr hinein und zum andern heraus.

Am andern Tage lieh er von dem Wirth die Fahne und ging damit hinab zu dem Hafen. Da schwang er sie drei-, viermal hoch in der Luft und alsogleich sah er, daß sich jenseits des Meeres ein Segel regte und gegen ihn herüberfuhr. Inzwischen ging er noch hinauf in das Wirthshaus, nahm eine kleine Wegzehrung und handelte dem Wirth die Fahne ab, damit er auch auf der ersten und zweiten Insel damit Zeichen geben könnte.

Als er zum Hafen zurückkam, war das Schiff schon da und darauf saß ein ungeheurer Riese, der ihn zu sich herankommen hieß. Der Soldat wollte die zwei Thiere vorausgehen machen, der Riese aber sagte: „Den Löwen lasse ich nicht mit, und eher mußt auch du dableiben." Der Soldat bath eine Zeit lang, als aber der Riese nicht nachgab, setzte er sich mit dem Hündchen allein ins Schiff und hieß abfahren. Der Riese nahm eine gewaltige Stange, stemmte sie an den Grund und alsobald flog das Schiff ein gutes Stück hinein in das Meer.

Da konnte es auch der Löwe nimmer aushalten, hüpfte mit einem frischen Satz in das Wasser, schwamm seinem Herrn nach und als er das Schiff erreichte, sprang er lustig hinein. Der Riese konnte nun nichts mehr machen, denn über das Vieh herzufallen getraute er sich doch nicht recht, weil er nicht wußte, wer dabei den Kürzeren ziehen würde. Er fuhr nun rüstig vorwärts und in kurzer Zeit erreichten sie das Ufer der Insel. Vor dem Aussteigen fragte der Soldat den Schiffer um die Schuldigkeit. „O die Schuldigkeit ist klein," bekam er zur Antwort. „Ich zerreiße dich und dann ist alles bezahlt." Kaum hatte er das gesagt, so sprang der Löwe ihm aufs Genick, rannte ihn um und zerriß ihn zu kleinen Fetzen. Der Soldat war froh, den unehren Schiffsmann loszusein, stieg wohlgemuth aus dem Schiffe und durchwanderte mit seinen Thieren die Insel der ganzen Breite nach.

Als er am andern Ufer ankam, schwang er wieder seine Fahne, da regte sich augenblicklich ein Segel jenseits des Meeres und ein Riese kam mit einem geräumigen Schiffe angefahren. „Willst du mich für Geld und gute Worte nicht hinüberführen?" fragte der Soldat. „O ja, antwortete der Riese, aber den Löwen mußt du zurücklassen." Der Soldat weigerte sich nicht lange, und ließ den Löwen zurück und setzte sich mit dem Hündlein ins Schiff. Sie fuhren ab und bald hüpfte der Löwe ins Wasser, schwamm dem Schiffe nach und sprang hinein. Der Riese schien sich jetzt nichts mehr daraus zu machen, ließ den Löwen darin und fuhr weiter. Als sie ans Ufer kamen, fragte der Soldat: „Was Schuldigkeit." „„O Schuldigkeit ganz wenig. Ist schon lange Zeit, daß der andere keinen herübergelassen hat. Komm

nur, ich will dich zerreißen.“ Das war noch nicht völlig gesagt, da hieng ihm schon der Löwe an dem Rücken, rannte ihn um und zerriß ihn zu kleinen Fetzen.

Nun stieg der Soldat aus, durchwanderte mit seinen Thieren die ganze Insel der Breite nach und kam an das andere Ufer. Hier schwang er wieder seine Fahne und alsogleich regte sich ein Segel jenseits des Meeres. Auf einem geräumigen Schiffe kam ein Riese angefahren, der so wild drein schaute, daß der Soldat etwas wilderes sein Lebtag nicht gesehen hatte. Da waren die andern zwei noch nichts gewesen gegen diesen Kameraden. Er vertraute aber auf seinen Löwen und fragte ruhig: „Wie ists, kann man überfahren?“ „Ueberfahrt genug, war die Antwort, aber den Löwen mußt du zurücklassen.“ Der Soldat widersprach nicht lange, setzte sich mit dem Hunde ein und ließ abfahren. Sie waren ein kleines Stück vom Lande, da hüpfte der Löwe ins Wasser, schwamm dem Schiffe nach und sprang hinein. Der Riese machte nur ein noch wilderes Gesicht, sagte aber nichts mehr und ließ die Bestie mitfahren. Als sie ans Ufer kamen, fragte der Soldat: „Nun, was Schuldigkeit?“ „O die Schuldigkeit ist bald. Ich denke es schon fast nimmer, daß mir die andern zwei einen herübergelassen haben. Drum komm nur her, ich will dich zerreißen.“ Kaum hatte er das gesagt, da sprang der Löwe wüthend auf, packte ihn beim Kragen und riß ihn zu kleinen Fetzen. Der Soldat war über die Maßen froh, daß endlich auch der letzte den Garaus gekriegt hatte und es wunderte ihn sehr, wie etwa das Neuholland ausschauen würde. Er stieg darum schnell aus dem Schiffe und ging mit seinen Thieren rüstig landeinwärts.

Er ging einige Tage vorwärts und kam endlich zu einer Schäferhütte. Da war ein Schäfer, der für den König und die benachbarte Stadt viel zu hüten hatte. Der Soldat kehrte ein, redete allerlei mit dem Schäfer und fragte ihn, ob er nicht noch einen Hirten brauche. „Nein, sagte der Schäfer, wo ich beim Hüthen Gehilfen brauchen kann, da habe ich ihrer schon genug und an einem Ort muß ich doch immer selbst sein, weil ich es dort einem Fremden nicht anvertrauen kann. Zudem ist mein eigentliches Handwerk die Schneiderei und das kann ich beim Hüthen neben her treiben, so daß ich nicht einen andern bezahlen muß, damit ich selber zu Hause bleiben könne.“ „Vom Bezahlen ist ja keine Rede, fiel ihm der Soldat ins Wort, ich hüthe ja nur, weil ich eine Freude damit habe, nicht damit ich einen Lohn verdiene. Laß du mich mit der Heerde fahren und ich will dir mein Kostgeld allmonatlich blank ausbezahlen. Schau, da hast du ein Bischen Capari.“ Hiemit fuhr er in den Sack und zog fünf blanke Dukaten heraus. Da bekam der Schneider Respekt und sagte ihm alsogleich, daß er als Hirte dableiben dürfe. „Du mußt dir aber etwas merken und es fleißig befolgen, sonst könnte es uns Beiden nicht gut gehen.“ „Und was das?“ fragte der Soldat. „Passe nur auf. Ober dem Walde, in welchem du hüthen darfst, sind drei Almen übereinander, jede Alm gehört einem Riesen. Die drei Riesen sind aber so wilde Kerle, daß sie alles aufgrasen, was auf ihren Boden kommt, und wenn du ein Stück Vieh hineinlassest in eine solche Alm, so ist es sicher hin. Gib also Acht, damit nichts hineinkomme, sonst könnte ich dich nimmer brauchen.“ Der Soldat versprach fleißig

Acht zu geben und wurde als Hirt angenommen. Er fuhr alle Tage mit seiner Heerde und mit den zwei Thieren, die er mitgebracht hatte, hinaus in den Wald und hatte die besten Zeiten, weil das Hündlein anstatt seiner hüthete und er nur mitzugehn brauchte, damit es besser herauskäme. Das Hündlein machte aber seine Sache so fleißig, daß nie ein Stück verloren ging, und der Soldat, der die andern Hirten gern fort hatte, sagte einstmals zum Schneider: „Du kannst die andern Gehilfen jetzt gehen lassen, ich will alles allein thun, und wenn dabei etwas verloren gehn sollte, so kannst du mich drum hernehmen." Der Schneider ließ sich das nicht zweimal sagen, weil er wußte, daß der Soldat Geld genug habe und daher wohl ersetzen könne, was etwa zu Grunde ginge. Er gab den übrigen Hirten ihren Abschied und der Soldat mit seinem Hündlein hüthete jetzt die ganze Heerde allein. Da kam ihm eines Tages die Lust in die verbothenen Almen hinaufzugehn und er stand lange Zeit an der Markung, ohne recht zu wissen, ob er es wagen sollte oder nicht. Der Löwe merkte, was er wollte, und ging voraus hinein. Der Soldat aber getraute sich noch immer nicht nach und dachte sich: Ich will einmal sehen, wie es dir geht. Du erwehrest dich leichter als unser Einer. Während er so dachte, sah er einen ungeheuern Riesen, der auf den Löwen losmarschirte und schon wohlgefällig die großmächtigen Hände rieb, als ob es jetzt an einem guten Schmaus nimmer fehlen könnte. Der Löwe aber schaute ihn fest an, und als der große Kerl schon ganz nahe war, sprang er auf ihn los, packte ihn bei der Kehle und zerriß ihn, daß es ein Grausen war. Da getraute sich auch der

Soldat hinein, schnitt dem Leichnam die Zunge heraus, und steckte sie in seine Hirtentasche. Das Uebrige ließ er liegen und wollte wieder umkehren. Der Löwe aber ging weiter und deutete ihm mit dem Kopfe, er solle auch mitgehen. Er folgte dem braven Thier und ging mit. Da kamen sie zu einem großmächtigen Schloß, darin waren ganze Haufen von Kostbarkeiten und allerlei Zeug, das der Riese zusammengeraubt hatte. Das freute den Soldaten über die Maaßen und er wünschte nur, daß der Löwe mit den andern zwei Riesen einen ebenso kurzen Prozeß mache, wie ihrem Kameraden. Nachdem er alles genug angeschaut hatte, ging er mit dem Löwen wieder zurück, um zu sehen, ob der Heerde indeß nichts widerfahren sei. Als sie in den Wald kamen, und der Soldat die Stücke zusammenzählte, fand er, daß das Hündlein ordentlich geschützt habe und kein einziges Stück fehle. Er fuhr heim, sagte aber weder dem Schneider, noch sonst Jemandem ein Wörtchen von der Erlegung des Riesen und dem Entdecken des Schlosses.

Am andern Tage, als er die Heerde in den Wald getrieben hatte, ließ er wieder das Hündlein Wache halten und ging hinein zu dem Schlosse. Der Löwe aber ging noch weiter und kam ein Stück hinein in die zweite Alm. Der Soldat schaute ihm nach, denn es wunderte ihn, ob nicht auch der zweite Riese Lust bekäme, das Thier aufzufressen. Richtig kam bald ein ungeheuerer Joch auf den Löwen losmarschirt und rieb wohlgefällig die Hände. Der Löwe aber rannte ihn an, ehe er sich's versah und zerriß ihn, daß es ein Grausen war. Nun getraute sich auch der Soldat hinzu, schnitt die Zunge aus dem

Leichnam und steckte sie in seine Hirtentasche. Dann führte ihn der Löwe noch weiter und sie kamen zu einem herrlichen Schlosse, in welchem so viele Schätze aufgehäuft lagen, daß man Jahr und Tag Arbeit gehabt hätte, alles genau anzuschauen. Nun gingen sie zurück, und das Hündlein hatte inzwischen fleißig gehüthet, so daß kein Stück fehlte. Nun blies der Soldat die Heerde zusammen und fuhr heim.

Beim Nachtessen sagte er zum Schneider: „Morgen muß ich schon ein wenig früher fahren, denn ich will die Heerde doch einmal ein wenig weiter treiben, als ich bisher gethan habe.“ Dies sagte er zum Schneider, eigentlich aber wollte er deßwegen früher auf dem Wege sein, damit er mit dem Löwen in die dritte Alm gehen und auch dem letzten Riesen den Rest geben könnte. Der Schneider wollte von dem Weitertreiben nicht gerne hören und sagte: „Bleib du nur am alten Ort, du könntest leicht gar zu weit fahren; wenn etwas hin wäre, müßtest du es halt zahlen.“ „Zahlen will ich alles, was hin ist,“ rief der Soldat und ließ sich in seinem Vorhaben nicht irre machen.

Am andern Tage war er schon in aller Frühe auf und fuhr hinaus in die erste Alm. Da ließ er die Heerde mit dem Hündlein zurück und ging mit dem Löwen hinein in die zweite. Bei dem Schlosse blieb er stehen und schaute dem Löwen nach, der über die Grenze in die dritte hinüberging. Es dauerte nicht lange, da kam ein Riese, der hatte schon graue Haare, und der Soldat sah es ihm sogleich an, daß er unter allen dreien der älteste sein müsse. „O mein liebes Mannl, dachte er sich, du wärst wohl auch gescheidter in deinem Schlosse

geblieben und hättest die alten Tage besser gespart.“ — Während er so dachte, hatte der Löwe den alten Kerl schon auf den Boden gebracht und zerriß ihn so jämmerlich, daß selbst der Soldat anfieng, Grausen und Mitleid zu spüren. Als aber der Riese gar keinen Zappler mehr that, so ging dieser hinein, schnitt die Zunge aus dem Leichnam und steckte sie zu den zwei andern in die Hirtentasche. Dann folgte er dem Löwen, der ihm weiterzugehen winkte, und sie kamen in ein Schloß, welches noch weit herrlicher war, als die andern zwei, und worin so viele und so schöne Kostbarkeiten aufgehäuft lagen, daß dagegen alles ein Pfifferling war, was der Soldat bisher gesehen hatte. Weiß man wohl, daß der älteste Riese auch mehr wird zusammengebracht haben, als die andern zwei, welche in ihren jungen Jahren in's Gras beißen mußten. Als der Soldat alles ein bischen angeschaut hatte, kehrte er wieder um und kam in die erste Alm. Als er sah, daß das Hündlein fleißig gehüthet hatte und kein Stück mangelte, da blies er die Heerde zusammen und fuhr heim. Von nun an ließ er sein Vieh immer in die Almen, sagte aber keinem Menschen etwas davon. Alle Leute staunten, wie schleunig das Vieh jetzt zunahm und sie hätten gern gewußt, was etwa der neue Hirt für ein Mensch sei. Sie fragten daher den Schneider; der wußte ihnen aber nichts anders zu sagen, als daß er ein landfremder Mensch sei, der immer Geld genug habe und nie ein saures Gesicht mache.

Zwei Jahre hüthete der Soldat bei dem Schneider und war in allen Stücken so brav, daß ihn sein Herr immer gerne bei sich behalten hätte. Da kam eines

Tages die Kunde, daß in der Residenz ein Ringelreiten ausgeschrieben sei und daß derjenige, der im Vorbeireiten das erste Ringlein herabstäche, die erste, und wer das zweite herabstäche, die zweite Tochter des Königs zur Gemahlin bekommen sollte. Der Soldat hörte auch von dem Ringelreiten und weil er das Reiten beim Militär von Grund aus gelernt hatte, bekam er große Lust, als Mitwerber sich einzufinden. Er fragte den Schneider, ob er nicht zu der Feierlichkeit in die Residenz gehen dürfe, denn er habe so etwas sein Lebetag nicht gesehen und möchte doch gern zuschauen. Der Schneider aber schlug es ihm ab und sagte: „Ich will selbst in die Stadt gehen und das Ringelreiten ansehen, daher kann ich dich beim Hüthen nicht ablösen und du mußt dich schon bequemen, an diesem Tage selber auf die Heerde zu schauen." Der Soldat schwieg still, dachte aber: „Hüthen wird schon mein Hündlein, deßwegen kann ich hineingehen. Wenn ich aber nur ein Pferd hätte, damit ich auch mitreiten könnte, das bloße Zuschauen ist doch gar zu langweilig." Mit diesem Gedanken ging er immer herum, wußte sich aber lange nicht zu helfen. Der bestimmte Tag kam heran, und er trieb in aller Frühe seine Heerde hinaus. Als er zu den Almen kam, fiel ihm auf einmal sein Löwe ein, er lockte ihm und fragte:

„Treuer Löwe, könntest beim Ringelreiten nicht du mich tragen?" Auf diese Frage hub der Löwe an zu reden und antwortete: „Du hättest mich nur früher um etwas fragen sollen und ich hätte dir oft guten Rath geben können. Frage nur so oft dir etwas auf dem Herzen liegt, und ich will dir allemal Auskunft geben. Jetzt aber geh in das erste Riesenschloß und hole dort

für dich Speer und Harnisch und für mich Zaum und Sattel. Bin ich gezäumt und gesattelt, so werde ich als Pferd vor dir stehen und dich zum Ringelreiten tragen. Du wirst zwar Sieger sein, und kein einziger außer dir wird Einen von den zwei aufgesteckten Ringen bekommen. Aber ich befehle dir, sobald als möglich wieder fortzureiten und dich beileibe nicht als Bräutigam anzubiethen." Der Soldat freute sich über diese Antwort, versprach in allem fleißig zu folgen und ging sogleich in das Riesenschloß. Bald kam er mit Speer und Harnisch zurück, trug Zaum und Sattel in der linken Hand und legte es dem Löwen an. Im nämlichen Augenblicke hatte er anstatt des Löwen das allerschönste Roß vor sich, schwang sich auf und ritt, wie der Wind, von dannen. Als er in der Residenz ankam, hieß es, alle Ritter seien schon geritten, aber kein einziger habe ein Ringlein herabgestochen. Da ritt er auf den Kampfplatz und alles schaute auf ihn, weil er der schönste von allen Rittern war. Er spornte das Pferd, kam im Flug an das Ziel, stach ein Ringlein herab und es entstand ein großes Freudengeschrei, als man sah, daß der schönste Ritter ein Ringlein herabstochen habe. Während die Leute jubelten, war aber der Sieger schon wieder auf und davon und kein Mensch wußte, wo er hingekommen sei.

Der Soldat ritt in die Alm zurück, legte wieder seine Kleider an, zog dem Pferde Sattel und Zaum ab, und alsogleich stand der Löwe wieder vor ihm. Abends fuhr er heim, that als ob er gar nichts wüßte und ließ den Schneider, der inzwischen auch zurückgekommen war, vom Ringelreiten erzählen. Der Schneider berichtete ihm alles genau, daß zuerst keiner ein Ringlein herabgebracht habe,

daß aber zuletzt ein wunderschöner Ritter gekommen sei, dieser habe flink ein Ringlein herabgestochen, sei aber schleunig davon geritten und niemand wisse, wohin. In drei Tagen sei wieder ein Ringelreiten und Jedermann sei gespannt, ob der schöne Ritter wieder erscheine. Der Soldat stellte sich über das Alles verwundert, und bat den Schneider, das nächste Mal solle er doch ihn zur Feierlichkeit gehen lassen, damit er auch einmal den schönen Ritter sehe. „Ach was, schnarrte der Schneider, du kannst dich mit deinen schmutzigen Kleidern in der Residenz ja nicht sehen lassen.“ Der Soldat gab sich zufrieden, ging am bestimmten Tage wieder zu seinem Löwen und fragte ihn, wie er es diesmal anfangen müsse. Der Löwe sagte: „Heute nimmst du den Speer, Harnisch, Zaum und Sattelzeug vom zweiten Schlosse, aber alles von Silber. Habe ich Zaum und Sattel an, so werde ich wieder zum Pferde. Du reitest dann auf mir hinein und wirst gewinnen. Aber biethe dich beileibe nicht als Bräutigam an, sondern reite schleunig davon.“ Der Soldat ging in das Schloß, kam bald im silbernen Harnisch und brachte Speer, Zaum und Sattelzeug mit sich. Kaum hatte er den Löwen gezäumt und gesattelt, so hatte er das schönste Roß vor sich stehen, schwang sich auf, und ritt im Fluge hinein. Als er auf dem Kampfplatze ankam, waren alle schon geritten, aber keiner hatte ein Ringlein gewonnen. Da freuten sich die Leute, als sie den schönen Ritter sahen und jauchzten laut auf, als er, wie der Wind, an das Ziel flog und ein Ringlein herabstach. Er wollte nun davonreiten und bemerkte, daß der Kampfplatz mit einer Wand umgeben sei. Aber das erschreckte ihn nicht, er gab dem Rosse die Sporn und es sprang mit ihm in

einem lustigen Satze über die Mauer hinaus. Die Leute schauten ihm nach, aber da war er schon im Walde verschwunden und kein Mensch wußte, wo er etwa zu suchen sei. Als er in die Alm kam, zog er sein Schäferkleid wieder an, nahm dem Rosse Zaum und Sattelzeug ab und der Löwe bekam augenblicklich seine erste Gestalt.

Beim Abendessen ließ er sich wieder vom Schneider alles erzählen, als ob er gar nicht dabei gewesen wäre, und erfragte auch, daß bald wieder ein Ringelreiten sein werde. Am bestimmten Tage, als er mit seiner Heerde hinausgefahren war, fragte er den Löwen, wie er es dieses Mal anstellen müsse. Der Löwe sagte: „Du nimmst jetzt Speer, Harnisch, Zaum und Sattelzeug von dem dritten Schlosse und alles von Gold. Du wirst heute wieder das Ringlein herabstechen, aber mit dem Davonreiten mußt du dich dies Mal in Acht nehmen. Der König hat dießmal den Platz nicht nur eingewändet, sondern Militär aufgestellt, damit es auf dich feuere, wenn du fort willst. Ich will aber schon einen günstigen Augenblick abwarten und ein Zeichen geben."

Der Soldat ging in das dritte Schloß, kam im goldenen Harnisch zurück und brachte Speer, Zaum und Sattelzeug, alles von Gold. Beim Satteln und Zäumen verwandelte sich der Löwe in ein stattliches Roß, der Soldat schwang sich auf und ritt im Fluge auf den Kampfplatz. Alle Ritter waren schon geritten, aber Keiner hatte ein Ringlein bekommen. Alles freute sich, als der schöne Ritter im goldenen Harnisch erschien und es entstand ein lauter Jubel, als er, wie der Wind, zum Ziele flog und ein Ringlein herabstach. Er gab jetzt nicht auf die Leute Acht, sondern auf das Roß und als

er merkte, daß es gern davonliefe, richtete er sich zum schnellen Ritte zurecht, gab ihm die Sporen und ehe man die Hand umkehrte, trug es ihn mitten durch die Soldaten hinaus. Sie feuerten ihm nach, fehlten aber alles und bis sie wieder geladen hatten, war er schon tief in dem Wald. Kein Mensch wußte, wo er zu suchen sei, und er konnte ungestört wieder seine alten Kleider anziehen und dem Rosse Sattel und Zaum abnehmen. Da hatte er nun wieder seinen alten Löwen vor sich, dankte ihm und fuhr dann wohl bald mit der Heerde heim. —

Beim Abendessen erzählte ihm der Schneider von dem Ritter im goldenen Harnisch und von den aufgestellten Soldaten, die ihm nachfeuerten. Der Soldat that nichts dergleichen, als ob er davon etwas wüßte, und wartete ruhig ab, was da kommen sollte.

Dem König war es über und über zu schlecht, daß er seine Töchter in einem dreimaligen Ringelreiten gar nicht losgebracht hatte und er sann Tag und Nacht darauf, wie etwa der hochgesehene*) Ritter könnte erwischt werden. Er ließ im ganzen Reiche ausschreiben, daß sich alle Ritter bei Hofe stellen sollten, und ebenso alle Fremden, welche bisher ihre Heimath nicht angegeben hätten. Wer diesem Gesetze nicht nachkomme, der müsse es mit dem Tode büssen. Auf diese Weise meinte er den Ritter zu ertappen und so wenigstens für Eine seiner Töchter einen Bräutigam zu kriegen.

Der Schneider hörte auch von diesem Befehle und dachte sich: „Meinen Hirten würde ich halt auch anzeigen

*) hochgesehen, (hoachgsech'n) = übermüthig, stolz.

sollen. Aber was wird es dann wegen dieses Soldaten sein, den wird der König doch nicht sehen wollen." So besann er sich lange, aber endlich bekam doch die Furcht das Uebergewicht und er zeigte ihn an. Da kam sogleich vom König der Befehl, der Fremde solle sich in der Residenz einfinden, und möge er auch ein noch so übles Ansehen haben. Der Soldat ging nun der Stadt zu und der Löwe begleitete ihn. Da fragte der Soldat: „Aber wie muß ich es denn heute machen, damit ich davonkomme?" „Heute wirst du nimmer davon kommen, antwortete der Löwe. Aber ich will mit dir bis vor die Residenz gehen, will dort warten, und wenn du verrathen bist, so komm heraus und frage mich, was du zu thun hast." Das merkte sich der Soldat, ging in die Residenz und ließ den Löwen vor dem Thore zurück. Als er hineinkam, wurde er vor allem gefragt, woher er sei. Er gab seine Heimath ordentlich an und erzählte auch, wie er hieher gekommen sei. Als er damit fertig war, wurden die zwei Prinzessinnen hereingeführt und da meinte die ältere sogleich, sie hätte diesen Menschen schon einmal gesehen. Sie besann sich ein wenig und meinte, es müsse derjenige sein, der die drei Jahre im Schlosse gebethet habe. Um der Sache gewiß zu werden, fragte sie ihn, und er gab sich auch als den rechten zu erkennen. Zum Wahrzeichen zeigte er die Bürste und den Zettel vor und die Prinzessin erkannte sogleich ihre eigene Schrift. Als er nun doch einmal erkannt war, erzählte er auch, daß er der Ritter sei, der alle dreimal gesiegt habe und zeigte die Ringe vor. Die Prinzessin hätte nun schon eine rechte Freude gehabt, allein es wunderte sie, warum er alle dreimale davongeritten sei, ohne sich zu melden und

sie fragte um die Ursache. Da mußte nun der Soldat freilich leere Ausreden suchen, aber darum war er eben nicht verlegen und die Prinzessin ließ sich bald wieder besänftigen. Sie fragte ihn nun auch, woher er die kostbaren Waffen habe und er erzählte von den drei Almen, wo er nicht hätte hüten sollen, wo aber gar nichts Furchtbares anzutreffen sei. Als die Prinzessin ihre Neugier befriediget hatte, erzählte sie ihm, daß sie, während er vor dem Hause schlief, mit ihrer Schwester vorbeigegangen sei. „Der Bruder," sagte sie, „hat zurückbleiben müssen, weil du meinem Befehle ungehorsam gewesen bist und der Alten einen Trunk abgenommen hast. Denn eben diese Alte war unsere Base, welche uns und das Schloß verzaubert hatte, und weil du ihr etwas abgenommen hast, so blieb ihr noch so viel Gewalt, unsern Bruder zurückzubehalten." Nachdem sie ihm das erzählt hatte, forderte sie ihn auf, da zu bleiben und mit ihr Hochzeit zu halten. Er sagte, er sei gern bereit dazu, nur wolle er bis morgen noch Urlaub haben, damit er ein wichtiges Geschäft abthun könne. Die Prinzessin wollte ihn auf so lange Zeit nicht mehr fortlassen und sagte: „Könntest du das Geschäft nicht in kürzerer Zeit abthun und in zwei Stunden wieder kommen." „Nun denn, antwortete der Soldat, ich will sehen, daß ich bald fertig werde und heute noch zurückkomme." Er nahm nun einstweilen Abschied von der Prinzessin und ging vor die Residenz hinaus zu seinem Löwen. Diesem erzählte er alles, was drinnen vor sich gegangen war, und fragte ihn, was jetzt zu thun sei. Der Löwe antwortete: „Ich habe dir nun nichts mehr zu sagen, du hast Alles recht gemacht." Da fragte der Soldat den Löwen weiter: „Aber bevor ich die

Prinzessin heirathe, möchte ich dir doch meinen Dank bezeugen für die vielen Wohlthaten, die du mir erwiesen hast. Denn wenn ich dich nicht gehabt hätte, so wäre ich nicht weit gekommen und die Riesen hätten mich zehnmal aufgefressen.“

„Wenn du mir dankbar sein willst, so schlage mir den Kopf ab,“ antwortete der Löwe. Der Soldat war über diese Antwort nicht wenig erstaunt und sagte: „Das wäre ein schöner Dank, wenn ich meinem größten Wohlthäter den Kopf abschlüge. Für so dumm wirst du mich doch nicht ansehen, begehre nur etwas Anderes.“ Der Löwe aber beharrte darauf und verlangte wieder, er solle ihm den Kopf abschlagen. Als der Soldat sah, daß es voller Ernst sei, so entschloß er sich endlich und sagte es zu. „Aber ich will dir auch sagen, wo und mit welcher Waffe du es thun sollst, sprach der Löwe. Du mußt mir im königlichen Hofe mit demjenigen Schwerte den Kopf abhacken, welches du bei dem letzten Ringelreiten geführt hast.“ Der Soldat versprach auch das und sagte: „Du mußt nur hier ein wenig warten, bis ich erst um Urlaub gebeten und dann das Schwert aus dem Riesenschloße geholt habe. Hierauf ging er hinauf zur Prinzessin und sagte, sie solle ihm noch ein bischen Urlaub geben, denn er müsse zuerst in die Alpe gehen ein Schwert holen, um damit dem Löwen, seinem größten Wohlthäter, den Kopf abzuhacken. Die Prinzessin suchte ihn von diesem Vorhaben abzubringen, als sie aber hörte, daß es der Löwe durchaus nicht anders wolle, da gab sie nach und ließ ihn in die Alpe gehen. Er eilte in das dritte Schloß, holte das Schwert, das er das letztemal getragen hatte, ging dann, als er zurückkam, mit dem Löwen in den

Schloßhof, und haute ihm mit Einem Streiche den Kopf ab. Da stand statt des Löwen auf einmal ein schöner Jüngling vor ihm, that seinen Mund auf und sagte: „Ich bin der Bruder deiner Braut, dessen Zauber nicht gelöst wurde, weil du meiner Schwester nicht gefolgt hast. Dadurch, daß du mir den Kopf abgeschlagen hast, ist der Base, welche uns verhext hatte, der Garaus gemacht worden.“

Sie gingen nun zusammen hinauf in den königlichen Palast, da wurde der Prinz gleich erkannt und es war eine Freude im ganzen Schlosse, daß man sich's nicht vorstellen kann. Der Soldat heirathete die Prinzessin und blieb bei Hofe, der Prinz aber setzte nach dem Tode seines Vaters die Krone auf.

Du fragst nun, was mit den Riesenzungen und dem Hündlein weiter geschehen ist, aber davon kann ich dir nichts sagen. Ich denke, das Hündlein wird mit der Zeit der Schneider gekriegt haben, und die Riesenzungen werden in der königlichen Schatzkammer hinterlegt worden sein.

(Mündlich bei Meran.)

Die Bauerndirne.

In einem Dorfe lebte einmal eine gar arme, aber brave Bauerndirne. Zu dieser kam oft, wenn sie im Stalle war und melkte, eine Krönlnatter und that gar freundlich. Als die Dirne einmal wieder die Kühe melkte, kam die Natter ganz nahe zu ihr und sprach: „Weil du ein braves Mädchen bist und

bisher keine schwere Sünde begangen hast, kannst du mich erlösen. Ich werde in drei Tagen als abscheuliche Schlange wieder kommen und dir dreimal um den Hals kriechen und zuletzt ein goldenes Schlüßelchen in den Mund legen. Du darfst mich aber nicht wegschütteln, denn dann hätte ich umsonst auf dich gehofft.“ — Nach diesen Worten verschwand die Natter in's Gemäuer. Am dritten Tage Abends, als die Dirne allein im Stalle war, kam ein abscheulicher Wurm, der trug ein goldenes Schlüßelein im Maule. Er kroch auf die Dirne zu und an ihr hinauf. Dann schlängelte er sich um ihren Hals. Sie ließ das zweimal geschehen und blieb gefaßt. Doch wie er zum dritten Male um ihren Hals sich schlingen wollte, war die Magd von einem großen Grauen befallen und sie schüttelte den Wurm von sich. Da sprach er: „Du hast mich von dir gestoßen und deßhalb muß ich noch hundert Jahre als Schlange umgehen und leiden. Hättest du mich an deinem Halse gelassen, wäre ich erlöst und du hättest all das Geld bekommen, das ich während meines Lebens aus Geiz vergraben habe.“ — Dann verschwand die Schlange und ließ sich viele Jahre nicht mehr sehen.

(Mündlich aus Tannheim.)

Die seltsame Heirath.

Vor langer Zeit hatte einmal ein Bauer drei Söhne, von denen der ältere ein rechter Lapp war. Man mochte ihm auftragen, was man wollte, alles that er verkehrt. Eines Tages war er ganz

betrübt, denn seine Brüder wollten ihm die Hauswirthschaft nicht überlassen, weil er gar so dumm war; er wußte sich vor Aerger und Verdruß gar nicht zu fassen, und ging in den Wald hinaus, um dort seine Brüder nicht mehr zu sehen. Als er so durch den dichten, dunkeln Forst dahinwanderte, hörte er plötzlich in der Nähe seinen Namen rufen. „He, wer ist etwa das?“ dachte er und ging der Gegend zu, aus der die Stimme zu kommen schien. Er war nicht weit gegangen, so gelangte er zu einem schönen, blauen See und erblickte am Gestade eine Kröte, die ihm immer zurief: „Hansl, Hansl!“ „Was willst du denn?“ fragte Hansl, der ganz erstaunt war. „Nichts sonst,“ antwortete sie. „Ich bin so mutterseelenallein und da möchte ich dich zur Gesellschaft haben.“ Der Hansl hatte Mitleid mit dem armen Thiere, setzte sich auf einen Stein und plauderte die längste Zeit mit der Kröte. Endlich wollte es Abend werden und ein kühler Luft strich schon über das Wasser, da dachte sich Hansl, ich muß doch heim gehen und nahm von der Kröte Abschied. Diese sagte aber: „Komm bald wieder in Heimgart, und dann kannst du verlangen, was du willst, ich werde es dir geben.“ Sie gab ihm auch ein Stäbchen und fuhr fort: „Nimm dieses Stäbchen und wenn du damit in den See hineinschlägst, weiß ich schon, daß du da bist.“ — Nach diesen Worten hüpfte sie in's Wasser, daß es einen lauten Patsch that und der Hansl ging freudig mit seinem Stäbchen nach Hause. In der Nacht konnte er nicht schlafen, denn immer dachte er an die Kröte und das Stäbchen und es wunderte ihn gar sehr, ob wohl das, was die Kröte gesagt, wahr sei. In aller Frühe, als die Hennen noch auf einem Fuße stan-

den und schliefen, stand er schon auf, nahm das Stäbchen und wanderte in den dunkeln Wald hinaus und ging, bis er zum See kam. Und wie er dabei war, schlug er mit dem Stäbchen ins Wasser, daß es weite Wellen schlug, und sogleich hörte er die Kröte fragen: „Hansl, was willst du?“ er antwortete: „Drei Schneuztüchlein.“ Kaum hatte er es gesagt, so flogen drei schöne Tücher aus dem Wasser heraus und Hansl ging mit denselben voll Freude nach Hause. Als er dort war, dachte er bei sich, ich habe so schöne Schneuztücher und meine Brüder haben nur schlechte; ich muß ihnen schon auch zwei davon geben. Gedacht, gethan! — Das schönste Tuch behielt er für sich, die beiden andern gab er seinen Brüdern. Am andern Morgen ging Hansl wieder, bevor der Tag graute, in den Wald zum See hinaus und schlug mit dem Stäbchen ins Wasser. Da fragte die Kröte wieder: „Was willst du?“ und Hansl antwortete: „Drei schöne Schnupftabakbüchsen.“ Kaum hatte er es gesagt, kam die Kröte aus dem Wasser herausgewatschelt und sprach: „Lieber Hansl, ich kann dir diese nicht geben, denn ich habe keine vorräthig. Thu aber einen andern Wunsch und ich werde ihn erfüllen.“ Da besann sich der Lapp nicht lange und sprach: „Das liebste wäre mir, wenn ich heirathen könnte und dürfte!“ —

Der Kröte schien dieser Wunsch zu gefallen und sie erwiederte: „Wenn du heirathen willst, so soll dir bald geholfen sein. Du heirathest mich und dann ist alles abgethan.“ Als Hansl dies hörte, hatte er die größte Freude, denn er hatte jetzt ja auch eine Braut und es konnten jetzt die Dorfmädchen sehen, daß er doch eine gekriegt habe. Er setzte sich nun auf den Stein nieder

und die Kröte kroch auf seinem Knie herauf und sie saßen den ganzen Tag beisammen und besprachen alles, was bei solchen Gelegenheiten besprochen wird. Und als sie noch nicht alles abgeredet hatten, fieng es schon an zu dunkeln, die Kröte nahm von ihrem Hansl Abschied und sprang in den See hinein und Hansl eilte voll Freude nach Hause. Am folgenden Tage, es war gerade ein Samstag, ging er, ohne dem Vater oder den Brüdern etwas davon zu sagen, in den Widum*) und sagte dem Pfarrer, er wolle jetzt heirathen und habe mit seiner Braut alles in Ordnung. Er bat dann, der Herr Pfarrer möchte den Verkündzettel schreiben, und ihn morgen nach der Predigt verkünden.

Der Pfarrer glaubte anfangs, Hansl sei nicht bei Sinnen und wollte ihm nicht willfahren. Als dieser aber auf seinem Vorhaben bestand, gab der Geistliche nach, und schrieb, was Hansl ihm ansagte, staunte aber nicht wenig, als der junge Bauer keine Braut nannte. Sie zu nennen, hatte ihm nämlich die Kröte verboten. Der Pfarrer mochte fragen und thun, was er wollte, Hansl erwiederte immer: „Ich darf meine Braut nicht nennen.“ Am Sonntage wurde Hansl verkündet und alle Zuhörer lachten hell auf, daß der Lappe, ohne eine Braut zu haben, heirathen wollte. Als er aus der Kirche nach Hause kam, waren Vater und Brüder über ihn böse und verlachten ihn. Ihm war jedoch alles gleichgiltig und er kehrte sich nicht daran und ging oft zum See zu seiner Kröte hinaus. Endlich kam der Hochzeitstag und da hättest du die Freude des Hansl sehen sollen! — Wie es noch nicht Ave Maria geläutet hatte, fuhr schon Hansl in einer prächtigen Kutsche

*) = Pfarrhof.

in den Wald hinaus, um seine Braut zu holen. Als er am See ankam, wartete die Kröte schon am Gestade, ward vom Hansl sogleich in die Kutsche gehoben und dann ging es im schnellsten Trab über Stock und Stein, Gras und Gries, der Kirche zu. Vor der Kirchthüre ward sie wieder aus dem Wagen gehoben und patschte an der Seite ihres Bräutigams zum Altare, wo der Geistliche auf das Brautpaar schon harrte.

Dieser machte keine kleinen Augen, als er die garstige Braut sah, nahm aber keinen Anstand, das seltsame Paar zu trauen. Nach dem Gottesdienste watschelte die Kröte wieder zur Kirchthüre, ward von Hansl wieder in den Wagen gehoben und fuhr dann mit ihrem Manne von dannen zum See. Wie sie dort angekommen war, hob sie Hansl wieder aus dem Wagen und sie sprang gar lustig in den See hinein. Da war Hansl gar traurig und wußte nicht, was er thun sollte. Er nahm endlich sein Stäbchen und schlug in das Wasser und siehe da — eine wunderschöne Frau stieg aus dem See und eilte auf den Hansl los und halste und herzte ihn, daß er fast erdrückt wurde. Dann stiegen beide in die Kutsche und fuhren in das Dorf zurück. Da staunte Jung und Alt die Braut an, denn eine so schöne Frau hatte man noch nie gesehen. Es gab nun eine lustige Hochzeit, bei der der Himmel voll Geigen und der Tisch voll Speisen war, und die Braut war gar froh, daß sie erlöst war. Hansl und seine reiche schöne Frau lebten lange, lange Zeit glücklich und zufrieden beisammen und sprachen noch oft im Alter von ihrer seltsamen Heirath.

(Mündlich im Gnadenwalde.)

Der Bär.

Vor Zeiten lebte ein Kaufmann und hatte drei Töchter. Davon war die Aelteste ein herzensgutes, folgsames Kind, die zwei jüngern waren aber stolz und bös und konnten ihre älteste Schwester nicht leiden. Da trug es sich einmal zu, daß ein Wintermarkt in der Nähe war, den der Kaufmann besuchen wollte. Er sprach bei dem Abschied zu seinen Töchtern: „Was soll ich euch vom Markte mitbringen?" — Da verlangten die zwei Jüngern schöne Kleider und andere Kostbarkeiten. Die Aelteste aber sprach: „Lieber Vater, bring mir eine Rose als Marktkram! Ich habe diese Blumen am liebsten." Sie dachte sich aber im Herzen: Meinem Vater geht doch Geld genug auf. Eine Rose kostet ihm aber nichts und mir macht sie doch viele Freude. — Der Kaufmann reiste nun auf den Markt und machte diesmal sehr gute Geschäfte. Er kaufte für seine zwei jüngern Töchter schöne Kleider und andere Kostbarkeiten, allein umsonst forschte er nach einer Rose für sein ältestes Kind. Denn es herrschte kalter Winter und knietiefer Schnee lag auf allen Gärten und Feldern. Das war dem Kaufmann gar unlieb. Nach abgethanenen Geschäften trat er den Heimweg an und fuhr gar schnell über Schnee und Eis dahin. Wie er schon eine gute Strecke zurückgelegt hatte, kam er zu einem herrlichen Schloße, das er früher noch nie gesehen hatte. Das schöne Gebäude war aber von einem stolzen Garten umgeben, in dem die lieblichsten Rosen zahllos blühten. Da dachte sich der Kaufmann: Hier muß ich mir um eine

Rose schauen, denn ich möchte meinem ältesten Kinde doch eine Freude machen. Er stieg deßhalb aus dem Schlitten, ging in den Garten hinein und pflückte eine Rose. Dann wollte er wieder schnurstracks zum Schlitten, und von dannen fahren. Allein dies ging nicht so schnell; denn kaum hatte er die Rose gepflückt, so hörte er sich beim Namen rufen. Erstaunt sah er um und erblickte zu seinem großen Schrecken einen zottigen Bären, der ihn also anbrummte: „Du hast dich unterfangen, in meinen Garten einzubrechen und eine Rose zu stehlen, dafür sollst du büssen. Schickest du mir deine Tochter, für die du diese Rose gepflückt hast, binnen vierzehn Tagen hieher, so ist es recht. Thust du das nicht, so sollst du sehen, wie es dir und den Deinigen gehen wird.“ —

Der Kaufmann erschrack über diesen unvermutheten Auftritt dergestalt, daß er, ohne eine Antwort zu geben, sich eiligst aus dem Staube machte. Er lief zu seinem Schlitten, schwang sich hinein und fuhr über Eis und Schnee seiner Stadt zu. Da hatten die drei Töchter eine gar große Freude, als sie ihren Vater kommen sahen. Sie sprangen ihm entgegen und bewillkommten ihn aufs freudigste. Sie bemerkten aber bald, daß ihr Vater gar ernst und trübe gestimmt sei, und das verdarb ihnen sogar die Freude an den schönen Geschenken. Sie fragten ihn nun so lange, was ihm fehle, bis er ihnen endlich erzählte, was der schreckliche Bär zu ihm gesprochen hatte. Da machten die zwei jüngern Töchter gar hämische Gesichter und sprachen zur Aeltesten: „Siehst du, wie es dir geht, weil du gerade eine Rose haben mußt. Dir geschieht recht, wenn du eine Bärenbraut wirst. Mit den Leuten kannst du doch nicht umgehen.“ So schmähten sie, und

hatten die größte Freude über das Unglück, das ihrer guten Schwester drohte. Doch diese blieb gefaßt, denn sie hatte ein reines Gewissen, und dachte sich: gar so bös wird der Bär nicht sein. Sie brachte ihre Sachen in Ordnung und nahm am vierzehnten Tage von ihrem Vater und ihren Schwestern Abschied, und fuhr dann auf der Landstrasse so lange, bis sie zum Schloße des Bären kam. Dieser wartete schon auf sie am Eingange des Gartens und empfieng sie gar freundlich. Dann führte er sie in das stolze Schloß, bot ihr Erfrischungen und wies ihr die schönsten Zimmer zum Aufenthalte an. Da fand sie alles, was sie nur wünschen mochte, vorhanden, und es mangelte ihr an keiner Sache. So lebte sie nun im Schloße und der Bär, der sich gar freundlich zeigte, leistete ihr Gesellschaft. Sie schickte sich bald in ihre Lage und lebte vergnügt und glücklich. Doch nach einiger Zeit ergriff sie eine starke Sehnsucht, ihren Vater wieder zu sehen, so daß sie ihr Anliegen endlich dem Bären mittheilte. Da brummte dieser anfangs und wollte von einem Besuche bei dem Vater nichts wissen. Als aber die Jungfrau von neuem bat, brummte der Bär: „Geh, wohin es dich zieht, aber länger als zwei Tage darfst du nicht bei den Deinen bleiben.“ Dann nahm er einen Ring aus einem verborgenen Kästchen und gab ihn der Kaufmannstochter mit den Worten: „Wenn du dieses Ringlein am Abende vor deiner Abreise an den Finger steckest, so wirst du dich am folgenden Morgen in deinem Vaterhause befinden. Bleib dann zwei Tage dort. Dann mußt du abends wieder das Ringlein anstecken, auf daß du am dritten Morgen schon wieder hier seist.“ — Die Kaufmannstochter war darüber hoch erfreut und konnte

den Abend kaum erwarten. — Als es endlich dunkelte, steckte sie das Ringlein an ihren Finger und wollte dann einschlafen. Allein das ging nicht so schnell. Die Freude ließ ihr keine Ruhe und erst gegen Mitternacht fielen ihr die Augen zu. — Als sie am nächsten Morgen erwachte, fand sie sich im Hause ihres Vaters. Sie war von ihren Angehörigen freundlichst bewillkommt und ihr Vater hatte ob dem unerwarteten Wiedersehen seiner Tochter eine maßlose Freude. Da gab es einen recht gemüthlichen, heitern Tag und niemand dachte ans Abschiednehmen. Am nächsten Tage erst sagte die Tochter, die aus der Fremde gekommen war, daß sie am folgenden Morgen wieder beim Bären sein müsse. Da waren alle überrascht und drangen so lange in die Jungfrau, bis sie endlich beschloß, noch einen Tag beim Vater zu verleben. —

Am Abende des dritten Tages steckte sie erst das Ringlein an ihren Finger und schlief unter wehmüthigen Gefühlen ein. Wie sie am folgenden Tage erwachte, war sie im Schloße des Bären. Sie stand nun auf und wollte zu ihrem Herrn gehen, um ihn zu begrüßen. Sie ging deßhalb in sein Zimmer, das war aber leer. Dann suchte sie das Schloß ein und aus, konnte aber den Bären nirgends finden. Da ward sie sehr traurig, denn sie hatte das gute Thier liebgewonnen. Sie beschloß deßhalb noch einmal das ganze Schloß auszugehen, und den Bären zu suchen — und sie that es. Da fand sie ihn endlich unter dem Brunnentroge, wo er, wie halbtodt, lag. Sie zog ihn heraus, streichelte den Braunpelz und fragte ihn, warum er in diesem traurigen Zustande sei. Da antwortete er: „Ich habe schon gemeint, daß du nicht mehr kommen werdest und darob bin ich fast

verzweifelt." — Als die Kaufmannstochter dies hörte, hatte sie noch größeres Mitleid mit ihm, streichelte ihn und sprach: „Sei nur nicht verzagt! Ich will immer bei dir bleiben und werde dich nie mehr verlassen, denn du bist mein Schatz." — Wie der Bär diese Rede hörte, sprang er hocherfreut auf und brummte: „Wenn ich dein Schatz bin, mußt du mich so lange schlagen, bis mir die Haut vom Leibe fliegt." Dagegen sperrte sich die Jungfrau lange, doch endlich gab sie den Bitten nach und nahm eine Peitsche, die in der Nähe war. Diese schwang sie so kräftig, daß bald Hautfetzen vom Bären davon flogen. Auf die Bitte des Bären schlug sie aber noch immer zu, daß die Hiebe sangen. Als die Haut fast ganz weggepeitscht war, stand plötzlich ein wunderschöner Jüngling vor ihr. Er eilte auf sie zu, umarmte sie und dankte ihr für seine Erlösung. Dann führte er sie in das Schloß zurück und hielt mit ihr eine gar lustige Hochzeit. Dabei diente das alte Gesinde, das zugleich mit dem Herrn vom Zauber erlöst worden war. Die gute Kaufmannstochter war nun eine steinreiche Rittersfrau und hatte mit ihrem Gemahle ein gar herrliches Leben.

(Mündlich aus Tannheim.)

Der Aschentagger.

Dicht an einem Walde lebte einmal ein Bauer, der drei Söhne hatte. Die zwei älteren waren rüstige Buben, die dem Vater an die Hand gingen und tüchtig arbeiteten. Der jüngste aber war ein Lappe und

konnte zu keiner Arbeit angestellt werden. Er trug, obwohl er schon zwanzig Jahre alt, noch einen Kinderrock aus Loden und saß den ganzen Tag auf dem Heerde. Hier machte er sich immer mit der Asche zu schaffen und man nannte ihn deßhalb den Aschentagger. Da ereignete es sich, daß der Bauer todtkrank wurde. Als er sah, daß für ihn kein Kräutlein mehr gewachsen sei, sagte er zu seinen drei Söhnen: „Ich kann euch wenig hinterlassen. Wenn aber ein jeder von euch in den drei ersten Nächten zu meinem Grabe kommt, werde ich euch mit Rath und That helfen.“ — Als er dies gesagt hatte, starb er und wurde bald begraben. Da nahte nun die erste Nacht, in der der Aelteste zum Grab des Vaters gehen sollte. Dieser aber fürchtete sich allein auf den Freithof zu gehen und ging in die Küche, wo der Aschentagger auf dem Heerde saß. Zu diesem sprach er: „Hansl, wenn du anstatt meiner zum Grabe meines Vaters gehest, geb ich dir einen Laib Brot.“ Da lachte Hansl vor Freude hellauf und antwortete: „Um Brot geh' ich dir alle Nacht auf den Freithof.“ — Hansl bekam nun von seinem Bruder einen Laib Brot, aß ihn, und ging, als es Nacht war, zum Grabe seines Vaters. Dort wartete er bis Mitternacht. Als es auf dem Kirchthurme Zwölfuhr schlug, stieg der Vater aus dem Grabe und sprach, als er den Hansl sah: „Sieh, bist du da! Du bist halt der erste und der beste und deßhalb will ich dir etwas Gutes geben. Da hast du einen Roßzaum. Behalte ihn fleißig auf, denn er wird dir einmal großen Nutzen bringen.“ Hansl nahm den Roßzaum und dankte dem Vater, der alsogleich wieder verschwand. Hansl kehrte nun lustig nach Hause zurück, ging dort in den leeren Stall und hängte den

Roßzaum an eine Wand. Dann ging er in seine Kammer und schlief bis der Morgen graute. Als am andern Tage die Brüder ihn fragten, erzählte er ihnen sonst alles, nur vom Roßzaum verlor er kein Wörtchen. Er saß wieder auf dem Heerde und wühlte in der Asche wie gewöhnlich. Da sprach der zweite Bruder zu ihm: „Hansl, du fürchtest dich nicht. Geh du anstatt meiner auf den Freithof. Ich gebe dir dafür einen Laib Brot." — Hansl lachte nun hell auf und sprach: „Gib mir nur das Brot und ich werde schon zum Vater gehen." Er bekam alsogleich das Brot, aß es und war guter Dinge. Er blieb auf dem Heerde und tändelte in der Asche, bis es dunkle Nacht war. Dann ging er auf den Gottesacker und wartete bei dem Grabe seines Vaters bis Mitternacht. Als es vom Kirchthurme Zwölfuhr schlug, stieg der Vater aus dem Grabe und war ganz verwundert, wie er den Hansl sah. „Hansl, bist du wieder da? Du bist halt der beste und folgsamste," sprach er. Dann gab er dem Aschentagger eine Geisel mit den Worten: „Hebe sie fleißig auf, denn sie wird dir von großem Nutzen sein." Kaum hatte er dieses gesagt, so war er auch verschwunden. Hansl ging mit der Geisel wohlgemuth nach Hause und steckte sie im Stalle neben dem Roßzaum auf. Dann suchte er sein Lager auf und schlief bis es Morgen wurde. Jetzt zog er seinen Rock an und setzte sich auf den Heerd. Seine Brüder fragten ihn, wie's ihm auf dem Freithofe ergangen sei. Da erzählte er ihnen alles, nur von der Geisel sagte er kein Wörtchen. In der dritten Nacht traf ihn die Reihe und er ging wieder zu dem Grabe. Da stieg der Vater wieder aus der Erde und sprach:

„Sieh, der Hansl ist heute auch da! Du bist der beste und erste und ich will dir auch dafür Etwas geben. Da hast du ein spanisches Stäblein. Behalt es gut auf, denn es wird dir zu großem Nutzen gereichen.“ Der Vater reichte ihm ein spanisches Stäblein und verschwand. Der Aschentagger ging damit seelenvergnügt nach Hause, steckte seinen Stab zu dem Zaume und der Geisel und ging dann schlafen. Am folgenden Tag erzählte er seinen Brüdern, wie es ihm auf dem Gottesacker gegangen sei, allein von dem spanischen Röhrlein sagte er ihnen kein Wort. Seitdem hockte er wieder auf dem Heerde und spielte mit der Asche. —

Nicht ferne von der Heimath des Aschentaggers war eine gar steile Felswand, auf deren Höhe eine sehr schöne Ebene sich befand. Vorne war der Anstieg so jäh, daß nur geübte Fußgänger hinauf kamen. Von der Rückseite führte aber ein guter Weg zur Anhöhe. Da ließ einmal der König verkünden, wer im Stande sei auf der Vorderseite bis zur Ebene hinaufzureiten, werde die Königstochter zur Frau erhalten. Dazu bestimmte der König einen Tag, an dem die Versuche gemacht werden sollten. Da kamen Ritter und Herrn von weit und breit, um dies Schauspiel zu sehen oder selbst ihr Glück zu versuchen. Als der vom Könige bestimmte Tag angebrochen war, sagten zum Aschentagger seine zwei Brüder: „Hansl, wir gehen die Ritter anschauen, bleib du fein daheim und hüt' das Haus!“ — Dann gingen sie zur Wand hinaus. Da dachte sich Hansl: Ich bleib auch nicht daheim, ging in den Stall, nahm dort Zaum und Geisel und humpelte in den Wald hinaus. Dort fand er einen wunderschönen Schimmel, der an

eine Tanne gebunden war, und an einem andern Baum hieng eine prachtvolle silberne Rüstung. Hansl konnte sich an dem schönen Rosse und der funkelnden Wehre nicht satt sehen und dachte hin und her, wem es etwa gehören möchte. Allein umsonst, denn Niemand ließ sich sehen. Da sagte Hansl: „Wenn beides so leer dasteht, will ich es nehmen.“ Er zog seinen Lodenrock aus, schnallte sich die herrliche Rüstung an und stieg auf den muthigen Schimmel. Kaum saß aber Hansl droben, als das Pferd schnell, wie der Wind, davoneilte und ihn zur steilen Felswand trug. Dort machten alle Zuschauer dem unbekannten Ritter Platz und der muthige Schimmel schritt sicher und behende die steile Wand hinauf, bis er auf der Höhe stand. Da war ein Jauchzen und Jubeln unter den Zuschauern und Niemand konnte den guten Reiter genug bewundern. Auf der grünen Ebene droben befand sich die Königstochter. Als diese den schönen muthigen Ritter sah, eilte sie freudig auf ihn zu, wollte ihn umarmen und ihn küssen. Hansl aber verstand nicht, was sie wollte, rannte sie von sich und mochte durchaus keinen Kuß. Er ritt alsogleich wieder davon, wie der Wind, und sprengte über Stock und Stein in den Wald zurück. Dort stieg er vom Pferde, schüttete die Rüstung ab und zog wieder den schmutzigen Lodenrock an. Dann lief er nach Hause, setzte sich auf den Heerd und that, als ob er ihn gar nicht verlassen hätte.

Der Königstochter hatte aber der fremde Ritter so gefallen, daß sie den König bat, er möchte dies Reitspiel noch einmal veranstalten. Vielleicht komme dann der schöne Reiter wieder. Der König willfahrte der

Prinzeß und ließ auf den folgenden Tag alle Ritter zum Spiele einladen. Als am folgenden Morgen das Spiel beginnen sollte, sprachen wieder die zwei Brüder zum Aschentagger: „Hansl bleib du daheim und hüte das Haus, wir gehen zum Spiele hinaus.“ Da ließ der Hansl sie gehen, dachte aber: Ich bleib auch nicht da. Er ging wieder in den Stall, nahm Zaum und Geisel und trottelte in den Wald hinaus. Dort fand er wieder die wunderschöne Rüstung und den prächtigen Schimmel. Er zog sich nun den Lodenrock aus, that sich die blanke Rüstung an und beschritt dann das Pferd. Hui rannte dieses zur Felswand und trug den unbekannten Reiter glücklich zur Höhe. Da gab es ein Jubeln und Jauchzen und des Staunens war kein Ende. Droben eilte die Königstochter wieder auf ihn zu und wollte ihn küssen. Hansl aber verstand das Ding nicht, rannte die Prinzeß fort und sprengte spornstreichs über die Wand hinunter und wollte in den Wald eilen. Da wurde er aber aufgehalten, denn der König hatte eine Reihe starker Wachen dort aufgestellt und ihnen befohlen, den fremden Ritter um keinen Preis fortzulassen. Der König selbst stand bei den Wächtern. Da ward Hansl bald umrungen und als er dennoch alles aufbot, um durchzukommen und mit der Geisel rechts und links Hiebe vertheilte, da ward er am rechten Fuße verwundet. Als er dies sah, schien er nachgeben zu wollen und rief nach einem Verbande. Da nahm der König sein eigenes Sacktuch und verband damit die Wunde des fremden Ritters. Wie dieser aber bemerkte, daß die Wächter sich etwas zerstreut hatten, gab er dem Rosse die Sporen und war in's Weite. Da blieb dem Könige und seinen

Dienern das Nachschauen, denn Niemand konnte den flüchtigen Reiter mehr einholen. Hansl sprengte über Stock und Stein in den Wald, legte die Rüstung ab und zog seinen Lodenrock an. Dann eilte er heim, trug Zaum und Geisel in den Stall und ging in die Küche, wo er sich auf den Heerd setzte und in der Asche klaubte. Bald kamen seine Brüder vom Spiele zurück und erzählten davon. „Wer ist etwa der dumme Ritter, der immer davonlauft? den möchte ich kennen.“ Dachte sich Hansl: Ich wüßt den schon, und krabbelte in der Asche, als ob er nicht ihre Rede verstanden hätte.

Die Königstochter war über das Entfliehen des schönen Ritters ganz trostlos und bat ihren Vater gar inständig, er solle ihr den Bräutigam nicht so entkommen lassen. Da ernannte der König eine Kommission, die mußte Land aus, Land ein alle Burschen und Männer visitiren und den verwundeten Ritter suchen. Die mit diesem Auftrage betrauten Männer kamen auch in das Haus der drei Brüder und visitirten die zwei älteren. Doch da fanden sie keine Wunde und keine Schmarre. Fragten die Sucher: „Ist noch Jemand hier zu Hause?“ — Da hieß es: „Ja, ein Lappe“ und sie wurden in die Küche geführt, wo Hansl auf dem Heerde saß. Wie die Männer den dummen Burschen sahen, dachten sie sich, der ist's doch nicht, und wollten weiter gehen. Aber es fiel ihnen ein, wie sie den strengsten Befehl hätten, jeden zu untersuchen, und deshalb kehrten sie um und visitirten den Hans. Und siehe! als sie seinen Rock aufhoben, schimmerte ihnen das Sacktuch des Königs entgegen. Wie sie sich vom Staunen erholt hatten, packten sie den rußigen Aschentagger auf und führten

ihn zum Könige und zur Königstochter. Wie aber diese den schmutzigen Hansl erblickte, fieng sie an zu weinen und zu rufen: „Nein, der ist's nicht! nein, den mag ich nicht." Jetzt dachte sich der König: Was ist nun zu thun? Ich ließ den Reiter überall suchen, und sobald er gefunden ist, mag ihn meine Tochter nicht. Wie er so hin und her dachte, fiel ihm ein Ausweg ein. Es hielt sich damals in einem nahen Walde eine furchtbare Schlange auf, die Vieh und Leute auffraß. Deßhalb sagte nun der König zum Aschentagger: „Du mußt noch eine Probe deiner Ritterlichkeit ablegen, wenn du meine Tochter zum ehelichen Weibe haben willst. Geh in den Wald hinaus und erlege die Schlange, die weit und breit alles Land verheert. Ich werde selbst nachkommen und deinem Kampfe zusehen." — Hansl war nicht faul, ging heim und holte sein spanisches Rößlein aus dem Stalle. Dann trottete er munter in den Wald hinaus und blies auf einer Schwögel, die er einmal als Marktkram bekommen hatte. So wanderte er lange fort. Endlich kam er zur fürchterlichen Viper, die pfeifend auf ihn losstürzte. Hansl wich ihr aus und schlug mit dem Stäbchen auf das giftige Thier. Und sieh, alsogleich lag es maustodt auf der Erde. Als der König dies sah, war er voll Freude, daß er einen so tapfern Schwiegersohn bekomme. Allein die Königstochter weinte und jammerte und wollte vom Hansl nichts wissen. Sprach der König zu ihr: „Dein Bräutigam hat die Spiele gewonnen, du mußt ihn halt haben." Hansl mußte nun nach Hofe gehen und dort wohnen. Allein die Prinzeß weinte Tag und Nacht, so daß der Handel dem Aschentagger zu arg wurde. Da verließ er den Hof

und ging heim, wo er im Stalle Zaum und Geisel holte. Dann ging er in den Welt hinaus und fand dort wieder den schönen Schimmel und die silberne Rüstung. Er zog sich nun den Rock aus, legte sich die glänzende Rüstung und beschritt das Roß. Dann sprengte er spornstreichs nach Hof zurück. Als er in die Königsburg einritt, stand die Prinzeß am Fenster und sah den herrlichen Ritter. Da kam sie vor Freude fast außer sich und rief: „Mein Bräutigam, mein Bräutigam!" — Sie eilte ihm entgegen und begrüßte ihn huldreich. Da gefiel ihr Hansel so, daß sie ihn alsogleich zum Könige führte und noch am nämlichen Tage Hochzeit hielt. So war nun der Aschentagger eines Königs Schwiegersohn und Erbe geworden.

(Gehört bei Absam.)

Von drei Deserteuren.

Waren einmal vor langer Zeit ein Vater und ein Sohn, die hatten beide Soldat werden müssen. Aber weder dem Vater, der doch durch seine Klugheit Offizier geworden war, noch auch dem Sohne wollte der enge Soldatenrock behagen und es wäre ihnen viel lieber ihr Bauernwams gewesen. Da begab es sich, daß beide bei kalter Winterszeit Wacht stehen mußten, innen in der Wachstube war der Vater, der Sohn aber ging außen auf und ab und stampfte, daß es nachhallte. Endlich nach einer Weile stand er still, dann ging er schnell zum Vater hinein und sagte

ihm: „Sei Soldat wer da will, ich laufe davon!“ — „Wenn du davon läufst, antwortete ihm dieser, dann mache ich's auch nicht besser — bin nun schon ein alter Kerl, man wird mir's nicht so übel nehmen, wenn's die jungen Burschen nicht mehr aushalten.“ Damit war's beschlossen, sie nahmen Säbel und Gewehr mit und ließen Wache Wache sein. —

Am Tage streiften sie in Wäldern umher, schossen Wild und nahmen wo sie Etwas fanden, Abends stiegen sie auf einen Baum, um nicht entdeckt zu werden. Als sie umherschweiften, begegnete ihnen Einer, den sie für einen alten Soldaten ansahen und fragten, woher er sey? Jener, der wohl sah, er habe es mit Seinesgleichen zu thun, lachte und gab ihnen zu verstehen, daß er nicht gerne Wache gehalten habe und nannte sich einen Polen. Sie gingen nun mitsammen weiter und kamen zu einem wohlgebauten Hause. Thore und Thüren fanden sie offen und Küche und Keller auf's Beste bestellt, aber sie hörten und sahen im Hause keinen Menschen und keine Seele. — Das hatte indessen Nichts zu sagen, sie waren froh, wenn nur Niemand kam und ließen sich's gerne gefallen immer zu bleiben. Wirklich kam auch Niemand. —

Tags darauf gingen Vater und Sohn auf die Jagd und der Pole blieb daheim Acht zu geben, daß nicht Feuer auskomme. Während dem er sich sein Mittagmahl herrichtete, kam ein recht schmutziger alter Bettler zu ihm in die Küche, der hatte einen langen schwarzen Bart und bat auf's kläglichste sich auf den Heerd setzen zu dürfen, weil ihm viel zu kalt sei.

„Setz' dich nur hinauf Alter!" brummte der Pole und arbeitete indessen Dieses und Jenes in der Küche. Sobald aber das bärtige Bettelmännlein merkte, daß man auf ihn nicht mehr Acht habe, sprangs vom Heerd und zerkratzte und zerzauste den armen Deserteur auf's jämmerlichste und war schnell wieder fort. —

Abends kamen die Andern nach Hause und als sie ihren Kameraden so übel zugerichtet sahen, fragten sie, wie das zugegangen? „Ja," antwortete er, „da kam heut' eine große Katze, die setzte sich auf den Heerd und als ich nicht aufpaßte, sprang sie mir in's Gesicht — und das Andere seht ihr schon selber." — Die zwei lachten und gingen zu Bette.

„Heut' gehen wir zwei jagen, ich und der Pol'" sagte am andern Tage der Sohn zum Vater „schau fein, daß dich die Katz' in Ruh' lasse." Die Jäger gingen fort und der Vater besorgte zu Hause die Geschäfte. Gegen Mittag klopfte es an der Hausthüre. Der Vater machte auf und draußen stand das alte, bartige Männlein und bat inständig um Einlaß, weil ihm viel zu kalt sei. — Da ging es nun wie am vorigen Tage. Nach einer Viertelstunde war der Schelm fort und der alte Soldat fluchte und wischte sich das Blut vom zerkratzten Gesicht; am Abend aber mußte er gleichwohl auch der Katze die Schuld geben, denn er schämte sich, daß er von dem alten Wichte sich hatte bemeistern lassen. —

Am dritten Tage blieb der Sohn zu Hause. Es dauerte nicht lange, da kam der schmutzige Bettler und bat um die Erlaubniß sich an's Feuer setzen zu dürfen. „Wegen meiner," sagte der Junge mürrisch, und dachte

bei sich: Aha das Männlein schaut noch tückischer d'rein als unser Korporal, wenn er sich einen neuen Prügelstock abschnitt. Vielleicht ist's gar die große Katze, die dem Vater und dem Polen so viel zu schaffen machte. Er stellte sich, als ob er den Bettler ganz unbeachtet lasse, gab aber fleißig auf ihn Acht. —

So bald sich Jener unbemerkt glaubte, sprang er vom Heerd; aber der Junge hatte ihn im nämlichen Augenblicke schon am Barte gefaßt und schleppte ihn lachend unter das Dach hinauf, wo er ihn festband und mit Stricken beim Bart an einen Nagel hängte.

Beim Abendessen fragte der Vater ganz verwundert, ob die Katze nicht gekommen sei, während er auf der Jagd gewesen? „Ja,“ sagte der Sohn, „geht nur und schaut, unter dem Dach oben hängt sie.“ Da sprangen Alle vom Tische auf, die Katze anzuschauen, fanden aber nur den langen, schwarzen Bart des Männleins am Stricke hangen und über das Estrich hin bis hinab über die Stiege Nichts als Blutstropfen. Wohin mag nun etwa das Männlein geflohen sein? — Fort war's einmal, wenn auch ohne Bart. Neugierig gingen sie der blutigen Spur nach und kamen bis zu einem großen Steine, wo sie aufhörte. In der festen Ueberzeugung, das Männlein müße da hineingeschlüpft sein, wälzten sie den Stein weg und fanden, daß er über eine große Oeffnung hingeworfen war, die tief unter die Erde führen mußte. Nur allzugerne hätten die Drei gewußt, wie es unten etwa aussehe, und waren ganz einverstanden, als der Sohn sagte, das Männlein dürfe nicht auskommen; aber damit waren sie nicht einverstanden, daß sie hinab sollten, weil ihnen der Aufenthalt des tü-

ckischen Bettlers doch gar zu unheimlich schien. So dachte der Vater und der Pole; der Sohn aber hatte sich ein Herz gefaßt und war ins Haus zurückgelaufen, um Stricke und Seile zu holen.

Bald war er wieder mit Stricken versehen zurückgekommen und verlangte ohne Weiteres, sie sollten oben festhalten, während er am Seile hinabglitsche, und erst dann ihn wieder heraufziehen, wenn er ihnen durch Anziehen des Strickes ein Zeichen geben werde. Die zwei waren's zufrieden, wenn es nur nicht ihnen auf die Haut ginge und hielten aus Leibeskräften. Das Seil war schon fast zu kurz geworden, da kam zum guten Glücke der unerschrockene Jüngling unten an und wußte kaum was er denken sollte, wie er vor sich die schönste, lieblichste Landschaft erblickte. Er dachte gar nicht mehr daran, daß oben seine Genossen ihn erwarteten und ging immer voll Freude auf den sonnigen Feldern vorwärts, denn ihn lockten in der Ferne drei Schlösser, und er gab sich selbst das Versprechen nicht eher zu ruhen, als bis er sie erreicht hätte. Da er immer auf die Schlösser schaute, hätte er bald einen Hirten und eine Heerde am Wege übersehen. Es war das Männchen ohne Bart — doch nach einem flüchtigen Blicke eilte er vorüber immer rascher und schneller, bis er endlich das erste derselben erreichte.

Durch ein großes Thor trat er in den Hof und von dort stieg er über glatte Marmelsteine hinauf, aber das ganze Schloß schien wie ausgestorben. Nur ein Wesen trat ihm endlich nach langem Suchen entgegen, es war die Herrin des Palastes. Sie schien dem jungen Man-

derer die lieblichste Jungfrau auf der ganzen weiten Welt. —

Wie erschrocken wandte sie sich an den staunenden Gast und bat ihn, entweder schnell sich zu entfernen oder in jedem Augenblicke bereit zu sein, einen furchtbaren Kampf mit einem Ungethiere zu bestehen. „Aber," setzte sie noch mit sichtbarer Freude hinzu: „bist du Sieger im Kampfe, dann bist du dadurch auch mein Befreier und nicht bloß der meinige, sondern auch der meiner zwei Schwestern, die in den beiden andern Schlössern verzaubert sind. Zwar mußt du auch für sie noch Vieles wagen, aber es wird dir leichter sein. So wisse, ich und meine Schwestern sind die Kinder eines reichen Königs, die von einem bösen Schwarzkünstler in diese einsamen Schlösser verzaubert wurden, wo uns greuliche Drachen und siebenköpfige Adler und ein furchtbar wüthender Hund bewachen. Merke wohl darauf, daß mein grausiger Wächter, wenn er kommt, nicht so leicht durch das Thor eindringen könne, sonst bist du verloren." So schnell als möglich wurden jetzt alle Thore fest geschlossen und nur ein Thorflügel wurde offen gelassen. Kaum war das geschehen, so wurde es völlig dunkel vor dem Thore, wo der Jüngling sich mit einer gewaltigen Hacke bereithielt, und durch das halbgeöffnete Thor streckte ein ungeheurer Drache seinen Rachen und schnaubte Rauch und giftiges Feuer, da er merkte, daß man ihn nicht einlassen wollte. Aber das Thor war fest und ehe der Schlangenleib zur Hälfte hereinkommen konnte, lagen schon seine sieben Köpfe alle auf dem Boden und augenblicklich wurde es im ganzen Schlosse lebendig, und was da war vom geringsten Diener bis zur

Prinzessin dankte seinem Retter. Die Prinzessin aber war jetzt noch zehnmal schöner als früher, und mit der Bitte sie nicht zu vergessen, wenn auch ihre Schwestern durch ihn befreit wären, gab sie ihm ein goldenes Krönlein und wünschte ihm viel Glück bei der Befreiung der Schwestern.

„Bist doch ein rechtes Glückskind!“ dachte sich unser Held, als er das Schloß verließ, um zu den beiden andern nur ja recht bald zu gelangen. Und als er nach wenigen Stunden mit den lieblichen Königskindern wieder zum Schlosse zurückkam, da dachte er: „Nun bist du noch ein weit seliger's Glückskind.“ Durch seine Unerschrockenheit war es ihm gelungen auch sie zu befreien und von ihnen hatte er einen Ring und ein Kettlein aus hellem Golde bekommen, als Andenken an den Tag der Erlösung. Nun begann die freudige Reise zum alten Könige zurück. Da mußten sie zum ersten Schlosse zurück, wo der junge Retter sich am Stricke herabgelassen hatte. Als sie zum Stricke kamen, der von der Oeffnung, die nach oben führte herabhing, gab der Sohn dem Vater und dem Polen, die wie er wußte oben seiner warteten, das Zeichen durch Anziehen des Strickes und nun wurden zuerst die glücklich Befreiten hinaufgezogen. Jetzt kam die Reihe an den Befreier selbst. Eben wollte er das Seil ergreifen, als es zu seinem Schrecken herabfiel und von der Oeffnung her kam es ihm gerade vor, als ob er den Polen und den Vater lachen hörte.

Da war guter Rath theuer — der Betrogene aber, denn das war er, wußte sich gar nicht zu rathen. Am meisten schmerzte ihn, daß er so ganz und gar allein

war und auch seine Prinzeß nicht mehr sehen konnte. Jetzt fiel ihm das alte Männlein ein, das er früher gesehen hatte, das wollte er nun aufsuchen, um wenigstens eine Ansprache zu haben. Er fand es auch und klagte ihm, weil er sonst Niemanden klagen konnte, seine große Noth. „Sieh,“ sagte da das Männlein, „wenn du mir schon übel mitgespielt hast, ich will dir helfen, wenn du mir folgst. Ich besitze die Kunst mich zu verwandeln in was ich will, nun verwandle ich mich in einen großen Adler und trage dich hinauf. Aber ich werde sehr matt vom Fluge und da mußt du geschwind ein Lamm schlachten und es in drei Theile zertheilen. So oft ich dann schreien werde, mußt du mir schnell ein Stück geben, sonst fallen wir herab und du bist dann todt.“ Was das Männlein versprach, erfüllte es auch alsogleich und so packte der Adler mit seinen Klauen den Jüngling, dieser aber trug das Fleisch. Dreimal hatte schon der schnellfliegende Vogel nach Futter geschrien und noch waren sie nicht oben, als er zum viertenmal schrie. Das Lamm war verzehrt — was nun? Schnell schnitt sich der Soldat ein Stück von seiner Wade herunter und gab es dem Adler zu fressen, denn anders wußte er sich nicht mehr zu helfen. Einige Augenblicke noch und sie waren oben. —

Der Adler war nun wieder zum alten Männlein geworden und dankte dem Soldaten herzlich für die Befreiung, die er dadurch erlangte, daß er ihm ein Stück von der Wade zu fressen gab. „Das war das einzige Mittel meiner Rettung,“ sagte es, auch ich bin verzaubert worden und jenes Haus, in das du und dein Vater zuerst kamen, gehörte mir; nun übergebe ich es dir und will dich

auch zu einem Brünnlein führen, wo deine Wunde an der Wade alsbald heil wird, dann magst du deines Weges weiter gehen." Darauf war das Männlein, nachdem es ihm das Heilbrünnlein gezeigt hatte, fort und er sah es nicht wieder.

Der erste Gedanke, den nun der junge Deserteur hatte, war in die Stadt des Königs zu gehen, dessen Töchter er befreit hatte und sei sie auch, wo sie wolle. Die Andern haben mich betrogen, dachte er, vielleicht betrügt mich das Glück nicht. Und richtig das Glück schien ihn zu begleiten, denn eher, als er dachte, gelangte er an's Ziel seiner Reise und befand sich schon nach einigen Tagen in der Königsstadt, wo Alles vom Größten bis zum Kleinsten der Freude sich hingab und ihm jeder, den er fragte: „Warum so lustig, Bruder?" froh zur Antwort gab: „Ja weil die Königskinder wieder da sind und bald Hochzeit sein wird." —

Daß die Königskinder da waren, das war unserm Wanderer freilich lieb und recht, aber die Hochzeit kam ihm ein wenig zu schnell. Allein er konnte unter so vielen fröhlichen Gesichtern doch auch nicht traurig sein und mußte, als er erfuhr der Vater und der Pole hätten sich für die Befreier der Prinzessinen ausgegeben, zum schlechten Spiele gute Miene machen. Nur Eines gab ihm noch Hoffnung, seine drei Andenken: sein Krönlein, das Ringlein und das Kettlein. „Ich will zum König gehen, sagte er zu sich selbst, bei der Hochzeit habe ich auch etwas d'rein zu reden" und sah dann wieder die hohen Paläste und dies und das an, um sich zu zerstreuen.

Da gewahrte er einen Mann in einer offenen Werkstätte sitzen, und der feilte so emsig an einem goldenen Ding, daß ihn Wunder nahm, was das abgebe. Er ging hinzu und fragte alsogleich: „Was feilt Ihr denn da? Ihr schaut Euch ja völlig die Augen heraus?" — „Brauchts auch," antwortete der Goldschmied ohne aufzusehen „wenn die Prinzeß eine schöne Krone bekommen soll und ich eine schöne Belohnung." „Ei willkommen Meister," lachte nun der Wanderer, „ich bin ein Goldschmied-Geselle, wollt Ihr mich nicht in Dienst nehmen? ich hoff' Ihr sollt zufrieden sein." Der Meister gab ihm dazu bald sein Jawort, der neue Goldschmiedgeselle verlangte ein Zimmer allein, wo er ganz ungestört arbeiten könnte und schloß sich nun ohne viel sich sehen zu lassen eine ganze Woche lang ein. Dann nahm er sein Krönlein, gab es dem Meister und ging schnell wieder fort zu einem andern Goldarbeiter, denn er hatte erfahren, daß auch ein Brautring und ein Halsgeschmeide für die zwei ältern Königstöchter noch angefertigt werde. Der Goldschmied war aber ganz erstaunt über die kunstvolle Arbeit der neuen Krone und hatte jetzt nichts eiliger zu thun, als diese ausgezeichnete Arbeit dem Könige zu zeigen. — Sobald aber der König und die Prinzessinen das herrliche Krönlein sahen, schrie die Jüngste laut auf und die beiden Aeltern sahen einander freudig an, denn sie wußten wohl wer dies Krönlein einst getragen hatte und waren nun voll froher Hoffnung, ihren wahren Befreier wieder zu finden. Gleich mußte der Goldarbeiter Alles erzählen, wie er zu dem Krönlein gekommen sei und als er nun vom fremden Gesellen sagte, da drängten Alle, ihn schnell holen

zu lassen. Jedoch schien alle Eile vergeblich und selbst als der zweite Goldschmied mit dem goldenen Brautringlein, das ein fremder Geselle gefertigt, sich vor dem Könige meldete, war alles Nachforschen umsonst und der fremde Künstler schon wieder fort. Die Königskinder aber waren theils voll froher Hoffnung, theils traurig. —

Inzwischen war es in der ganzen Stadt laut geworden, die vermeintlichen Befreier der Königstöchter seien böse Betrüger und der eigentliche Befreier sei angekommen und müße sich wahrscheinlich in der Stadt aufhalten. Unser junger Wanderer war bis jetzt schon beim dritten Meister als Lehrjunge im Dienste und sollte, so gut er nur immer könnte, ein goldenes Halskettlein machen, was er auch ganz auf die nämliche Art und Weise wie bei den vorigen Meistern zu thun versprach. Der neue Meister aber war schlauer als die vorigen und sobald er merkte, daß der Geselle sich nur so mit Fleiß stelle als ob er arbeite, indeß er doch in seinem abgeschlossenen Zimmer sich mit anderen Sachen beschäftigte, ging er in der völligen Gewißheit den Vogel gefangen zu haben in den Königspalast und meldete, er könne Auskunft über den fremden Künstler geben, der Krone und Brautringlein gemacht hatte. Gleich wurde zum Goldarbeiter geschickt, die königlichen Boten trafen den langgesuchten Künstler bald und überraschten ihn, wie er eben lächelnd das Halskettlein betrachtete, und führten ihn voll Freude zum Könige. — Das war nun ein schöner Tag für das ganze Königshaus und ein fröhliches Wiedersehen für den Befreier und die Befreiten. Kurz darauf nahm der Glückliche die schönste

und jüngste der Königskinder bei der Hand und führte sie zum Hochzeitstanze. Dem Vater und dem Polen aber vergingen die lustigen Tage, denn sie wurden in's einsame Waldeshaus verbannt zur Strafe für ihren Betrug, und sie fürchteten sich noch oft vor dem alten tückischen Bettelmännlein.

(Mündlich in Hall und zu Fließ in Oberinnthal.)

Der blinde Metzger.

Vor vielen Jahren lebte einmal ein Metzger, Hans mit Namen. Der war aber schon so alt, daß er blind geworden und deßhalb sein Geschäft aufgegeben hatte. Dies hatte er aber auch gar nicht mehr nöthig, denn er hatte sich ein hübsches Sümmchen erspart und lebte nun mit seinem Weibe in Ruhe. — Da hörte er eines Tages, daß in einem nicht fernen Dorfe ein großer Markt sei, und es stieg in ihm die alte Liebe auf, auch auf den Markt zu gehen und ein Bischen zu schachern. Er steckte deßhalb ein hübsches Sümmchen Zwanziger in die Tasche und marschirte, seinen alten Haselstock in der Hand, auf den Markt. Wie die andern Metzger den Hansl zwischen den Kühen und Ochsen herumtappen sahen, wollten sie sich einen Spaß machen und redeten unter einander ab, den Blinden jetzt einmal recht anzuführen. Sie wünschten ihm gar freundlich einen

guten Morgen und fragten, was er denn auf dem Markte eigentlich wolle. Auf seine Antwort, daß er gerne eine große, junge, schöne Kuh kaufen möchte, führten sie ihm eine recht schöne Kuh zu und sie wurden wegen des Preises bald Handel eins. Nachdem er das verlangte Geld auf den Tisch gezählt, nahm er den Strick, woran die Kuh gebunden gewesen, in die Hand, und kehrte langsam nach Hause zurück. Die Metzger aber hatten jetzt statt der Kuh einen Bock an den Strick gebunden, und lachten sich satt, als der Hansl, ohne den Betrug zu merken, mit dem Bock nach Hause fuhr. Dort angekommen, rief er alsogleich sein Weib heraus, um die schöne Kuh anzusehen. „Glaubst du, ich laß mich foppen, daß ich einen Bock für eine Kuh anschauen soll," sagte aber diese. — „„Was Teufel! sagte Hans, was sprichst du denn von eirtem Bock, es ist ja die schönste Kuh, die ich gekauft,"" und griff alsogleich nach dem Rücken derselben; da faßte er aber den Bock bei den Hörnern, der, über diese sonderbare Berührung aufgebracht, den Hansl bald über den Haufen geworfen hätte. Jetzt merkte er wohl, daß er betrogen worden, beschloß aber, sich für diesen Streich an den Metzgern zu rächen, koste es was es wolle. Er steckte eine schöne Rolle Thaler zu sich und ging augenblicklich wieder in das Dorf, wo der Markt gehalten wurde. Er setzte sich aber diesmal ein altes Hütl auf, das mit den sonderbarsten Figuren und Zeichen verziert und ein altes Erbstück seines Vaters war. Im Dorfe angekommen, ging er schnell zu drei Wirthen, und gab einem Jeden ein hübsches Sümmchen Kronenthaler und sagte, er werde mit einigen Metzgern kommen und das Geld verhauen; wenn das Geld verzehrt sei, so solle man

ihn heimlich stoßen; er werde dann sein Hütl herumdrehen und fragen, „Was schuldig" und der Wirth dürfe bloß sagen: „Ist schon bezahlt," weiter Nichts. Dies ließen sich die Wirthe nicht zweimal sagen.

Hierauf suchte er die Metzger auf und wie er sie gefunden, fragte er sie, ob sie nicht eine Halbe wollten. Sie erklärten sich alsogleich bereit dazu und gingen mit ihm in's Wirthshaus. Da wurde gegessen und getrunken, als wenn Kirchtag gewesen wäre. Endlich stieß der Wirth ganz heimlich den Hans und bedeutete ihm, daß das Geld zu Ende sei. Da fragte Hansl die Metzger, ob sie nicht aufbrechen wollten; und da sie sich dazu bereit erklärten, so drehte er dreimal sein Hütl herum und fragte: „Herr Wirth, was schuldig?" „Ist Alles bezahlt", war die Antwort. Die Metzger staunten. Wenn das so steht, sagte Hans, so gehen wir in ein anderes Wirthshaus, denn ich hab versprochen, auch eine Halbe zu zahlen. Hier und im dritten Wirthshaus wiederholte sich das Nämliche.

Da wurden die Metzger endlich auf das Hütl aufmerksam und fragten, ob dieses eine solche Kraft besitze. Auf seine Bejahung baten sie ihn, ihnen selbes um 600 fl. zu überlassen; denn er als alter Mann brauche es doch nicht mehr so nöthig.. „Weil ihr meine guten Freunde seid, meinte Hans, ich aber schon alt und blind bin, so will ich euch das Hütl um 600 fl. geben."

Sie zahlten ihm voller Freude die 600 fl. und Hans schlich sich ganz still und eilig nach Hause, wo er mit seinem Weibe über die Betrogenen nach Herzenslust lachte. —

Die Metzger ließen nun ihre Weiber und Kinder kommen, gingen ins Wirthshaus und ließen sich Alles wohl schmecken bis tief in die Nacht hinein. Endlich wollten sie doch nach Hause gehen; deßhalb setzte einer das Hütl auf, drehte es dreimal herum und fragte: „Herr Wirth, was schuldig?“ „Werde gleich zusammenrechnen,“ war die Antwort. Da machten Alle gar große Augen. Es setzte ein zweiter, ein dritter das Hütl auf, sie drehten es bald nach Rechts, bald nach Links, und fragten immer, aber allzeit hieß es, man werde gleich zusammenrechnen, niemals aber, es ist schon bezahlt. Da mußten sie denn siebzig Gulden für die Zeche bezahlen. Jetzt sahen sie wohl, daß diesmal *sie* die Betrogenen seien, zahlten mit verhaltenem Zorne die Zeche und machten sich dann unter Fluchen und Schelten gegen Morgen auf, um sich an dem blinden Hansl zu rächen.

Dieser saß indessen mit seinem Weibe beim Frühstück. Wie er die Metzger daherkommen sah, befahl er ihr, über ihn ein Leintuch auszubreiten, einige Lichter anzuzünden, sich die Haare zu zerraufen und zu jammern und zu klagen, als wäre er diese Nacht gestorben. Wenn die Metzger kämen, so solle sie dann einen davon bitten, daß er mit einem alten Stocke, der im Kasten war, ganz leicht dreimal auf ihn klopfe, damit er vielleicht noch lebendig würde. Sie that, wie ihr befohlen war. Die Metzger hörten sie von Weitem schon heulen und schreien, wußten aber gar nicht, was das bedeute. Wie sie näher kamen, sahen sie das Weib wie rasend im Hause herumlaufen und fragten sie um die Ursache. Sie sagte zuerst gar Nichts und führte sie bloß in die Stube, wo der Hansl zwischen den brennenden Kerzen unter dem Tuche ganz

mäuschenstill lag; bald aber bat sie einen von den Metzgern, indem sie den alten Stock mit den sonderbaren Figuren aus dem Kasten nahm, er möchte doch mit diesem dreimal ganz gelinde auf den Hansl schlagen, vielleicht könne er noch in's Leben zurückgebracht werden; denn es sei dies ein alter Zauberstab. Da sie so erbärmlich sich gebärdete, daß sich hätte ein Stein darüber erbarmen müßen, so fühlten auch sie Mitleid mit dem armen Weibe, und einer von ihnen ergriff den Stab und schlug dreimal ganz gelinde auf den armen Hansl. Kaum war dies geschehen, so regte sich Hansl unter der Decke, erhob sich langsam von der Bank, rieb sich die Augen, als wäre er aus einem tiefen Schlafe erwacht, und fragte, wo er denn wäre. Allmählig zu sich gebracht, erzählte er den Metzgern gar seltsame Sachen, die er im Jenseits gesehen und gehört hatte.

Die Metzger hatten jetzt all ihren Groll und Zorn verloren und baten ihn, ihnen doch den Stock zu geben. Hansl gab ihnen selben für den wichtigen Dienst, den sie ihm geleistet hätten, und dazu mußten sie noch ihm 800 fl. auszahlen, was sie mit Freuden thaten, denn sie hofften, sich damit bald das zu verdienen. Sie gingen gar nicht mehr nach Hause, sondern geradezu in die Residenzstadt, denn dort meinten sie mit ihrem Zauberstabe Wunder zu wirken und bei den reichen Familien Millionen zu verdienen. Wie sie in der Residenz ankamen, war die ganze Stadt in größter Trauer; denn des Königs einziges, innig geliebtes Töchterlein war gestorben. Da ließen die Metzger dem Könige melden, sie seien im Stande, seine Tochter in's Leben zurückzurufen. Der König ließ sie alsogleich rufen und zum Bette führen, auf dem die

Prinzeß in schneeweißem Kleide lag. Alle Zuschauer wurden nun entfernt und der älteste der Metzger ergriff den Zauberstab.

Er schlug ganz sanft dreimal auf den Leichnam, aber dieser blieb leblos wie zuvor; da ergriff der zweite und nach diesem der dritte den Stock, aber keiner brachte die Prinzeß in's Leben zurück. Jetzt schlug bald der eine, bald der andere, bald stärker, bald schwächer, bis der König merkte, daß sie bloß Betrüger seien, weßhalb er sie in's Gefängniß abführen ließ, wo sie etliche Wochen nachdenken konnten, wie sie sich an dem Hansl für den neuen Betrug rächen wollten. Aus dem Gefängnisse entlassen und vor Rache dürstend überfielen sie heimlich in der Nacht das Haus, nahmen den Hansl gefangen und banden ihn in einen großen Sack, um ihn in einen Fluß zu werfen. Um dem Hansl die Todesängsten recht fühlen zu lassen, ließen sie den Sack, worin er sich befand, auf der Brücke des Flußes stehen und gingen auf einige Zeit in's Wirthshaus, um dort ihre Hitze ein wenig abzukühlen.

Unterdessen schrie Hansl im Sack in Einem fort: „I will nit, i mag nit." Wie er so fortschrie, kam ein Sautreiber mit einer großen Schweinheerde über die Brücke daher und fragte: „Was willst du nit?" „Ja, sagte Hansl, i soll die Königstochter heirathen und das mag i nit." „„I möcht schoan,"" meinte der Sautreiber. „Dann mußt du mi auslassen und dich in den Sack einbinden lassen." Der Sautreiber war damit einverstanden, öffnete den Sack, ließ den Hansl heraus, schenkte ihm die ganze Schweinheerde, ließ sich in den Sack hineinbinden und schrie in Einem fort: „„I will schoan, i mag schoan,""

während Hansl nichts Eiligeres zu thun hatte, als die Schweine nach Hause zu treiben.

Wie die Metzger aus dem Wirthshause kamen und den im Sacke schreien hörten: „I will schoan, i mag schoan,“ lachten sie hellauf und sagten: „Du magst wollen oder nicht, du mußt,“ hoben den Sack vom Boden auf und warfen ihn über das Geländer in den Fluß, der ihn sogleich davon trug. „Jetzt hat der Kerl seinen Lohn, sagten sie zu einander, jetzt hat er Feiertag mit seinem Foppen.“

Hansl aber hütete unterdessen ganz wohlgemuth seine Schweinheerde.

Als nun nach einigen Tagen wieder ein Metzger an Hansens Hause vorbei ging und im Anger die große Schweinheerde, den Hansl selbst aber vor der Thüre sich sonnen sah, so wußte er gar nicht, wie das zugehe, und fragte deshalb den Hansl, ob er denn nicht im Wasser ertrunken sei?

„Gar nicht, erwiderte der Gefragte, sondern ich wurde lange fortgetragen, bis endlich der Sack aufging und ich mich an einem Orte befand, wo sich sehr viele Schweine fanden, aber keine Menschen, und damit ich den Weg dahin nicht umsonst gemacht hätte, trieb ich einige Schweine mit mir.“ Der Metzger blieb nicht lange bei dem Hansl, sondern eilte zu seinen Genossen und erzählte ihnen, wie sie wider ihren Willen dem Hansl zu einem so großen Glücke geholfen hätten. „Da müssen wir schon auch nach dieser Gegend hin, um Schweine zu holen, und mit diesen einen großen profitablen Handel anfangen,“ meinten sie. —

Gesagt, gethan; sie legten ihre bessere Kleidung an und machten sich alsogleich auf den Weg, schnurgerade

auf den Fluß zu. Auf dem Weg machten sie aus, daß derjenige, der zuerst hinein springen würde, den Andern zurufen solle: „Kummt", wenn nämlich das Wasser nicht gar zu tief wäre. Wie sie auf der Brücke angekommen waren, sprang einer ganz beherzt in's Wasser, so daß ein lautes Plump erhallte. Die Andern glaubten, er rufe „kummt", und sprangen insgesammt nach, schluckten aber zu viel Wasser und ertranken deßhalb. Hansl hatte aber seit dieser Zeit vor ihnen Ruhe und er konnte ganz gemächlich seine Schweinlein verzehren, wovon er gar fett wurde.

(Mündlich in Zillerthal.)

Inhalt.

